

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Josef Schleiſtein war im tatsächlichen Sinne ein leitender Partearbeiter und ein Intellektueller. Über die in dieser Doppelfunktion angelegten Konflikte sind bekanntlich dicke Bücher geschrieben worden, und nach ihnen hätte es einen Mann wie ihn gar nicht oder nicht mehr geben dürfen. Aber es hat diese Männer und Frauen in der kommunistischen Bewegung immer auch gegeben - wahrscheinlich, weil, trotz ihrer Niederlagen und Deformationen, die politisch-moralischen Zielsetzungen eines originären Marxismus nie erloschen waren. Zumindest gilt dies für die kommunistische Bewegung in der kapitalistischen Hemisphäre der damaligen Zeit. Er war das, was man im Anschluss an Antonio Gramsci einen organischen Intellektuellen der kämpferischen Arbeiterbewegung nennen konnte: als marxistischer Intellektueller aus der kommunistischen Bewegung hervorgegangen und durch sie geprägt. ...“

Josef Schleiſtein hatte Kraft und Verstand seiner reifen Mannesjahre dem Versuch gewidmet, marxistische und leninistische Theorie und Wissenschaft unter den Bedingungen des Metropolenkapitalismus und mit Blick auf die Arbeiterklasse zu entwickeln. Heute scheint dieser Versuch auf den ersten Blick diskreditiert und gescheitert. Aber die Geschichte geht weiter. Der reale Kapitalismus wird jenen Recht geben, die, wie Jupp bis zu seiner letzten Stunde, dabei geblieben sind, in der sozialistischen Neuordnung der Gesellschaft den Ausweg für die Menschheitsentwicklung zu sehen. Neue Generationen werden diese Erkenntnis als ihre eigene gewinnen. Sie werden dabei auch auf das zurückgreifen können, was Marxisten wie Josef Schleiſtein zu ihren Zeiten gedacht und geschrieben haben. ...“

Heinz Jung (1992) über Jupp Schleiſtein (15.3.1915 - 24.7.1992)

Redaktionsanschrift:

Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 50 09 36, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069/53 05 44 06
Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648



Nr. 51, September 2002

Balzer/Lieberam/Münchow - **Die Linke und die Wahlen: Abendroth**

Rechtspopulismus in Europa

Wiegel - **Populismus als Erfolgsrezept**

Butterwegge - **Soziale Demagogie: Demografie, Migration, Armut/Hantke - Rechtspopulismus in Europa/Christen - Italiens Rechtsbündnis**

Bertinotti - **Drei Gründe für ein Scheitern**

Karpantschhof - **Rechtsradikalismus in Dänemark**

Elm - **Criticón - rechtes Hegemonialkonzept**

Militär- und Kriegspolitik in der BRD

Strutynski - **Mit Tabubrüchen zur Normalität**

Pflüger - **Bundeswehr unter Rot-Grün**

Und: Förster - Kant-Impulse im Denken von Karl

Marx/Belina - Kriminalpolitik in den USA

Luft - Nicht zu vergessen: Ökonomische Gesetze

Sowie: Berichte, Buchbesprechungen

Rechtspopulismus

isw sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
Jahresabo: 18 Euro /Ausland: 21 Euro)

Krise und Krieg

Weltwirtschaftskrise – Globaler
Imperialismus – "Krieg gegen den Terror"
(Nr. 49, Dez. 2001), 3,50 EUR + Vers.

Frauenerwerbsarbeit in Deutschland

qualifiziert, unterbezahlt, abrufbar, flexibel
(Nr. 50, März 2002), 2,50 EUR + Vers.

Arbeit und menschliche Würde

Arbeitsbedingungen und Arbeitsbelastungen
(Nr. 51, Juli 2002), 3,00 EUR + Vers.

isw-spezial

Krieg ums Erdöl

(Nr. 15, Dez. 2001), 3,00 EUR + Vers.

**ENRON – Pleite von Wall Street
und Washington**

(Nr. 16, Mai 2002), 2,50 EUR + Vers.

Entwicklung der Medienwirtschaft

Prognosen und Konsequenzen
(Nr. 17, Juni 2002), 2,50 EUR + Vers.

isw-wirtschaftsinfo

Bilanz 2001 – Ausblick 2002

Fakten und Daten zur wirtschaftlichen
Entwicklung

(Nr. 33, März 2002) 3,00 EUR + Vers.

Bestellungen, Gesamtprogramm

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.

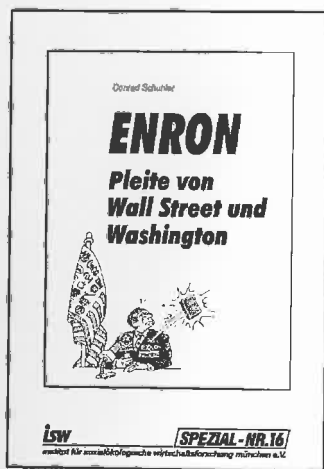
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München

fon: 089-130041, fax 089-168 94 15

email: isw_muenchen@t-online.de

<http://www.isw-muenchen.de>

Neu bei isw!



ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift

13. Jahrgang

Heft 51 (September 2002)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff

Prof. Dr. Ulrich Briefs

Prof. Dr. Dieter Boris

Prof. Dr. Frank Deppe

Prof. Dr. Werner Goldschmidt

Prof. Dr. Horst Heining

Prof. Dr. Jörg Huffschnid

Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling

Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz,

Dr. Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch,

Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel

5 Editorial

- Friedrich-Martin Balzer/Ekkehard Lieberam/Herbert Münchow*
7 **Die Linke und die Wahlen**
Zur Aktualität Wolfgang Abendroths im Bundestagswahlkampf 2002

Rechtspopulismus in Europa

- Gerd Wiegel*
20 **Populismus als Erfolgsrezept**
Form und Inhalt einer erneuerten Rechten – Gefahr auch in Deutschland?
- Christoph Butterwegge*
32 **Demografie, Migration und Armut als Gegenstandsbereiche sozialer Demagogie**
Wie der Rechtspopulismus in Westeuropa den modernen Wohlfahrtsstaat untergräbt
- Martin Hantke*
44 **Auf dem Weg nach rechts außen**
Rechtspopulismus in Europa
- Christian Christen*
54 **Italiens Rechtsbündnis: modern und mehrheitsfähig**
- Fausto Bertinotti*
65 **Drei Gründe für ein Scheitern**
Die Rechtsverschiebung nach den Wahlen in Frankreich
- René Karpantschhof*
69 **Triebkräfte und Funktionsträger des dänischen Rechtsradikalismus**
- Ludwig Elm*
81 **Criticón – Forum für geistig-kulturelle Hegemonie der Rechten (1970-2002)**

Militär- und Kriegspolitik in der BRD

- Peter Strutynski*
95 **Mit Tabubrüchen zur Normalität**
Rot-grüne Außen- und Sicherheitspolitik ist vor allem Kriegspolitik
- Tobias Pflüger*
110 **Von „Friedenspolitik“ zu permanenter Kriegspolitik oder: Die Bundeswehr unter Rot-Grün**

Weitere Beiträge

- Wolfgang Förster*
122 **Kant-Impulse im Denken von Karl Marx**
- Bernd Belina*
137 **Law and Order im „Land of the Free“**
Anmerkungen zu einigen neueren Arbeiten zur Kriminalpolitik in den USA
- Hans Luft*
146 **Nicht zu vergessen: Ökonomische Gesetze**

Berichte

- Dirk Krüger*
154 **Neoliberaler Schulterchluss afrikanischer Eliten**
Zur „Neuen Partnerschaft für afrikanische Entwicklung“
- Robert Steigerwald*
159 **Peter-Weiss – Symposium der Marx-Engels-Stiftung**
27./28. April, Wuppertal
- Victor Rego Diaz*
163 **„Islamischer Fundamentalismus“ vs. „Informationskapitalismus“**
InkriT-Tagung am 9. bis 12. Mai in Berlin
- Arnold Schölzel*
166 **Einheit in Vernunft und Vielfalt der Rationalitäten**
24. und 25. Mai 2002 in Berlin
- Gretchen Binus*
170 **Krieg, neue Weltordnung und sozialistische Programmatik – 100 Jahre John A. Hobson: Der Imperialismus**
Konferenz des Marxistischen Forums der PDS am 1./2. Juni 2002 in Berlin
- Hans G Helms*
175 **Zu Albert Speers Bürokratie der systematischen Verelendung und Deportation der Berliner Juden**
Buchvorstellung am 17. Juni 2002 in Berlin

186 Buchbesprechungen

- Vom deutschen Nationalstolz (Reinhard Kühnl)
Konservative Geschichtsdiskurse und nationale Apologetik (Manfred Weißbecker)
Shoah und Genozide (Guido Speckmann)

- Was ist Kultur? (Karl Unger)
 Rot-grüne Steuerpolitik (Kai Eicker-Wolf)
 Der Mythos der New Economy (Olaf Klenke)
 Das Bündnis zwischen Lohnbeziehern und Rentiers (Jörg Goldberg)
 Arme reiche DDR (Karl Hermann Tjaden)
 Völkerrecht und Machtpolitik (Bernhard H. F. Taureck)
 HKWM Band 5 (Helmut Steiner)
 Wessen Körper ist der Körper – Wessen Welt ist die Welt? (Johan Frederik Hartle)

- 6 Impressum**
109 Vorschau
222 Autorinnen und Autoren

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Hulfsschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz, Dr. Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 32,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 38,-. Das Einzelheft kostet Euro 9,50. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.07.2002

Editorial

Diese Ausgabe von Z erscheint im unmittelbaren Vorfeld der Bundestagswahlen vom September 2002. Sie wird eingeleitet mit einem Beitrag von Wolfgang Abendroth, aus der Sicht der Autoren *Balzer*, *Lieberam* und *Münchow* der „bedeutendste Theoretiker der marxistischen Linken in der Bundesrepublik“ zum Parteiensystem der alten BRD. Abendroth kennzeichnete dieses als „verhülltes Blocksystem“. Die Autoren zeichnen Abendroths Überlegungen zu den vom parlamentarischen System ausgehenden Integrationsmechanismen und zu den Aufgaben der Linken im Zusammenhang mit Wahlen nach und beziehen sie auf die aktuelle Situation. Sie legen ein Schwergewicht ihrer Betrachtung auf die Abendrothsche Analyse der inneren Widersprüche der SPD-Entwicklung seit den fünfziger Jahren (sozialistischer Reformismus vs. integrationalistischer Reformismus) und die heute auf die PDS wirkenden Anpassungszwänge.

Mit den Wahlerfolgen rechtspopulistischer Parteien in Frankreich und den Niederlanden hat sich in diesem Jahr ein Trend fortgesetzt, der schon seit einigen Jahren die europäische Parteienlandschaft verändert: Mit den Regierungsverlusten der „neuen“ Sozialdemokratie in den meisten Ländern Europas verbindet sich der Aufstieg rechtsautoritärer Parteien, die im Verbund mit der etablierten Rechten in etlichen Fällen in Regierungsverantwortung gelangt sind. Dem „Rechtspopulismus in Europa“ ist der Schwerpunkt dieses Heftes gewidmet. Ursachen und Erfolgsbedingungen für diese Entwicklung werden in den Blick genommen.

Mit der Frage, was sich hinter dem Begriff des „Rechtspopulismus“ verbirgt und wie sich diese Strömung von der extremen Rechten unterscheidet, beschäftigt sich *Gerd Wiegel*. Stil und Inhalt rechtspopulistischen Auftretens stehen dabei im Mittelpunkt, wobei vor allem die Verbindung gänzlich konträrer Ideologiemomente als Erfolgsbedingung ausgemacht werden. An einzelnen Länderbeispielen wird dieser Erklärungsansatz konkretisiert. Anhand der Diskurse zur Zuwanderung, zur demografischen Entwicklung und der Verknüpfung beider Diskurse verdeutlicht *Christoph Butterwegge*, wie die Ethnisierung der sozialen Frage zum Einfallstor für rechtspopulistische Argumentationen auch in Deutschland gemacht wird. Hier ist es vor allem die „politische Mitte“, die diesen Prozess vorantreibt. *Martin Hantke* erörtert die europäische Entwicklung des Rechtspopulismus sowie die inhaltlichen Gemeinsamkeiten der jeweiligen Parteien. *Christian Christen* verdeutlicht die Erfolgsbedingungen und die veränderte Situation der zweiten italienischen Rechtsregierung unter Berlusconi. Die ungleichen Partner dieser Koalition bedienen verschiedene Erwartungen und gewährleisten so die größere Elastizität des aktuellen Bündnisses. Die Frage nach dem Versagen der Linken und ihrer Verantwortung für den Aufstieg der populistischen Rechten steht im Mittelpunkt der Analyse *Fausto Bertinottis* zu den jüngsten Wahlen in Frankreich. Die autoritäre Rechte wird hier als eine Erscheinung des gegenwärtigen Kapitalismus ausgemacht, der die Regierungslinke offensichtlich nichts entgegenzusetzen hat. *René Karpantschhof* verfolgt die Entwicklung der extremen

Rechten in Dänemark seit den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Angesichts einer veränderten Rechten stellt sich die Frage nach der Bedeutung des traditionellen Konservatismus. Für die Bundesrepublik geht *Ludwig Elm* dieser Frage anhand der Geschichte des konservativen Theorieorgans *Criticón* nach, dessen politische Interventionen über dreißig Jahre bis in die Gegenwart nachgezeichnet werden.

Peter Strutynski bilanziert vier Jahre Außen- und Sicherheitspolitik der rot-grünen Regierungskoalition und kommt zu dem ernüchternden Ergebnis, dass mit Schlagworten wie „Normalität“ und „Verantwortung“ eine Politik durchgesetzt wurde, die darauf setzt, unter dem Anspruch von Friedenssicherung und Stabilität weltweit in Konflikte militärisch intervenieren zu können. *Tobias Pflüger* belegt, wie die Bundeswehr zur Umsetzung dieser Politik umstrukturiert wurde und in ihrem Kernbereich eine kriegsführungsfähige Interventionsarmee geworden ist.

In die von Z gepflegte Rubrik „Marxforschung“ gehört der Beitrag von *Wolfgang Förster*, der Bezugspunkten zu Kant im Denken von Marx nachgeht und damit dem Weg von der „Kritik der reinen Vernunft“ zur „Kritik der politischen Ökonomie“. Der Beitrag gibt zugleich eine Übersicht zu Aspekten der Kant-Forschung in der DDR. *Bernd Belina* liefert einen kritischen Überblick über die neuere amerikanische Literatur zu Justizwesen und Strafgerichtsbarkeit in den USA und belegt den repressiven Charakter dieses Systems. *Hans Luft* diskutiert den Unterschied zwischen juristischen und ökonomischen Gesetzen. Des weiteren enthält dieses Heft wieder zahlreiche Tagungsberichte und Buchrezensionen.

Am 24. Juli 2002 jährte sich zum zehnten Male der Todestag von Josef Schleiße. Jupp, wie er von Freunden und Genossen genannt wurde, war von 1968 bis 1981 Leiter des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen und blieb dem IMSF auch danach als Mitarbeiter und Berater verbunden. Bis zu seinem Tode war er Mitherausgeber von Z. Wir erinnern an Jupp Schleiße als einen großen kommunistischen Intellektuellen und einen herausragenden Vertreter jenes klassischen Marxismus, der seinen praktischen Bezugspunkt in der Arbeiterbewegung und der Oktoberrevolution suchte. Die Erfahrungen von Verfolgung und Exil, legalem und illegalem Kampf, von Aufstieg und Zusammenbruch des Realsozialismus haben sein Leben und Denken geprägt und ihn nicht darin ermüden lassen, nach Wegen für das sozialistische Projekt einer befreiten Gesellschaft zu suchen. Jupp gehört zu jenen, die mehr als eine Generation von Marxisten in der Bundesrepublik geprägt haben.

Friedrich-Martin Balzer/Ekkehard Lieberam/Herbert Münchow

Die Linke und die Wahlen

Zur Aktualität Wolfgang Abendroths im Bundestagswahlkampf 2002

Wolfgang Abendroth, 1951 bis 1972 Inhaber des Lehrstuhls für „wissenschaftliche Politik“ an der Philipps-Universität Marburg, war der bedeutendste Theoretiker der marxistischen Linken in der Bundesrepublik. Mehr als 30 Jahre lang hat er die Parteien- und Parlamentsentwicklung in der Bundesrepublik, die Bundestagswahlkämpfe und deren Ergebnisse analysiert und bewertet. Zahlreiche Publikationen behandeln direkt diese Thematik. Andere wissenschaftliche Arbeiten – wie sein Buch „Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie“ – erörtern wichtige Teilaspekte im Zusammenhang mit der deutschen Parteiengeschichte. Manches davon war zeitbedingt, manches – so seine Gedanken zu den Aufgaben einer demokratischen und sozialistischen Opposition im Wahlkampf oder zum Problem des „kleineren Übels“ – liest sich als Beitrag zum Bundestagswahlkampf 2002, erhellt zumindest relevante Zusammenhänge und Tendenzen.

Wahlen als politischer Lernprozess der Arbeitnehmerklasse

Der aktuelle Gewinn, der sich beim Lesen der Schriften von Abendroth zur Parteien- und Wahlproblematik ergibt, resultiert ganz wesentlich aus der Einheit von politischer Handlungstheorie und theoriegeleiteter Praxis im Geiste von Karl Marx. Seit 1953 hat Wolfgang Abendroth mit eigenständigen Positionen in die Bundestagswahlkämpfe eingegriffen. Zunächst hat er für die SPD Partei ergriffen, sich 1968/1969 für die ADF (Aktion Demokratischer Fortschritt) engagiert, 1972 die Verhinderung einer CDU/CSU-Mehrheit zur wichtigsten Aufgabe der Arbeiterklasse erklärt, 1976 die Wahl der DKP empfohlen, 1980 die Kampagne „Stoppt Strauß“ unterstützt und 1983 die Wahl der Grünen für möglich gehalten.

Abendroth ging davon aus, dass „die Theorie des sozialistischen und demokratischen Humanismus, wie sie seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Karl Marx und Friedrich Engels in der Gesellschaft des liberalen Kapitalismus entwickelt wurde, die Grundlagen bietet, auch die Gesellschaft des Spätkapitalismus [...] zu verstehen und zu ihrer Lösung anzuleiten.“¹ Er vertrat eine auf die Veränderung der Praxis gerichtete soziologisch fundierte Politiktheorie, die ein Politikverständnis beinhaltet, in dessen Mittelpunkt die Realität der klassengespaltenen kapitalistischen Gesellschaft mit diametral entgegengesetzten Interes-

¹ W. Abendroth: Zur Einführung: Politische Wissenschaft als politische Soziologie. In: Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie. Aufsätze zur politischen Soziologie, Neuwied 1967, S. 12.

sen steht: „Politik ist ihrem Wesen nach *kontrovers*, weil sie auf Herrschaftserhaltung oder Herrschaftsaufhebung gerichtet ist.“² Es geht ihm „um eine politische Theorie, die die Gesamtstruktur der Gesellschaft sichtbar macht und ihre Widersprüche erhellet, aber aus der Entfaltung dieser Widersprüche die Möglichkeit humanitärer Umstrukturierung der Gesellschaft dartut.“³

Es ist nur konsequent, dass Abendroth die Voraussetzungen, die Mittel und Wege zur Durchsetzung der Interessen der „Arbeitnehmerklasse“⁴ in den Mittelpunkt seiner Theorie stellt. Nur diese „Sozialschicht“ kann nach seiner Meinung „die machtpolitisch allein wirksame Grundlage einer Tätigkeit der Linken in Deutschland sein.“⁵ Sie hat „noch immer ein *objektives* Gesamtinteresse [...] in Richtung einer Umformung einer noch immer durch Herrschaftsstrukturen bestimmten Klassengesellschaft in eine an der Gleichberechtigung aller Gesellschaftsmitglieder orientierte klassenlose Gesellschaft.“⁶ Zum erstenmal in der Geschichte besteht die Möglichkeit, „zur Erfüllung der materiellen Bedürfnisse eines jeden und damit der kulturellen Freiheit für alle zu gelangen“. „Diesen Kampf zu führen und in jedem täglichen Ringen um Erhaltung und Verbesserung der Lebenslage der breiten Massen das Bewusstsein seiner Ziele und seiner Einheit zu erhalten, ist die geschichtliche Aufgabe der Sozialdemokratie“,⁷ schrieb er in seinem Alternativentwurf zum Godesberger Programm der SPD im Jahre 1959.

Wolfgang Abendroth sprach – hinsichtlich der fünfziger, sechziger, siebziger und achtziger Jahre – vom „Verschwinden des im früheren Sinne sozialistischen Bewusstseins der existenten Organisationswelt der Arbeit und damit aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben der Bundesrepublik“ – eine Tendenz, die sich heute noch verstärkt hat. Ursachen hierfür sah er vor allem in „sehr konkreten geschichtlichen Bedingungen“ und in „der Veränderung der sozialen Lage der Arbeiter in der Bundesrepublik“, auch in der „Vernichtung der alten Kader der Arbeiterbewegung im Dritten Reich“ und in der „Enttäuschung über die Fehlschläge von sozialen Umgestaltungen nach 1948“

² W. Abendroth: Zur Einführung: Politische Wissenschaft als politische Soziologie. a. a. O., S. 11.

³ W. Abendroth: Politischer Pragmatismus oder politische Theorie. In: Werkhefte, 6/1962, S. 226 f.

⁴ Unter „Arbeitnehmerklasse“ verstand Abendroth die um Angestellten- und begrenzte Beamten-schichten erweiterte Arbeiterklasse. Das Organisationsgefüge der Arbeitnehmerklasse sah er in der Gewerkschaftsbewegung. Vgl. W. Abendroth: Zur Lage der ADF und der außerparlamentarischen Opposition nach der Bundestagswahl. In: marburger blätter, 20. Jg., (1969), H. 128, (November), S. 2 und S. 10. Zugleich sprach er auch von der „Klasse der abhängig Arbeitenden“. Vgl. z. B. Die nächsten Aufgaben der Sozialisten nach dem Sieg. In: Sozialistische Korrespondenz, 23/1972, S. 4.

⁵ W. Abendroth: Das Unbehagen organisieren, a. a. O., S. 11.

⁶ W. Abendroth: Die soziale Struktur der Bundesrepublik und ihre politischen Entwicklungstendenzen. In: A. a. O., S. 36.

⁷ Alternativentwurf von Wolfgang Abendroth zum Godesberger Programm der SPD, in: Partei der Arbeitnehmerklasse oder Volkspartei, mit einer Einführung von Ekkehard Lieberam und Herbert Münchow, Schriften aus dem Liebknecht-Haus, Leipzig 6/2000, S. 23.

und in „negativen Erscheinungen in der DDR“ sowie den Wirkungen der „Ideologie des Kalten Krieges“.⁸ Er verwies darauf, dass „die Interessen der Arbeitnehmer [...] für deren Majorität z. Z. unerkennbar geworden sind, weil ihr Bewußtsein [...] wegen der Verfügungsgewalt der herrschenden Klassen über die Massenkommunikationsmittel und den Bildungsapparat der Gesellschaft durch die Ideologien der herrschenden Klassen überformt“ sei.⁹ Er stimmte Günter Gaus zu, der im Spiegel geschrieben hatte: „Dies ist eine Klassengesellschaft. Außer dem Bewußtsein davon, fehlt ihr keines der einschlägigen Kriterien.“¹⁰

Dieses Bewusstsein bei der Arbeitnehmerklasse wieder zu wecken, war das zentrale Anliegen Wolfgang Abendroths gerade auch in den Bundestagswahlkämpfen. Vor allem in den Debatten Ende der sechziger Jahre wandte er sich gegen theoretische Konzepte, die ausgehend von der Realität einer „eingeschliffenen Arbeiterklasse“ die Schlussfolgerung zogen, die Beteiligung an Wahlen und an parlamentarischer Tätigkeit hätte ihre Bedeutung für die Linke verloren.

Der „großen Verweigerung“, wie sie Herbert Marcuse empfahl, bzw. der kategorischen Einschätzung von Johannes Agnoli, Wahlen und Parlamente hätten ihre „emanzipatorische Qualität“ eingebüßt, stellte er seine Position entgegen, dass „*der Kampf um das Parlament und im Parlament* von entscheidender Bedeutung ist“,¹¹ aber eben nur dann, wenn sowohl die parlamentarische Tätigkeit als auch der Wahlkampf dem Ziel dienen, eine „ideologische und organisatorische Gegenmacht“¹² aufzubauen.

Der Wahlkampf habe im Sinne August Bebels nicht „Wähler-Illusionen nachzulaufen“ oder „billige Konzessionen an Tagesstimmungen“ zu machen, er diene auch nicht „dem Stimmenfang um jeden Preis, sondern der systematischen Erziehung der Wähler zu proletarischem Klassenbewusstsein und demokratischer politischer Verantwortlichkeit“.¹³ Die Wahlkampfführung hat die zentralen wirklichen Probleme der bundesdeutschen Politik „in den Wahl-

⁸ Vgl. W. Abendroth: Die soziale Struktur der Bundesrepublik und ihre politischen Entwicklungstendenzen. In: Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie, a. a. O., S. 34.

⁹ W. Abendroth: Das Problem der Rolle der Studenten und der Intellektuellen in den Klassenauseinandersetzungen der spätkapitalistischen Gesellschaft. In: Das Argument, H. 45, (1967), S. 409.

¹⁰ W. Abendroth: Leserbrief zu Günter Gaus: Harzburger Front in Bonn; Spiegel Nr. 43/1970. In: Der Spiegel, 24. Jg., (1970), Nr. 44 vom 26. Oktober 1970, S. 10 ff.

¹¹ W. Abendroth: Wahlalternative 1969? In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1968, S. 341 f.

¹² W. Abendroth: Die Stellung der Sozialisten zu bürgerlicher Demokratie, autoritärem Staat und Faschismus. In: W. Abendroth: Arbeiterklasse, Staat und Verfassung. Materialien zur Verfassungsgeschichte und Verfassungstheorie der Bundesrepublik. Hrsg. und eingeleitet von Joachim Perels, Frankfurt/Main 1975, S. 234.

¹³ W. Abendroth: August Bebel, der Volkstribun in der Aufstiegsperiode der deutschen Arbeiterbewegung. In: W. Abendroth: Antagonistische Gesellschaft a.a.O., S. 396 f.

kampf hineinzuzwingen“.¹⁴ Nur wenn die Wähler dabei selbst aktiv in die Auseinandersetzungen eingriffen, könne der Manipulationsmechanismus der Wahlen durchbrochen werden.

Die Tätigkeit der Sozialisten im Parlament muss nach Wolfgang Abendroth den gleichen Zielen verpflichtet sein. Der Wähler muss erkennen können, „daß die Partei ständig auch außerhalb der Wahlkämpfe – seine Interessen gegen das Finanzkapital, dessen Manager und dessen Regierung klar und unachgiebig vertritt.“¹⁵ Das Parlament ist vor allem als „Tribüne zur Mobilisierung der Unterklassen gegen ihre herrschenden Klassen und zur Entwicklung ihres politischen Bewußtseins“ zu nutzen.¹⁶ Parlamentarische Tätigkeit der Linken ist deshalb auch „niemals ausschließlich auf reformhafte Erzielung kleinerer Kompromisse zugunsten der Arbeiter und ihrer Bündnisgruppen gerichtet gewesen.“¹⁷

Das Parteiensystem als „verhülltes Blocksystem“

Aus marxistischer Sicht analysierte Wolfgang Abendroth die qualitativen Wandlungen im bundesdeutschen Parteiensystem als „verhülltes Blocksystem“,¹⁸ und zeigte die politischen Konsequenzen dieser Wandlungen für die Demokratiefrage und die Verfassungswirklichkeit auf.

Das Parteiensystem, wie es sich zunächst nach 1945 in den Westzonen herausbildete, ähnelte zunächst noch in vieler Hinsicht dem der Weimarer Republik. Der Klassenantagonismus trat als Gegensatz zwischen den bürgerlichen Parteien CDU/CSU, FDP und DP sowie den Arbeiterparteien SPD und KPD in Erscheinung.

Die KPD war bereits nach 1945 im Verhältnis zur SPD deutlich geschwächt gegenüber der Endphase der Weimarer Republik (bei den Landtagswahlen vom Oktober 1946 bis Oktober 1947 hatte die SPD 35,8 Prozent und die KPD 9,5 Prozent der Stimmen bekommen).¹⁹ 1949 errang die KPD bei den Bundestagswahlen noch 5,7 Prozent der Stimmen und zog mit Fraktionsstärke in den Bundestag ein. Ab 1953, die KPD fiel mit 2,3 Prozent deutlich unter die Fünfprozent-Hürde, wurde dann immer deutlicher, dass das Parteiensystem der Bundesrepublik eine Entwicklung hin zur Systemkonformität nahm.

Die KPD wurde 1956 verboten. Die SPD gab ihre oppositionelle Haltung nach und nach in allen wesentlichen Fragen der Innen- und Außenpolitik auf. Das innere Leben der Parteien und Verbände veränderte sich auch insofern

¹⁴ W. Abendroth: Was tun gegen Strauß? In: Die „Neue“ diskutiert, Berlin o. J. (1980), S. 11.

¹⁵ W. Abendroth: Leitsätze nach dem Mißerfolg (Leserbrief). In: Vorwärts v. 8. 11. 1957, S. 8 f.

¹⁶ W. Abendroth: Ein Leben in der Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M., 1981, S. 96.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ W. Abendroth: Das Parteiensystem der Bundesrepublik als verhülltes Blocksystem - Verfassungsauftrag und Verfassungswirklichkeit. In: Stimme der Gemeinde, 6/1965, Sp. 169 ff.

¹⁹ Vgl. Autorenkollektiv: Das politische System der BRD, Berlin 1985, S. 348.

gegenüber dem der Weimarer Republik, als damals eine Tagespresse existierte (die nach 1945 in den Westzonen nicht wieder entstand), die im Interesse der „sozialen Unterschichten“ wirkte und „ein Gegengewicht gegen die herrschenden Meinungen herrschender Klassen“²⁰ repräsentierte.

Die Transformation des bundesrepublikanischen Parteiensystems, so schrieb Wolfgang Abendroth, habe sich gegen den verfassungsrechtlichen Auftrag vollzogen, nach dem Parteien „die aktivsten Teile des Volkes organisieren, um die alternativen Möglichkeiten politischer Lösungen zu entwickeln, über die dann die Wähler entscheiden können.“²¹ Die Ablösung des „Gegensatzes“ durch die „Gemeinsamkeit“ der Parteien würde dazu führen „den Sinn des demokratischen politischen Systems auf(zu)lösen und die Konstruktionsgrundlagen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung des Grundgesetzes (zu) zerstören, denn sie nimmt Parteibürgern wie Wählern die Entscheidungsmöglichkeiten und damit die Chance echter politischer Einflussmöglichkeit.“²² Real habe sich einerseits ein „Verzicht auf inhaltliche Aussagen und konkrete Vorstellungen der politischen Parteien“²³ vollzogen. „Die damit verbundene Entpolitisierung der Wähler und Parteibürger verstärkt andererseits die Entdemokratisierung der Gesellschaft. Wird nämlich die politische Auseinandersetzung zwischen den Parteien nicht mehr um wichtige inhaltliche Fragen, sondern nur noch um die Auswahl von Führungskadern geführt, so ist die notwendige Folge, daß sich die qualitativ besseren und politisch interessierten Teile des Volkes für diese Auseinandersetzung nicht mehr so stark engagieren, daß sie noch bereit wären, ihre Zeit für die Tätigkeit in einer Partei zu opfern.“²⁴ Die bereits in der Vergangenheit vorhandene „bloße Konsumentenreaktion“, die sich auf die Akklamation „auswechselbarer, mehr oder minder demagogischer ‚Führer‘“ beschränkt, werde von den Parteien nicht mehr zurückgedrängt. „Jetzt wird es ihr Hauptzweck, sie auszunutzen und auch zu verstärken. Die notwendige weitere Folge dieser ‚Entideologisierung‘, die in Wirklichkeit die monopolistische Beherrschung der Gesellschaft durch die jede Gesellschaftskritik negierende Ideologie der Ideologielosigkeit zum Inhalt hat, ist deshalb die Umwandlung der Wahlkämpfe in eine Konkurrenz von Werbetechnikern, die unter Verwendung aller modernen Informationsmittel (und gleichzeitig Manipulationsmittel) in Anpassung an das niedrigstmögliche geistige und politische Niveau des Wählers die Wortführer der Parteien als Stars aufbauen.“²⁵

²⁰ W. Abendroth: Die soziale Struktur der Bundesrepublik und ihre politischen Entwicklungstendenzen. In: A. a. O., S. 45.

²¹ W. Abendroth: Das Problem der innerparteilichen und innerverbandlichen Demokratie in der Bundesrepublik, in: Antagonistische Gesellschaft, a. a. O., S. 284.

²² Ebenda.

²³ Ebenda.

²⁴ Ebenda, S. 306.

²⁵ Ebenda, S. 306 f.

Bis heute hält in der Linken die Auseinandersetzung darüber an, ob und inwieweit die durch eine Reihe von soziologisch und machtpolitisch bedeutsamen Zwängen bedingte Entwicklung der parlamentarisch wirksamen Parteien zur „grundsätzlich gleichen Haltung“ in der Innen- und Außenpolitik unaufhaltsam und irreversibel ist. Mittlerweile – seit dem Tod von Wolfgang Abendroth – liegt die Erfahrung mit den Grünen bzw. Bündnisgrünen vor. Diesen gelang 1983, als Sprachrohr der außerparlamentarischen Bewegung und als radikale Opposition gegen die Politik der etablierten Parteien, mit 5,6 Prozent der Zweitstimmen der Einzug in den Bundestag. Im Bundestagswahlkampf 2002, mittlerweile seit 1998 Juniorpartner der sozialdemokratisch geführten Bundesregierung unter Gerhard Schröder, stehen sie für nahezu alle politischen Inhalte – soziale Demontage, Law-and-Order, Einschränkung des Asylrechts, Militarisierung der Außenpolitik –, gegen die sie einst angetreten sind.

Die Parteiengeschichte der Bundesrepublik hat somit in zweierlei Hinsicht Wolfgang Abendroth Recht gegeben. *Zum einen* hatte er Recht in der Auseinandersetzung mit jenen, die in den sechziger Jahren erklärten, angesichts der „Problemlosigkeit der Situation“, des Fehlens ernstlicher sozialer Konflikte in der spätkapitalistischen Massengesellschaft, sei das Verschwinden und das Fehlen einer echten Alternative im Parlament eben unvermeidlich. Tatsächlich waren die Konflikte so intensiv, dass immerhin zweimal (hinsichtlich der Grünen und der PDS) alle Mechanismen der Abschottung des Bundestages gegen Parteien mit „alternativen Charakter“ versagten. *Zum anderen* wirkten aber auch alsbald bei diesen zwei Parteien die von Abendroth genannten Faktoren – das bürokratische Eigeninteresse der Parteiführungen, die parlamentarischen Zwänge, die Hinwendung zur politischen Reklame in den Wahlkämpfen usw. – in Richtung Anpassung und unterstrichen die enorme Integrationskraft des Parteien- und Parlamentssystems gegenüber systemoppositionellen Parteien.

Modifizierte Widersprüchlichkeit der SPD

Bei den Bundestagswahlen 1957 waren aus der Sicht von Wolfgang Abendroth die Dinge in der SPD bereits entschieden. „Nach der Wahlniederlage des Jahres 1953 verzichtete die SPD mehr und mehr darauf, auch nur Reste eines Klassenstandpunktes aktiv zu vertreten, geschweige denn, systematisch und durchdacht neues Klassenbewußtsein zu bilden“,²⁶ äußerte er in seinen Gesprächen für das Buch „Ein Leben in der Arbeiterbewegung“.

In seiner 1963 zuerst erschienenen Monographie „Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie“ ging Wolfgang Abendroth im einzelnen den Ursachen und Etappen der Transformation der SPD nach. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts sei mit der Entstehung einer „breite(n) Schicht von Berufspolitikern und Parteiangestellten“ eine entscheidende Weichenstellung in diesem Prozess erfolgt: „Damit rückte die Gesamtproblematik der *bürokratischen Institutionalisierung* und ihrer Folgen in den Vordergrund: Die

oligarchischen Tendenzen gegenüber der Parteiendemokratie, wie sie zuerst Robert Michels beschrieben, wenn auch nicht realsoziologisch analysiert hat, wurden ständig stärker. Nun war der *reale Träger der Integrationsideologie* geboren, eine neue Sozialschicht, die aus der Bürokratie der Partei (einschließlich ihrer parlamentarischen Repräsentanten) und der Arbeiterverbände (vor allem der Gewerkschaften und Genossenschaften) bestand. Sie war an der verwaltungsmäßigen Fortführung der Partei in der gegebenen Existenzweise interessiert und dachte konservativ im Rahmen dieser Aufgabe, ohne über ihre eigene Situation in der Gegenwart hinausdenken zu wollen und zu können.“²⁷

Zum Weg der SPD in der Bundesrepublik von der „Kritik zur Anpassung“, wenige Jahre nach ihrer Konstituierung, merkte Abendroth an: „Nachdem die Wahlen von 1953 nur einen bescheidenen Aufschwung gegenüber 1949 erbracht hatten, verlor die Parteiführung die Geduld und lief den Massenstimmungen des Wirtschaftswunders nach, statt sie als Operationsgrundlage zu betrachten und zu gestalten. Der Volkstribun Kurt Schumacher mit seiner Tradition des Widerstandskampfes war am 20. August 1952 gestorben, aber der Dortmunder Parteitag hatte noch in seinem Schatten gestanden. Das *Berliner Aktionsprogramm von 1954* begann dagegen schon, sich nicht mehr als ein Schritt im Prozeß der Willensbildung, sondern als Begrenzung der Zielsetzung zu empfinden. Nach der nächsten Enttäuschung in den Bundestagswahlen 1957, die zwar einen weiteren Aufstieg, aber nicht den erhofften (jedoch damals völlig unmöglichen) Wahlsieg gebracht hatten, folgte auf dem *Godesberger Parteitag von 1959* die Formulierung eines Programms, das nun (für das Bewußtsein der Majorität der Parteiführung endgültig) sowohl die alten *sozialistischen Zielvorstellungen* als auch die *Methode der bewußten Entwicklung des Klassenbewußtseins* der Arbeitnehmer gegen das oligopolistische Kapital zu den Akten legte.“²⁸

Fünfzehn Jahre später, in der vierten Auflage seines Buches zur Sozialdemokratie, skizzierte Abendroth die weitere Entwicklung der SPD von der „Anpassungs-, Opposition“ zur Regierungspartei. Da sich die CDU/CSU täglich „als deutlicher Sachwalter der Unternehmer- und Monopolinteressen in jeder gewerkschaftlichen Auseinandersetzung“ entlarvte, verlor sie „ständig an Einfluß auf die ihr früher hörigen katholischen Arbeiter, auch auf weibliche Arbeitnehmer und bald sogar auf Angestellte und untere und mittlere Beamte.“ So nahmen die Stimmenzahlen der SPD von Wahl zu Wahl zu. „Die Parteiführung der Sozialdemokratie wertete diese Wahlerfolge als Bestätigung ihres Kurses des totalen Verzichts auf Erziehung zu Klassenbewußtsein und auf sozialistische Richtziele.“ Sie teilte immer deutlicher „die Überzeugung der

²⁷ W. Abendroth: Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie, in: Friedrich-Martin Balzer (Hrsg.): Wolfgang Abendroth für Einsteiger und Fortgeschrittene, Bonn 2001, CD-Rom, S. 42. Die CD enthält auch die erste Werkbibliographie der gesammelten Schriften von Wolfgang Abendroth (über 1000 Titel).

²⁸ Ebenda, S. 79 f.

²⁶ W. Abendroth: Ein Leben in der Arbeiterbewegung, a.a.O., S. 245.

bürgerlichen Sozialwissenschaft“, die „soziale Marktwirtschaft“ sei, kombiniert mit auf gewerkschaftlichen Druck hin gewährten Konzessionen (also durch den Staat vermittelte) und lohnpolitischen Konzessionen in der Lage, „die Vollbeschäftigung ewig krisenfrei (zu) erhalten oder doch im Falle leichter Schwankungen ohne Schwierigkeiten, keynesianisch' leicht (zu) balancieren.“²⁹ Einziges Ziel der Politik der SPD-Führung sei es gewesen, „durch diese Anpassung an die herrschenden Vorstellungen in der Gesellschaft (die den Ideologien der herrschenden Klassen, der Monopolbourgeoisie entsprachen) die ‚Regierungs- und Koalitionsfähigkeit‘ zu erwerben.“³⁰

Mit der „Großen Koalition“, deren Bedeutung für den Wandel der SPD Abendroth in verschiedenen Schriften untersuchte, wurde dies dann 1967 erreicht: „Die SPD wurde nun als Hilfsmittel herangeholt, um die alten Kräfteverhältnisse zu stabilisieren und die Lösung [...] der Rezessionsschwierigkeiten [...] zu garantieren.“³¹

Gegenüber der Rolle der SPD in der Weimarer Republik sah Abendroth Veränderungen, aber auch Kontinuität: „Sie blieb durchaus eine teils Mitglieder-, teils Wähler-Partei der abhängigen Arbeiter und ist es objektiv – obwohl sie sogar das seit dem Godesberger Programm von 1959 ableugnet – noch immer; wäre sie es nicht mehr, könnte sie auch keine größeren Wahlerfolge mehr haben. Aber sie ist dabei nur reformistische Partei innerhalb der monopolkapitalistischen Gesellschaft.“³²

Das Verdienst von Wolfgang Abendroth ist es, dass er von diesem Widerspruch ausgehend eine taugliche Einschätzung vorgelegt hat, wie ungeachtet der Rolle der SPD-Führung als „Komplize des Klassegegners“³³ es immer wieder zu einem – oft schroffen – Hin und Her in der Politik und Programmatik der SPD kommt. Seine Erklärung, die zugleich auch ein prognostisches Moment hat, basiert darauf, dass „reformistische Klassenparteien“ wie die SPD „stets nebeneinander zwei in sich widerspruchsvolle, aber personell wie programmatisch in stetem Übergang zueinander befindliche Tendenzen entwickeln. Reformistisches Denken kann einerseits eine (auf sozialistische Umgestaltung als fernes Ziel gerichtete) Frühform der Entwicklung von eigenem Klassenbewußtsein abhängig Arbeitender sein, das sich im Gegensatz zum Monopolkapitalismus weiß und gegen ihn richtet; dann handelt es sich um sozialistischen Reformismus. Aber es kann andererseits die Denkschemata der herrschenden Klasse kritiklos übernehmen, lediglich gelegentliche Konzessionen materieller Art für sich erhoffen (ohne sie erkämpfen zu wollen), also Klassenbewußtsein nicht verbreiten, sondern auflösen wollen; dann handelt es sich um integrationalistischen Reformismus.“³⁴

In der Weimarer Republik schwankte die SPD „ständig zwischen diesen beiden Möglichkeiten“. In der „integrationalistisch geführten Partei“ entstand eine „(in bestimmten Situationen sehr breite) sozialistisch-reformistische Opposition“, der häufig sehr große politische Konzessionen gemacht werden mussten. Wandlungen der SPD nach links konnten sich „jeweils nur dann durchsetzen [...], wenn entweder durch spontane Massenaktionen (wie 1918) oder durch eine systematische und kluge Strategie der Kommunisten (meist durch Einheitsfront-Angebote zugunsten konkreter Forderungen wie 1920, 1923 und 1926) der sozialistisch-reformistischen Opposition gegen die integrationalistisch-reformistische Leitung der Sozialdemokratie Rückhalt gewährt wurde.“³⁵

Die Entfaltung des „Widerspruchs zwischen sozialistischem und integrationalistischem Reformismus“, so schätzte Abendroth 1979 ein, hat sich gegenüber der Weimarer Republik in der Bundesrepublik „im Grunde lediglich mit mehreren neuen Modifikationen wiederholt und zur gegenwärtigen Konstellation übergeleitet.“³⁶

Hinsichtlich der „Modifikationen“ dieses Widerspruchs gegenüber der Weimarer Republik wies Abendroth vor allem auf drei Faktoren hin: Auf das Fehlen einer starken kommunistischen Partei, auf die Verlagerung „im inneren Willensbildungsprozeß“ in den sechziger Jahren von den Industriearbeitern hin zu „Angehörigen des ‚öffentlichen Dienstes‘ und der ‚Mittelschichten““ und auf die Veränderung des Verhältnisses der großen Industriegewerkschaften zur SPD (nicht mehr „auf ihrem rechten Flügel“, sondern „links von der SPD“) hin.³⁷

Bereits die ersten Monate der sozialdemokratisch geführten Bundesregierung unter Gerhard Schröder machten deutlich, dass die Interessen und die Stimmung der abhängig Beschäftigten immer noch, wenn auch abgeschwächt, auf die SPD-Politik einwirken. Der politische Kurs dieser Regierung ab März 1999 offenbarte jedoch die Tatsache, dass die dominierende integrationalistische Richtung in der SPD entschieden gestärkt und neoliberal ausgerichtet worden ist.

Die Regierung Schröder – auch das Resultat einer breiten Proteststimmung gegen die antisoziale Politik unter Helmut Kohl – stand zunächst unter einem entsprechenden gesellschaftlichen wie parteiinternen Erwartungsdruck. Georg Kronawitter, ehemals SPD-Oberbürgermeister von München, fasste dies in

Die Regierung Schröder – auch das Resultat einer breiten Proteststimmung gegen die antisoziale Politik unter Helmut Kohl – stand zunächst unter einem entsprechenden gesellschaftlichen wie parteiinternen Erwartungsdruck. Georg Kronawitter, ehemals SPD-Oberbürgermeister von München, fasste dies in

²⁹ Ebenda, S. 85.

³⁰ Ebenda, S. 85 f.

³¹ W. Abendroth: Sozialistisches Zentrum – notwendige politische Gegenmacht. In: Sozialistische Hefte, 3/1968, S. 160.

³² W. Abendroth: Die Europa-Wahlen und die gegenwärtige Funktion der westdeutschen Sozialdemokratie. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1979, S. 406.

³³ W. Abendroth: Über die Notwendigkeit sozialistischer Opposition. In: Informationen der sozialistischen Opposition, in: Extra, 1/1967, S. 6.

³⁴ W. Abendroth: Die Europa-Wahlen ..., a.a.O., S. 407.

³⁵ Ebenda, S. 408.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Ebenda, S. 410.

einem Brief an Gerhard Schröder in die Worte: „Wir müssen den Mumm haben, den Superreichen den Satz entgegenzuschleudern: Jetzt seid ihr dran.“³⁸ Teile der SPD-Führung wollten augenscheinlich – durchaus im Rahmen eines integrationalistischen Reformismus – eine Art Neuauflage der Reformpolitik unter Willy Brandt Anfang der siebziger Jahre. Konkrete Maßnahmen wie die Rücknahme der Kürzungen von Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall und der Verschlechterungen im Kündigungsschutz 1998/99 konnten als Beginn einer tatsächlichen „politischen Wende“ gewertet werden.

Mit dem Abgang von Lafontaine und dem Diktum von Schröder, in Deutschland könne man nicht „gegen die Wirtschaft regieren“, erwies sich dies endgültig als Illusion. Schröder setzte eine „Große Steuerreform“ zu Gunsten der großen Unternehmen durch, wie sie unter einer CDU/CSU-geführten Bundesregierung kaum durchsetzbar gewesen wäre. Im April 1999 waren es ausge-rechnet ein sozialdemokratischer Bundeskanzler und ein sozialdemokratischer Verteidigungsminister, die mit dem Prinzip brachen „Von Deutschland darf nie wieder ein Krieg ausgehen“ und den Befehl gaben, zusammen mit den USA und anderen NATO-Staaten einen Aggressionskrieg gegen Jugoslawien zu führen.

Ganz offenkundig haben sich Veränderungen hinsichtlich des „integrationalistischen Reformismus“ der SPD-Führung vollzogen, die die Widersprüchlichkeit der Sozialdemokratie modifizieren und die demokratische Funktionsweise des Parteien- und Wahlsystems weiter abschwächen.

Der Hintergrund für diese Veränderungen ist insbesondere eine Forcierung der imperialistischen Globalisierung, sowie eine rapide Verschiebung des politischen Kräfteverhältnisses nach rechts. Bereits 1979 sprach Wolfgang Abendroth von „einer Restaurationsperiode“.³⁹ Heute, nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus in der DDR und als Weltsystem sowie im Zeichen der anhaltenden Schwäche der Gewerkschaften und der außerparlamentarischen Bewegungen deutet vieles auf den Beginn einer Epoche eines entfesselten Kapitalismus mit geradezu objektiv gegenrevolutionärem Charakter hin. Wie fast alle sozialdemokratisch geführten Regierungen Europas hat sich auch die der Bundesrepublik als Vollzugsorgan der von den maßgebenden Kreisen des Finanzkapitals favorisierten neoliberalen Politik erwiesen. Bestandteil dieser Politik ist die imperialistische Kriegsführungspolitik nach außen sowie die Aushöhlung und zunehmende Gefährdung des Sozialstaates und der politischen Demokratie im Innern.

Generell ist der Spielraum für soziale Konzessionen bzw. soziale Reformen, als dem Arbeitnehmerbewusstsein nächstliegendes Mittel zur Politisierung, enger geworden. Der „tagtägliche Kleinkrieg mit dem Klassengegner“⁴⁰ er-

³⁸ Zit. nach. H. Prantl: Rot – Grün. Eine erste Bilanz, Hamburg 1999, S. 149.

³⁹ W. Abendroth: Nach 10 Jahren eine Bilanz. In: Deutsche Volkszeitung vom 20. 12. 1979, S. 5.

⁴⁰ W. Abendroth: Zum Kampf um reale Demokratie. In: Friedrich Engels – Denker und Revolutionär, Materialien der internationalen theoretischen Konferenz zum 150. Geburtstag von

fordert mehr denn je ein höheres Bewusstsein, eine größere Entschlossenheit und Organisiertheit. Doch real ist heute das „Gewicht der breitesten demokratischen Massenverbände“ gegenüber dem „undemokratische(n) Druck des Finanzkapitals auf Staat, bürgerliche Parteien und Verwaltung“⁴¹ eindeutig geringer. Der integrationalistische Reformismus ist dem Rechtsruck in der Politik der Herrschenden gefolgt⁴². Sein Leitbild ist nicht mehr das auf einem Kräftegleichgewicht beruhende Zugeständnis der „sozialen Marktwirtschaft“, sondern eine Ideologie, die soziale Demontage als „Modernisierung“ ausgibt.

Die Losung „Stoppt Stoiber“ bzw. ein Schönreden des „kleineren Übels“⁴³ als Wahlempfehlung für die Linke sind keine tauglichen Reaktionen auf diese Situation.

PDS zwischen Anpassungs-“Opposition“ und Regierungspartei

Die marxistische Linke ist im Wahljahr 2002 damit konfrontiert, daß die PDS an klassenpolitischer Kontur und Sympathie der Arbeitnehmer verloren hat. Infolge ihrer Beteiligung am Sozialabbau in Mecklenburg-Vorpommern, Berlin und Sachsen-Anhalt ist sie in eine gefährliche Nähe zur Fünfprozentssperre geraten. Zwar geht die PDS mit ihrem Wahlprogramm als „Linke Kraft“, als „Friedens- und Antikriegspartei“, als „oppositionelle Partei gegenüber der jetzigen Regierungspolitik und deren allzu ähnlichen konservativen Alternativen“ in den Bundestagswahlkampf⁴⁴, zugleich sucht sie sich aber in den ost-

Friedrich Engels, veranstaltet von der Deutschen Kommunistischen Partei am 28. und 29. November 1970 in Wuppertal, Frankfurt/Main 1971, S. 106 f.

⁴¹ Alternativentwurf von Wolfgang Abendroth zum Godesberger Programm der SPD, a. a. O., S. 27.

⁴² Vgl. W. Abendroth: Die Europa-Wahlen und das Problem der gegenwärtigen innenpolitischen und weltpolitischen Funktion der westdeutschen Sozialdemokratie, S. 415: „Integrationistischer Revisionismus steht immer auf dem Boden der Auffassungen des Klassengegners der abhängig arbeitenden Klasse, also heute des Monopolkapitals, und versucht die abhängig arbeitende Klasse daran zu hindern, ihre Klasseninteressen zu erkennen, (obwohl er ihr in günstigen Konjunkturperioden kleine materielle Konzessionen zu machen bereit ist). Er ist und bleibt also Instrument der herrschenden Klasse gegen die beherrschte (bei in der Führung variiertem – häufig keineswegs vorhandenem – Bewußtseinsgrad über diese seine eigne Funktion und Rolle).“

⁴³ Mit dem Stillhalteargument des „kleineren Übels“, als „Hilfsargument zur Integration“, hat sich Abendroth wiederholt auseinandergesetzt. Als er zur Wahl der DKP aufrief, argumentierte er: „Die Frage ist doch: Kann man in dieser Lage aufrufen, die SPD als ‚kleineres Übel‘ zu wählen? An sich ist selbst diese SPD, so sehr sie von Übel ist, gegenüber den Kohl, Dregger und Strauß ein kleineres Übel. Sie ist es aber nur dann, wenn man durch Protest von außen den Widerstandswillen in den Gewerkschaften und teilweise in der Partei selbst gegen das stärkt, was an ihr in Bezug auf Preisgabe von Arbeiterinteressen, und von demokratischen Verfassungspositionen, vor allem auch an Unterstützung jeder restaurativen und konservativen Machtposition in Europa und in der ‚Dritten Welt‘ von Übel ist.“ Interview mit Prof. Wolfgang Abendroth. In: Aktion Gläsernes Rathaus, 2. Jg., (1976), Nr. 6, (August/September), S. 3. Vgl. Auch W. Abendroth, Was tun gegen Strauß?, a. a. O., S. 10 f.

⁴⁴ Vgl. Programm der PDS zur Bundestagswahl 2002, Es geht auch anders: Nur Gerechtigkeit si-

deutschen Bundesländern als tatsächliche Regierungspartei oder als Regierungspartei im Wartestand mit den Herrschenden zu arrangieren. Die PDS-Führung verzichtet im Bundestagswahlkampf auf eine prinzipielle antikapitalistische Kritik, wodurch auch die Anti-Kriegsposition der PDS ihre innere Festigkeit verliert.⁴⁵ In ihrer Programmkommission hat die PDS-Führung erneut mit der Formel von der „Einzelfallprüfung“ den Regierenden Bereitschaft zu einem Brückenschlag signalisiert.⁴⁶

Die Zuspitzung der sozialen und politischen Konflikte in der Bundesrepublik erfordert mehr denn je eine marxistisch orientierte sozialistische Partei mit Masseneinfluss. Eine parlamentarisch wirksame linke Partei „außerhalb der SPD“ muss, das war die auch heute noch aktuelle Position von Wolfgang Abendroth, eine Partei sein, „die wirkliches Klassenbewusstsein vertritt.“⁴⁷

Aber maßgebende Politiker der PDS haben – wenn auch nicht unwidersprochen⁴⁸ – bereits in programmatischen Äußerungen und Dokumenten Mitte der neunziger Jahre etwas ganz anderes erklärt, so z. B. der damalige Vorsitzende Lothar Bisky, dass der „Klassenkampf in seiner alten theoretischen Fassung“ nicht mehr „akzeptiert“ werden könne.⁴⁹ Ganz diesem Trend entsprach z. B. auch Roland Claus, als er im Januar 2000 angesichts des CDU-Parteienspendenskandals nicht etwa die Käuflichkeit von Politik und Politikern durch das große Kapital thematisierte, sondern davon sprach, dass derartige Meinungen in der PDS Vorurteile aus dem „SED-Parteilehrjahr“ seien und es gelte, gemeinsam auch mit der CDU/CSU, den eingetretenen „Vertrauensverlust für die Demokratie“ abzubauen.⁵⁰

Wie einst die SPD, so ist nunmehr auch die PDS dabei – nur offenbar in einem wesentlich rasanteren Tempo –, sich von der ursprünglich beanspruchten Position als antikapitalistische Oppositionspartei und als soziale Protestpartei zu verabschieden. Irgendwo zwischen „Anpassungsopposition“ und „Regierungspartei“ ist im Wahljahr 2002 ihr aktueller Standort.

Dabei ist sowohl interessant, dass die Kritiker des Anpassungskurses in der PDS sich sehr betont auf die Analysen von Wolfgang Abendroth zur Transformation der SPD beziehen⁵¹ als auch, dass Gabriele Zimmer sich auf dem

Wahlparteitag veranlasst sah, ausführlich auf den Vorwurf der „Anpassung“ einzugehen. So erklärte sie: „Der große Vorzug moderner sozialistischer Politik besteht darin, dass sie die Instrumentarien des parlamentarischen Systems nutzen kann und sich keineswegs anzupassen braucht.“ Vor allem schütze der „„plebejische Blick“ des Sozialismus“ vor „Korruptierbarkeit“.⁵²

Real ist hinsichtlich der PDS keine „Ausnahme von der Regel“ zu entdecken. Es wirken in ihr – wenn auch modifiziert – die gleichen Faktoren, die Wolfgang Abendroth im Zusammenhang mit dem „Aufstieg und der Krise der deutschen Sozialdemokratie“ benannt hat, nicht als Basis für eine „Gefahr“, sondern als Grundlage für eine fortschreitende Anpassung von Politik und Programmatik: bürokratische Institutionalisierung und Herausbildung einer „integrativen Sozialschicht“ mit eigenen Interessen, integrative Wirkungen der parlamentarischen Tätigkeit und damit im Zusammenhang Verkümmern der innerparteilichen Demokratie. Selbstverständlich können diese Faktoren nur deshalb *ursächlich* wirken, weil der Zustand der Partei auch etwas mit dem Zustand des Bewusstseins ihrer Mitglieder und der Klasse der Lohnabhängigen zu tun hat. Dies ist eine wichtige Quintessenz aus den Analysen Abendroths. Das Bild von der verkrusteten oder abgehobenen Führung, unter der die Basis brodeln, verkennt die innere Dialektik der Transformation sozialistischer Parteien in Richtung Anpassung und ist weitgehend realitätsfremd.

Die PDS ist bei den Bundestagswahlen 2002 für viele Linke gut für eine Proteststimme gegen die Regierenden in Berlin, insbesondere gegen deren Kriegspolitik. Aber Chancen, langfristig als sozialistische Opposition zu wirken und überhaupt den sich abzeichnenden Vertrauensverlust und politischen Niedergang zu stoppen, hat sie nur, wenn sie die Einordnung in den bürgerlichen Politikbetrieb und die Agonie der „urlinke(n) Themen“ in ihrer Politik beendet.⁵³ Ohne eine neue Qualität des gesellschaftlichen Drucks von unten kann daraus nichts werden.

chert Zukunft, Beschluss der 3. Tagung des 7. Parteitages der PDS, Präambel. In: Disput, 3/2002, (Beilage).

⁴⁵ Im geltenden PDS-Programm von 1993 heißt es noch: „Gemeinsam sind wir der Ansicht, daß der kapitalistische Charakter der modernen Gesellschaften ursächlich verantwortlich ist für [...] den militaristischen Charakter der internationalen Beziehungen.“

⁴⁶ Vgl. E. Brombacher: Zur Neuauflage des Münsteraner Streits, in: Mitteilungen der Kommunistischen Plattform der PDS, 5/2002, S. 1 ff.

⁴⁷ W. Abendroth: Die Entwicklung der BRD und die Perspektive der Linken, a. a. O., S. 475.

⁴⁸ So U.-J. Heuer: Zur Einführung. In: In großer Sorge, Schkeuditz 1995, S. 8 ff.

⁴⁹ Zit. nach: Tageszeitung vom 16. Januar 1995.

⁵⁰ Vgl. Neues Deutschland vom 19. Januar 2000.

⁵¹ Vgl. u. a. U.-J. Heuer: Im Streit – ein Jurist in zwei deutschen Staaten, Baden-Baden 2002, S.

455; E. Lieberam: PDS auf dem Weg nach Godesberg?, Witten/Dortmund 2001, S. 22 f und 58 f; Einführung von Ekkehard Lieberam und Herbert Münchow. In: Partei der Arbeiterklasse oder Volkspartei, a. a. O., S. 3 ff.; PDS: Richtungsentscheidung hin zur „Regierungspartei“, in: Arbeiterpolitik, 4/2001, S. 39 ff.

⁵² Vgl. G. Zimmer: Die Welt braucht mehr sozialistische Politik. In: Disput, 3/2002, S. 12.

⁵³ Vgl. U. Kalbe: Zweifel an der Kompetenz der PDS wecken Zweifel in ihren Reihen, ND vom 24. 05. 2002.

Populismus als Erfolgsrezept

Form und Inhalt einer erneuerten Rechten – Gefahr auch in Deutschland?

Die Veränderungen in der europäischen Parteienlandschaft haben einen Begriff in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt, der sich allenthalben in den Feuilletons und politischen Zeitschriften findet – den Rechtspopulismus. Der unverkennbare Rechtsruck in Europa, verbunden mit dem Ende der meisten sozialdemokratischen Regierungen in Europa, wird vor allem unter dem Stichwort des Populismus untersucht. Bezeichnet werden soll hiermit die moderne Form, in der sich Parteien der Rechten heute in Europa darstellen und äußerst erfolgreich sind. Die Beschreibung des Phänomens unter dem Stichwort Rechtspopulismus legt nahe, dass insbesondere im Populismus der Grund für den Erfolg dieser Parteien gesehen wird, wenngleich erst die Verbindung mit „Rechts“ die inhaltliche Beschreibung dieses Phänomens erlaubt. Verbunden wird also der Stil eines politischen Auftretens mit einer bestimmten inhaltlichen Ausrichtung, wobei die inflationäre Benutzung der Bezeichnung „Rechtspopulismus“ darauf hindeutet, dass letzteres als Erfolgsgeheimnis dieser Parteien gesehen wird. Zu fragen ist hier, ob mit der Betonung eines politischen Stils nicht die inhaltliche Analyse vernachlässigt wird: Wofür steht „Rechts“ in der Verbindung mit „Populismus“? Wurden früher Parteien wie die FPÖ oder die Alleanza Nazionale (AN) mit dem Stichwort des Rechtsextremismus belegt, so fallen sie in der aktuellen Debatte unter das Stichwort Rechtspopulismus. Sind beide Begriffe also synonym zu benutzen oder zeigt sich hier auch ein inhaltlicher Unterschied? Haben sich die genannten Parteien inhaltlich gewandelt oder handelt es sich um eine Veränderung im politischen Auftreten?

Die Ausgangsthese dieses Beitrags ist, dass die zur Zeit erfolgreichen und in Regierungsverantwortung stehenden Parteien der extremen Rechten (FPÖ, Alleanza Nazionale, Lega Nord, Dänische Volkspartei) eine inhaltliche Annäherung an das etablierte Parteienspektrum vollzogen haben, ohne damit ihre traditionellen Inhalte – Nationalismus, Rassismus und, bei einigen, eine tendenzielle Apologie des Faschismus – aufzugeben zu haben. Wichtigster Bestandteil dieser inhaltlichen Annäherung ist die Übernahme der neoliberalen Wirtschaftsvorstellung, mit der diese Parteien erst zu kompatiblen Partnern der etablierten Rechten und Konservativen werden konnten. Der Populismus ist das stilistische Mittel, diese Anpassung zu überdecken, sich selbst als Angreifer gegen das bestehende System darzustellen und weiterhin das traditionelle Klientel der extremen Rechten zu bedienen. Nur der Populismus erlaubt den Spagat zwischen diesen ganz unterschiedlichen Ausrichtungen. Rechtspopulismus bezeichnet somit nicht nur einen politischen Stil, sondern tatsächlich

transformiert sich mit diesem Stil auch die inhaltliche Ausrichtung der extremen Rechten. Wie der Rechtspopulismus funktioniert, was seine aktuellen Erfolgsbedingungen sind und welche Rolle er in Deutschland spielt, soll in diesem Beitrag untersucht werden.

1. Die Erneuerung der extremen Rechten

Seit den achtziger Jahren lässt sich eine Veränderung des Rechtsextremismus ausmachen, der sich nun, zumindest in seinen erfolgreichen Teilen, von der Fixierung auf die extreme Rechte der Vergangenheit in so weit löst, dass neue moderne Elemente integriert werden können. Zentral wird in diesem Zusammenhang die Adaption neoliberaler Ideologiemomente in die eigene Programmatik und Propaganda, wodurch die Anschlussfähigkeit für die etablierte Rechte gesichert wird, die dem Neoliberalismus in dieser Zeit zum Durchbruch verhilft. In der FPÖ unter Haider ab 1986, im Front National schon früher und ab den neunziger Jahren auch bei der italienischen Lega Nord lassen sich diese Entwicklungen beobachten.¹ Aufgenommen wird somit ein Ideologiemoment, welches einerseits den traditionellen Wirtschaftsvorstellungen der extremen Rechten zuwider läuft, gleichzeitig aber durch seine sozialdarwinistische Ausrichtung dem Weltbild der extremen Rechten entgegenkommt.² Diese Modernisierung bringt den Parteien der extremen Rechten neue Wählerschichten und macht sie interessant für die etablierte Rechte, sie bringt sie jedoch (noch) nicht in Regierungsverantwortung.

Handelt es sich hier zweifellos um eine wichtige Neuorientierung der extremen Rechten, so wäre es doch verfehlt, den Neoliberalismus in der Folgezeit zum wichtigsten und alleinigen Kennzeichen einer modernisierten extremen Rechten zu machen. Unterschieden wird z. B. bei Schui u.a. zwischen traditionellen und modernen Parteien der extremen Rechten: Orientierten sich erstere nach wie vor am völkisch begründeten Nationalismus und an der gefühlsozialistischen Phraseologie in der Tradition des historischen Faschismus, so habe sich die moderne Variante der extremen Rechten die neoliberale Ideologie zu eigen gemacht. Kern ihres Anliegens sei „der freie Markt, das Ende des Interventions-, des Wohlfahrtsstaates, weniger Befugnisse für Parlament und Gewerkschaften als denjenigen Institutionen, die diesen Interventionsstaat zu verantworten haben. Von der Vorherrschaft der Politik über die Wirtschaft als konstitutiver faschistischer Auffassung ist bei den erfolgreichen rechtsextremen Parteien nicht mehr die Rede.“³ Für Schui u.a. ist somit nicht länger die Suche nach den faschistischen Ursprüngen und Affinitäten dieser Parteien

¹ Vgl. Hans-Georg Betz: Radikaler Rechtspopulismus im Spannungsfeld zwischen neoliberalistischen Wirtschaftskonzepten und antiliberaler autoritärer Ideologie, in: Dietmar Loch/Wilhelm Heitmeyer: Schattenseiten der Globalisierung, Frankfurt a.M. 2001, S. 169 ff.

² Zur sozialdarwinistischen Ausprägung des Neoliberalismus und seiner Affinität zur extremen Rechten vgl. Herbert Schui u.a.: Wollt ihr den totalen Markt. Der Neoliberalismus und die extreme Rechte, München 1997, S. 53 ff.

³ Vgl. ebd., S. 16.

zentral, sondern die Herausarbeitung ihrer neoliberalen politischen Programmatik, die als entscheidendes Merkmal des Erfolges angesehen wird.

In Anknüpfung an Schui hat Christoph Butterwegge eine Konkretisierung der Frage vorgenommen, worin sich „moderne“ und „traditionelle“ Parteien der extremen Rechten unterscheiden. Für ihn stellt nach wie vor der emphatische Bezug auf die Nation einen entscheidenden Inhalt der extremen Rechten dar. Die Begründung dieses Nationalismus lasse sich jedoch nach zwei Varianten unterscheiden: „Bedingt durch die ökonomische Globalisierung, teilt sich der Nationalismus gegenwärtig fast überall auf der Welt in zwei Strömungen: einen völkisch-traditionalistischen, meistens protektionistisch orientierten Abwehernationalismus, der in zurückfallenden bzw. Schwellenländern überwiegt, (...) und einen Standortnationalismus, der als siamesischer Zwilling des Neoliberalismus (...) dort auftritt, wo hochentwickelte Industrieländer – etwa die Bundesrepublik – mit Erfolg modernisiert werden.“⁴ Nicht die Übernahme neoliberaler Ideologiemomente als solcher, sondern ihre konkrete Verbindung mit einem „Standortnationalismus“ ist für Butterwegge das Kennzeichen moderner rechter Parteien und Strömungen, und ganz in diesem Sinne möchte er auch den schillernden Begriff der „Neuen Rechten“ verstanden wissen. Für die „Neue Rechte“ der Bundesrepublik und auch die französische Nouvelle Droite erscheint es allerdings fraglich, ob mit dieser Bestimmung ihr Kern getroffen wird. In dem als Bekenntnisschrift anzusehenden Band dieser Richtung „Die selbstbewußte Nation“⁵ etwa findet sich nur wenig zur wirtschaftspolitischen Ausrichtung, und auch sonst sind die Ansichten in diesem Spektrum hierzu äußerst heterogen. Natürlich könnte man diesen Strang dann der „traditionellen“ Ausrichtung zuschlagen, aber die Unterschiede zur NPD oder DVU sind doch zu offensichtlich. Zwar betont Butterwegge, dass die völkisch-nationalistischen Ideologeme auch bei der modernisierten Variante nicht verschwinden, ja sogar in weitere Bereiche der Gesellschaft eindringen; um aber die Unterscheidung aufrechterhalten zu können, muss die standortnationalistische und neoliberale Ausrichtung als entscheidend angenommen werden. So heißt es dann auch: „Die Neue Rechte ist nicht mehr einer völkischen Blut- und-Boden-Romantik verhaftet, sondern markt-, wettbewerbs- und leistungsorientiert.“⁶ Vielleicht würde ein sowohl als auch den Kern der Sache und auch die Erfolgsbedingung dieser Ausrichtung besser treffen. Völlig offen bleibt hier allerdings, wo die Unterschiede einer so definierten „Neuen Rechten“ zur etablierten Politik von CDU/CSU bis hin zur SPD liegen. Der Standortnationalismus als Aktivierungsideologie für die Bevölkerung im internationalen Konkurrenzkampf findet sich hier ebenso wie der Appell an traditionell

⁴ Christoph Butterwegge: Von der „Vaterlandsliebe“ zur Sorge um den Wirtschaftsstandort. Metamorphosen nationaler Mythen im vereinten Deutschland, in: Ders./Gudrun Hentges (Hrsg.), Alte und Neue Rechte an den Hochschulen, Münster 1999, S. 26 (Hervorhebungen im Original). Vgl. auch den Beitrag von Christoph Butterwegge in diesem Z-Heft.

⁵ Heimo Schwilk/Ulrich Schacht (Hrsg.): Die selbstbewußte Nation, Frankfurt/Berlin 1996.

⁶ Butterwegge: „Vaterlandsliebe“, S. 33.

völkisch-nationalistische Einstellungsmuster. Die Verbindung von Nationalstolz mit Leitkultur zielt eher auf die kulturalistische Vorstellung der homogenen Nation, dient jedoch gleichzeitig der ideologischen Einbindung im Rahmen der internationalen Konkurrenz. Heißt das, dass es tatsächlich keinen Unterschied zwischen den etablierten Parteien und den Newcomern auf der Rechten gibt? Um eine solche Unterscheidung, die für die politische Auseinandersetzung nicht unerheblich ist, dennoch treffen zu können, ist es nötig, nach weiteren Kriterien zu suchen. Die Frage nach der Vermittlung von Politik könnte hier eine wichtige Erweiterung sein.

Wirft man im übrigen noch einmal einen Blick auf die erfolgreichen Parteien der extremen Rechten in Österreich und Frankreich, dann wird auch hier deutlich, dass es nicht allein der Neoliberalismus ist, der die Erfolge ausmacht. Hans Georg Betz spricht sogar davon, dass ab den neunziger Jahren die neoliberale Ideologie keineswegs mehr das Mobilisierungsfeld dieser Parteien darstellt und vielmehr traditionell autoritäre Argumentationen Platz greifen. Einen Grund hierfür sieht er in der Aneignung des Neoliberalismus durch das gesamte etablierte Parteienspektrum, zum anderen gilt es die jeweilige Wählerbasis der extremen Rechten in den einzelnen Ländern stärker in den Blick zu nehmen.⁷

2. Populismus als Erfolgsrezept

Sieht man sich die Wählerbasis etwa der FPÖ, die als prototypisch für den erfolgreichen Rechtspopulismus gelten kann, bei den letzten österreichischen Parlamentswahlen an, dann erkennt man das heterogene, ja geradezu gegensätzliche Wählerspektrum, das von der Partei erreicht wird. Von den Selbständigen und Angehörigen freier Berufe wählten 33 Prozent die FPÖ, bei den Arbeitern waren es 47 Prozent. Die FPÖ ist damit zu der Arbeiterpartei in Österreich geworden, noch vor der SPÖ (35 Prozent Arbeiteranteil). Diese Tatsache und das relativ ausgeglichene Verhältnis zwischen den so unterschiedlichen Polen Arbeiter-Selbständige ist bemerkenswert und erklärungsbedürftig (zum Vergleich: SPÖ 10 Prozent Selbständige und 35 Prozent Arbeiter; ÖVP 41 Prozent Selbständige und 12 Prozent Arbeiter). Auch wenn man davon ausgeht, dass die Wählerbindung in Österreich bis vor kurzem noch sehr viel stärker ausgeprägt war als dies in anderen Ländern der Fall ist, so lässt sich das Phänomen doch nicht mit dem Verweis auf die Volksparteien etwa in Deutschland erklären. Der FPÖ ging es in ihrer Agitation gerade nicht um den Ausgleich und die Vermittlung unterschiedlicher Interessen, sondern um die Artikulation völlig gegensätzlicher Standpunkte, mit der die heterogenen Wählergruppen jeweils bedient werden konnten. Auch in anderen rechtspopulistischen Parteien findet sich dieser Dualismus. Die oben angeführte neoliberale Erneuerung der extremen Rechten kann diesen Dualismus nicht allein erklären. Neoliberalismus und Standortnationalismus können sicherlich den ho-

⁷ Vgl. Betz, S. 168 f.

hen Anteil Selbständiger und moderner Aufsteiger bei diesen Parteien erklären, für den Arbeiteranteil gilt dies so nicht, selbst wenn die neoliberale Ideologie auch hier ihren Niederschlag findet. Wahrscheinlicher als ein aggressiver nach außen gerichteter Standortnationalismus erscheint hier ein eher defensiver traditioneller Abwehmnationalismus, der sich gegen alles Fremde richtet und den bedrohten Wohlstand zu sichern trachtet. Die Wendung gegen die EU und eine weitere Vertiefung der europäischen Integration ist den meisten rechtspopulistischen Parteien zu eigen, bei gleichzeitiger marktradikaler Agitation. Der Populismus als Stilmittel ist in der Lage, diese Gegensätze zu vermitteln.

Merkmale des Rechtspopulismus

Rechtspopulismus und Linkspopulismus unterscheiden sich aufgrund ihrer inhaltlichen Ausrichtung und nicht der stilistischen Ausprägung des Auftretens. Die angeführten Merkmale sind also wegen ihrer inhaltlichen Füllung und nicht als solche als rechtspopulistisch zu bezeichnen.

Populismus als Begriff beinhaltet den Bezug auf die Masse der Bevölkerung; ihre Wünsche, Sehnsüchte, Bedürfnisse sollen zum Ausdruck gebracht werden. Populistische Argumentationen unterliegen dabei einer Freund-Feind-Dichotomie, die es erlaubt, die verschiedenen politischen Problemfelder einer klaren Einteilung in gut und böse, in dafür und dagegen zu unterstellen. Vereinfachung und Entdifferenzierung – Komplexitätsreduktion – machen somit die Attraktivität des Populismus aus. Weiter kennzeichnet sich der Populismus durch eine klare Gegenüberstellung von oben und unten, von „wir hier unten“, die Beherrschten, und „die da oben“, die Herrschenden. Diese Gegenüberstellung erlaubt die Selbsteinschätzung als ausschließliches Objekt von Politik, und die populistische Partei oder Bewegung vertritt die Interessen der kleinen Leute gegen „die da oben“. Eine spezifische Mischung aus personalisierten und kollektivistischen Argumentationen ist ein weiteres Kennzeichen des Populismus. Charismatische Persönlichkeiten und kollektive Identitäten ergänzen sich hier. Schließlich greift populistische Agitation Ängste und irrationale Vorstellungen auf und ist selbst weitgehend anti-intellektualistisch.⁸

Für den Rechtspopulismus sind diese Stilelemente politischer Agitation vielfältig nutzbar. Die Freund-Feind-Dichotomie und die Gegenüberstellung des „wir“ und „die da“ lässt sich für ganz unterschiedliche Argumentationen nutzen. Im traditionellen Rechtsextremismus findet sich hier die Ein- und Ausschließung von Bevölkerungsgruppen entlang völkischer Kriterien. Die homogene völkisch-ethnisch definierte Nation wird von den nicht dazugehörigen,

⁸ Vgl. zu diesen Merkmalen Martin Reising: „Dem Volk aufs Maul schauen, nach dem Mund reden und Angst und Bange machen“ Von populistischen Anrufungen, Anbiederungen und Agitationsweisen in der Sprache österreichischer PolitikerInnen, in: Wolfgang Eismann (Hg.), *Rechtspopulismus. Österreichische Krankheit oder europäische Normalität*, Wien 2002, S. 1533 ff.

den Ausländern, Fremden, Anderen unterschieden. Die traditionell völkische Argumentation kann durch eine stärker den neoliberalen Leistungsgedanken betonende ergänzt werden: Hier sind es dann vor allem die „Schmarotzer“, „Leistungsunwilligen“ und Außenseiter der Gesellschaft, die als nichtzugehörig identifiziert werden. Beide Argumentationen finden sich bei allen Parteien des Rechtspopulismus. Die Gegenüberstellung lässt sich aber auch für andere Bereiche nutzen. Der aktuelle Rechtspopulismus knüpft hier vor allem an die weit verbreitete Politikverdrossenheit und das Misstrauen gegen die politische Klasse an. Der erfolgreiche Rechtspopulismus ist dabei durch seine Frontstellung gegen das etablierte politische Parteiensystem der jeweiligen Länder gekennzeichnet. Die Rede von den korrupten und reformunfähigen „Altparteien“, vom verknöcherten System, soll den eigenen Standpunkt ausserhalb dieses Systems bezeichnen. Die Nichtdazugehörigkeit, die Stigmatisierung rechtspopulistischer Parteien durch die Etablierten sind insofern Wasser auf die Mühlen dieser Argumentation. Die Glaubwürdigkeit und Attraktivität des Rechtspopulismus ergibt sich dabei nicht allein über die Inhalte, die in ähnlicher Form auch von den Etablierten angeboten werden, sondern durch den Ausschluss vom alten System der Volksparteien, das immer weniger Bindungskraft besitzt. Nur durch diese Abgrenzung kann sich der Rechtspopulismus zum Sprachrohr von „denen da unten“ machen, die sich selbst als ausgeschlossen begreifen. Die charismatische Persönlichkeit hat für den Rechtspopulismus die Funktion, die gegensätzlichen und teilweise widersprüchlichen Positionen zu überdecken. Diese spielen so lange keine Rolle, wie man sich im Gegensatz zum Gesamtsystem der etablierten Politik sieht, welches ja verhindert, dass die richtige Politik umgesetzt wird. Bezogen auf die FPÖ beschreibt Sebastian Reinfeld diese Funktion folgendermaßen: „Auf dem gesamten politischen Feld lässt der konsequente Populismus der FPÖ Spielraum, um politische Positionen nach Opportunitätsgesichtspunkten bzw. strategischen Erfordernissen zu verschieben und je nach Situation zu fixieren. Der die FPÖ kennzeichnende latente Widerspruch zwischen ihrer neo-liberalen Staatskritik und ihren protektionistischen Forderungen – schließlich soll Migration ja zum Schutz des nationalen Arbeitsmarktes verhindert werden – kann sie in Variationen über das immer gleiche Thema umwerten: Das Begehren des Volkes werde missachtet.“

Solch eine Flexibilität kann nur dann möglich sein und auch funktionieren, wenn eine die widerstrebenden Elemente zusammenbindende Kraft wirksam ist: die ideologischen Szenarien der charismatischen Gestalt Haiders, des gegenüber dem Regierungsarrangement ‚lachenden Dritten‘.⁹

Rechtspopulistische Argumentationen sind also offensichtlich in der Lage, unterschiedliche, ja konträre Bedürfnisse zu artikulieren, ohne durch diesen Widerspruch an Attraktivität einzubüßen. Anders als die alten Volksparteien

⁹ Sebastian Reinfeld: *Nicht-wir und Die-da. Studien zum rechten Populismus*, Wien 2000, S. 184 f.

können sie neoliberale und völkisch-rassistische Argumentationen offensiv nebeneinander vertreten. Ihre Zustimmung beziehen sie nicht aus der Kohärenz solcher Positionen, sondern durch ihren Standort außerhalb des politischen Systems (so zumindest in der Wahrnehmung). Nicht die einseitige neoliberale Erneuerung hat diesen Parteien also den Weg zu Macht geebnet, sondern gerade die Verbindung der gegensätzlichen Positionen. Die erstrebte Regierungsbeteiligung dürfte perspektivisch zum größten Problem dieser Parteien werden, denn genau hiermit verlieren sie ihren Status als Nichtzugehörige, als Repräsentanten des ausgeschlossenen „Unten“. Die FPÖ musste bereits erste Erfahrungen dieser Art machen, verlor sie doch bei allen Wahlen seit ihrer Regierungsbeteiligung.

3. Erfolgsbedingungen des Rechtspopulismus

Die hier beschriebene Verbindung unterschiedlicher, ja entgegengesetzter Ideologeme (Liberalismus, offene Märkte, Globalisierung versus Autoritarismus, Protektionismus, Abschottung) findet sich nicht nur beim Rechtspopulismus, sondern ist zum Merkmal auch der etablierten Politik geworden. Insofern sind die populistischen Parolen nicht originell oder singular. Durch die Erfolge des Rechtspopulismus finden sie immer weiteren Einlass in den Alltagsdiskurs und werden von der Politik verstärkt. Der Unterschied zum Populismus besteht darin, dass die gegensätzlichen Positionen nicht in gleicher Weise offensiv vertreten werden können. Ein Modernisierer wie Schröder kann zwar fremdenfeindliche Stimmungen bedienen, für das eigene Image ist aber ein vermeintlich modernes Zuwanderungsgesetz besser geeignet. Selbst ein konservativer wie Stoiber kann nicht mit der gleichen Vehemenz als neoliberaler Modernisierer und nationaler Apostel der Abschottung vor Zuwanderung auftreten, sehr zum Verdruss des politischen Gegners. Während den Volksparteien diese Gegensätzlichkeiten leicht als widersprüchlich und unglaubwürdig vorgehalten werden, erlaubt das Neuerer- und Außenseiterimage dem Rechtspopulismus diesen Spagat. Dabei ist es genau die herrschende Politik, die erst die Erfolgsbedingungen ihrer populistischen Konkurrenz schafft.

Nation und Identität im globalisierten Kapitalismus¹⁰

Sieht man sich die postfordistische Entwicklung des Kapitalismus der letzten 25 Jahre an, dann lässt sich ein starker Trend zur internationalen Vernetzung des Kapitals feststellen, die mit einem Bedeutungsverlust der Nationalstaaten bei gleichzeitig verschärfter Standortkonkurrenz und der Delegierung von Souveränitätsrechten an supranationale Organisationen wie die EU einhergeht. Auf der individuellen Ebene bedeutet diese Entwicklung eine enorme Verän-

¹⁰ Vgl. zur folgenden Argumentation auch meinen Aufsatz: Völkischer Neoliberalismus. Vom populistischen Spagat einer modernisierten Rechten, in: Dietrich Heither/Gerd Wiegel (Hg.), Die Stolzdeutschen. Von Mordspatrioten, Herrenreitern und ihrer Leitkultur, Köln 2001; vgl. auch die Besprechung dieses Buches von Reinhard Kühnl in diesem Z-Heft.

derung für die Menschen, die sich den neuen Gegebenheiten des Kapitalismus anpassen müssen. Flexibilisierung und Individualisierung sind hier die entscheidenden Stichworte, verbunden mit der Auflösung traditioneller Milieus und Bindungen, etwa der Arbeiterschaft oder der Familie. Die moderne populistische Rechte nimmt diese Entwicklung in ihrer Propaganda auf: neoliberale Globalisierung und ein aggressiver Standortnationalismus werden von ihr miteinander verbunden, die sozialdarwinistisch legitimierte Durchsetzung der stärksten Individuen passt sich dieser Konkurrenzlogik ein. Eine moderne Rechte ist also hier auf der Höhe der Zeit und hängt keiner vermeintlich anti-kapitalistischen Agitation an, die, wie beispielsweise die NPD, den heimatlosen, internationalen Kapitalismus als Feind ausmacht, damit aber heute nicht mehr bündnisfähig ist. Aber auch die moderne Rechte reagiert auf die Verunsicherungen, die mit dieser objektiven Entwicklung einher gehen, und bietet weiterhin Identitätsmuster an, die sich an Nation, „Rasse“ und Ethnie orientieren. Es zeigt sich somit, dass die widersprüchlichen Inhalte einer solchen Rechten der widersprüchlichen Situation entsprechen, dem Spannungsverhältnis zwischen objektiver (d.h. politisch bewusst vorangetriebener) Entwicklung und den subjektiven Ängsten und Wünschen der Bevölkerung.

Der Sozialwissenschaftler Richard Sennett hat diese widersprüchliche Lage der Individuen im globalen Kapitalismus untersucht: „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bindungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewißheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts ‚aus sich machen zu können‘, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen.“¹¹ Die moderne wie auch die alte Rechte geben sehr spezifische und bekannte Antworten auf diese Suche.

Der globalisierte Kapitalismus oder besser, die diese Entwicklung vorantreibende Politik der herrschenden Klasse, bringt also diese widersprüchliche Entwicklung hervor und reagiert darauf mit einer Verschärfung der Gegensätze nach innen. Soziale und emotionale Defizite müssen befriedet werden, um die Maschinerie in Gang zu halten. Der rechte Populismus stellt dabei nicht die Logik der ökonomischen Entwicklung in Frage, sondern wendet die Ängste und Aggressionen gegen Minderheiten. Homogenisierung des Eigenen und Ausschließung der Anderen sind hierbei die Angebote. Es findet eine Ethnisierung der sozialen Frage statt, d.h. Zugehörigkeit und Einbindung werden entlang ethnischer Lagen definiert und bieten so eine scheinbare Sicherheit für die Dazugehörigen. Auch hier findet sich die Kombination aus modernen und

¹¹ Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998, S. 189 f.

traditionellen Elementen der Ausschließung: deutsche Leitkultur und Stolz, ein Deutscher zu sein, verbunden mit der Ausgrenzung vermeintlich Fremder – dies ist die eine Seite. Stigmatisierung und Verachtung für all die, die nicht den vollen Einsatz für den Wirtschaftsstandort bringen, beziehungsweise deren Titulierung als „Sozialschmarotzer“ und Faule ist die andere Seite dieses Prozesses. Die Weigerung der Politik, den sozialen Ängsten der Bevölkerung real zu begegnen, findet ihren Ausgleich in der Freigabe von Minderheiten zur Kompensation des „Volkszorns“. Staat und Politik sehen es offensichtlich nicht länger als ihre Aufgabe an, die soziale Einbindung zu garantieren.

Der Sozialwissenschaftler Wilhelm Heitmeyer sieht eine generell autoritäre Entwicklung des gegenwärtigen Kapitalismus, die für rechtspopulistische Argumentationen weiteren Raum schafft: „Die zu verfolgende These geht davon aus, daß sich ein autoritärer Kapitalismus herausbildet, der vielfältige Kontrollverluste erzeugt, die auch zur Demokratieentleerung beitragen, so daß neue autoritäre Versuche durch staatliche Kontroll- und Repressionspolitik wie auch rabiaten Rechtspopulismus befördert werden.“¹²

Der Aufstieg des Rechtspopulismus in Europa ist also eine Folge der Formveränderung des gegenwärtigen Kapitalismus und seiner autoritären Tendenzen. Dass sich diese seit dem 11. September des letzten Jahres noch verstärkt haben, dürfte kaum strittig sein. Sieht man sich etwa an, mit welcher Geschwindigkeit repressive Vorstellungen zur „Inneren Sicherheit“ umgesetzt werden konnten und welchen geringen Widerstand es hier gab, dann lässt sich erahnen, welche Politik in verschärften Krisenzeiten zu erwarten ist. Die breite Zustimmung der Bevölkerung zu solchen Maßnahmen ist Ausdruck der realen und von der Politik verstärkten Bedrohungsgefühle, deren Ursachen jedoch auf ganz anderem Gebiet zu vermuten sind. Die fortschreitende Auflösung sozialer Einbindung durch den Staat treibt dem Rechtspopulismus gerade die Klassenfraktionen zu, die auf diese Einbindung am dringendsten angewiesen sind. Das Versagen der Sozialdemokratie in Europa trägt hier eine große Verantwortung für den Aufstieg des Rechtspopulismus.

4. Rechtspopulismus in Deutschland

Sowohl was die parlamentarische Etablierung rechtsextremer Parteien angeht als auch bei der gegenwärtigen Konjunktur des Rechtspopulismus scheint Deutschland eine Sonderrolle einzunehmen. Auf Bundesebene konnte sich bis heute keine Partei der extremen Rechten etablieren und auch der Rechtspopulismus kommt über regionale Versuche, so die Hamburger Schill-Partei, bisher nicht hinaus. Für den ersten Befund sind vielfältige Gründe verantwortlich: Neben der historischen Erfahrung des Faschismus, die ein offenes Bekenntnis zur extremen Rechten in Deutschland erschwert hat, ist es hier vor allem die

¹² Wilhelm Heitmeyer: Autoritärer Kapitalismus, Demokratieentleerung und Rechtspopulismus. Eine Analyse von Entwicklungstendenzen, in: Dietmar Loch/Wilhelm Heitmeyer, Schattenseiten der Globalisierung, Frankfurt a.M. 2001, S. 500 (im Org. kursiv).

organisatorische Zersplitterung des Spektrums, die eine Sammlung des zweifellos vorhandenen Potenzials erschwert. Für den parteiförmigen Rechtsextremismus können nur die „Republikaner“ als eine bedingt moderne Variante angesehen werden, ohne jedoch auf absehbare Zeit anschlussfähig etwa für CDU/CSU zu werden. Auch hat keine dieser Parteien das Potenzial, einen erfolgreichen Rechtspopulismus zu vertreten. Der viel beklagte Mangel an einer charismatischen Führungspersönlichkeit spielt hier eine wichtige Rolle.

Dennoch lässt sich auch in Deutschland eine Zunahme rechtspopulistischer Argumentationen beobachten die von der Politik adaptiert werden und dem oben beschriebenen Stil folgen. Das aktuellste Beispiel dafür war sicherlich die Antisemitismusdebatte um Jürgen Möllemann und die FDP. In diesem Streit bewies Möllemann seine populistischen Fähigkeiten eindringlich, gelang doch eine enorme Aufmerksamkeitssteigerung für ihn als Person und für die FDP und vielleicht, dies bleibt zunächst abzuwarten, der Einbruch in ein für die Partei neues Wählersegment. Anhand der Diskussion um das Verhältnis zu Israel und die Rolle der Juden in Deutschland lässt sich der populistische Stil bestens vorführen. Zunächst ist die Themenwahl entscheidend: Das deutsch-israelische, deutsch-jüdische Verhältnis und die Frage des Antisemitismus sind in Deutschland aufgrund der Geschichte aufs äußerste sensibilisiert. Öffentlich provozierende Aussagen hierzu versprechen größtmögliche Medienaufmerksamkeit. Die Debatten der letzten Jahre zur faschistischen Vergangenheit in Deutschland und insbesondere zum deutsch-jüdischen Verhältnis haben einen Klimawandel angezeigt: Spätestens mit der Walser-Bubis-Debatte wurde deutlich, dass die „Schonzeit“ für die jüdischen Menschen in Deutschland offensichtlich vorbei ist. Im Zeichen eines neuen nationalen Selbstbewusstseins wurde gerade die Bevölkerungsgruppe zum Störfaktor, die aus deutscher Sicht als personifizierter Schuldvorwurf und Hindernis dieses neuen Selbstbewusstseins ausgemacht wurde: die Juden.¹³ Möllemann hat diese Klimaveränderung genau registriert und für sich nutzbar gemacht. Mit seiner einseitigen Parteinahme gegen Israel, der gleichzeitigen Behauptung, Kritik an Israel sei in Deutschland tabuisiert und seinem Angriff auf jüdische Repräsentanten in Deutschland, bedient er verbreitete Einstellungen und Ressentiments. Bezogen wird, stellvertretend für die Bevölkerung, die Position des Außenseiters, der das sagt, was alle denken, sich aber nicht zu sagen trauen. Möllemanns Verweis auf die Tausende von Briefen und E-Mails, die er bekommen habe und die seine Position unterstützten, ist Ausdruck dieser Strategie. Übrigens berief sich auch Walser immer wieder auf die „Tausende“ von Briefen, die ihn unterstützten. Der vermeintliche Tabubruch wird als mutiges Aufbegehren gegen ein von oben erlassenes Verbot gewertet, das Schema des „wir“ gegen „die da“ ist erfüllt. Dass Kritik an Israel in Deutschland weder verboten noch tabuisiert ist, tut nichts zur Sache. Worum es geht, ist nicht die Position zu Israel

¹³ Vgl. hierzu Johannes Klotz/Gerd Wiegel: Geistige Brandstiftung. Die neue Sprache der Berliner Republik, Berlin 2001; Jürgen Reusch: Die Banalität des ‚Normalen‘. Kritische Anmerkungen zur Diskussion um die Berliner Republik, in: Z 38, Juni 1999, S. 23-37.

oder dem Nahost-Konflikt, sondern das selbstbewusste Bekenntnis zur Nation, dem, imaginär, die Juden entgegenstehen. Dass diese selbst Schuld am Antisemitismus sind, ist eine weit verbreitete Einstellung, und Möllemann spricht sie aus, womit er sich wieder zum Sprecher der „schweigenden Mehrheit“ macht. Dass es sich hierbei um kein zufälliges Ereignis, sondern um eine von Möllemann (und eventuell der gesamten FDP-Führung) bewusst gewählte Strategie handelt, macht dessen Einschätzung des gegenwärtigen Rechtspopulismus in Europa deutlich: In einer Kolumne im Neuen Deutschland nannte er die Wahlerfolge von Haider und der niederländischen Liste Pim Fortuyn eine „Emanzipation der Demokraten“, bei der es nicht mehr um rechts oder links gehe. Vielmehr gehe es darum, „wer die tatsächlichen Probleme der Menschen ohne ideologische Scheuklappen erkennt, in der Sprache des Volkes nennt und zu ihrer Zufriedenheit löst.“ Ganz der populistischen Selbstdarstellung entsprechend geriert Möllemann sich hier als der Politiker, der dem Volk aufs Maul schaut und ihm nach dem Mund redet. Das Motiv der vom Volk gelösten politischen Klasse wird beschworen, die jetzt durch eine neue Kraft überwunden werden müsse. Die Historiker würden über die gegenwärtige Phase später urteilen: „Zu Beginn des dritten Jahrtausends prägte eine Welle des erwachenden Selbstbewusstseins der Menschen die Völker und Staaten Europas. Ein mündiges Volk von Demokraten nach dem anderen zwang die politische Klasse, sich an Haupt und Gliedern zu erneuern.“¹⁴

Im Sinne des „Projekts 18“ ist der rechte Populismus für die FDP ein adäquates Mittel, ihr Wählerspektrum über das angestammte Klientel hinaus auszuweiten. In Ländern wie Österreich oder Dänemark zeigt sich, dass es mit einer schon etablierten Partei sehr viel leichter fallen kann, rechtspopulistische Standpunkte erfolgreich zu beziehen. Die FDP, schon in den neunziger Jahren das Objekt der parteipolitischen Begierde einer „Neuen Rechten“ um Alexander von Stahl und Rainer Zitelmann, wäre hierfür prädestiniert. Die Vehemente Kritik durch die anderen Parteien an Möllemann und der FDP ist vor allem der Angst geschuldet, eine erfolgreiche rechtspopulistische Konkurrenz zu bekommen.

Argumentationsmuster des Rechtspopulismus finden sich in Deutschland in beiden großen Volksparteien, womit Bindungswirkungen auch auf dieses Wählerklientel ausgeübt werden. Allerdings ist sich die Politikwissenschaft über die nachlassende Bindungskraft gerade der Volksparteien einig. Es bestehen also auch in Deutschland reale Chancen für einen erfolgreichen Rechtspopulismus. Die Debatten zur Zuwanderung, Leitkultur, zum Nationalstolz, und zur „Inneren Sicherheit“ und vor allem die weiter voranschreitende Verschärfung der sozialen Frage nehmen Argumentationen des Rechtspopulismus auf und verschaffen ihm eine gesellschaftlich hegemoniale Stellung. Insbesondere die Ethnisierung der sozialen Frage bestätigt das dichotomische Freund-Feind-Muster und die Gegenüberstellung in „wir“ und „die da“.

¹⁴ Neues Deutschland vom 25.5.02.

Vor allem die Unionsparteien sind es, die rechtsextreme und rechtspopulistische Versatzstücke in ihre Argumentation mit aufnehmen. Der Kampf gegen das neue Staatsangehörigkeitsrecht, die vor allem ethnisch-völkisch motivierte Ablehnung des Zuwanderungsgesetzes und der hiermit im Zusammenhang stehende Bevölkerungsdiskurs sind Tribut an traditionell rechte Einstellungsmuster. Mit der Nationalstolzdebatte und der deutschen Leitkultur wurden zwei Kampagnen befördert, die direkt dem Reservoir der extremen Rechten entstammen könnten. Die Mischung aus Modernität und Tradition, aus „Handy und Lederhose“, soll die realen Gegensätze in der Politik der Union überdecken.¹⁵ Die damit einhergehende Legitimierung rechtspopulistischer Politikmuster ist jedoch nicht nur auf die Union beschränkt.

Ob sich auch in Deutschland eine eigenständige Kraft des Rechtspopulismus entwickeln kann, muss gar nicht die entscheidende Frage sein. Guckt man sich deren Regierungsbeteiligung in Europa an, dann sieht man vor allem eine Beschleunigung von Prozessen, die auch in anderen Ländern vorangetrieben werden. Die repressive Zuwanderungs- und Ausländerpolitik etwa in Dänemark findet sich in Australien in noch verschärfter Form, ohne dass es dazu einer explizit rechtspopulistischen Partei in der Regierung bedürfte. Damit sollen nicht die Gefahren des Rechtspopulismus verharmlost, sondern vielmehr dessen Durchdringung der etablierten Politik als das größte Problem beschrieben werden. Heitmeyer spricht von einer „Demokratieaushöhlung“, die mit der zunehmenden Kontroll- und Überwachungs politik und dem von allen Seiten befeuerten Sicherheitsdiskurs einher gehe. Die vom neoliberalen Kapitalismus hervorgerufenen Desintegrationstendenzen geraten als Ursache für die neuen Unsicherheiten völlig aus dem Blick. Die vom Populismus forcierte Zustimmung der Bevölkerung zu solchen Verschärfungen beinhaltet für Heitmeyer „die Bedingung für die Entwicklung einer Demokratieverachtung bei politischen Eliten.“¹⁶ „Verlierer“ dieser Entwicklung ist für Heitmeyer der traditionelle Rechtsextremismus, dessen autoritäre Forderungen von der Politik aufgenommen und entpolitisiert werden. Ideologische Positionen des Rechtsextremismus werden zu funktionalen Mitteln der Politik: „Aus Ideologielogiken werden Sach- und Verwertungslogiken.“¹⁷, womit Heitmeyer auch die ökonomisch nutzbare Seite des Sicherheitsdiskurses oder der Ethnisierung sozialer Fragen hervorhebt. Die Angleichung und Entleerung der Politik, die tendenzielle Aufgabe eigener Gestaltungsansprüche und der bloße Nachvollzug kapitalistischer Logik lässt die Frage des politischen Stils beim Werben um Zustimmung immer wichtiger werden. Hier liegt das zukünftige Potenzial des Rechtspopulismus.

¹⁵ Vgl. Gerd Wiegel: Die Union und der rechte Rand; hrsg. vom Forum 2000plus der PDS-Bundestagsfraktion, Berlin 2002.

¹⁶ Heitmeyer: Autoritärer Kapitalismus, S. 519.

¹⁷ Ebd., S. 526.

Demografie, Migration und Armut als Gegenstandsbereiche sozialer Demagogie

Wie der Rechtspopulismus in Westeuropa den modernen Wohlfahrtsstaat untergräbt

Fast überall in Westeuropa erstarken (ultra)rechte Strömungen und verzeichnen rechtspopulistische Kräfte zum Teil erhebliche Einflussgewinne. Die sozialdemokratische „Neue Mitte“ wurde dagegen in den meisten EU-Staaten abgewählt. Beides hängt m.E. damit zusammen, dass sie die Hoffnungen auf einen Politikwechsel im Bereich der Sozial-, Wirtschafts- und Finanzpolitik nicht erfüllte. Hier soll gefragt werden, wie es der populistischen Rechten gelingt, die Enttäuschung vieler Menschen über die Regierungspraxis von Sozialdemokrat(inn)en bzw. Mitte-Links-Kabinetten in Zustimmung für ihre sozialen Alternativprojekte umzumünzen. Dabei bildet die Bundesrepublik insofern einen Sonderfall, als der rechte Populismus in Deutschland (noch) keine parteipolitische Form gefunden hat, die sich auf der Ebene des Zentralstaates gegenüber den etablierten Parteien behaupten kann. Gleichwohl gibt es mit der Partei Rechtsstaatlicher Offensive (PRO) des Hamburger Innensenators Ronald B. Schill auf regionaler Ebene bereits entsprechende Ansätze. Ein anderes Dilemma löst der Rechtspopulismus allerdings leichter: Er profiliert sich als schärfster Kritiker und einzig möglicher Retter des Wohlfahrtsstaates gleichzeitig.

Rechtspopulismus als moderne Politikform und Problem der bürgerlichen Mitte

Der Terminus „Rechtspopulismus“ wird oft anstelle und in Abgrenzung von „Rechtsextremismus“ benutzt, um damit deutlich zu machen, dass es sich um eine modernisierte und salonfähigere Form derselben Richtung handelt. Der Populismusbegriff ist deshalb schillernd, weil darunter sowohl basis- und radikal-demokratische wie auch antidemokratische Strömungen/Bestrebungen subsumiert werden. Er charakterisiert nicht die Politik einer Partei, sondern die Art, wie sie gemacht und „an den Mann (auf der Straße) gebracht“ wird: „Populistisch“ genannte Bewegungen und Strömungen appellieren an das ‚Volk‘ im Gegensatz zu den Eliten, insbesondere an die ‚einfachen Leute‘, und nicht an bestimmte Schichten, Klassen, Berufsgruppen oder Interessen.“ (Puhle 1986, S. 13) Zwar haben Rechtspopulisten nur wenig Hemmungen, ihrerseits – etwa als Parlamentsabgeordnete oder Minister – die Privilegien der Mächtigen und Regierenden in Anspruch zu nehmen, sie verlangen jedoch von diesen, sich persönlich nicht zu bereichern, sondern selbstlos „der Sache des Volkes“ zu dienen.

Armin Pfahl-Traugher (1994, S. 18 f.), der unter „Populismus“ keine politische Ideologie, sondern eine Politikform versteht, nennt als wichtige Kennzeichen den Bezug auf das „Volk“ als homogenes Ganzes, den Rekurs auf das Unmittelbare bzw. die direkte Beziehung zwischen Basis/„Volk“ und populistischem Akteur sowie die Anlehnung an den „Stammisch“-Diskurs, real existierende diffuse Einstellungen, Ressentiments und Vorurteile.

Problematisch ist der Terminus „Rechtspopulismus“, wenn er als eine Art politischer Kosenamen für den Rechtsextremismus benutzt wird und einer Verharmlosung von dessen Gefahrenpotenzial dient. Durch sein populistisches Auftreten verändert der Rechtsextremismus sein Gesicht, aber nicht sein Wesen (vgl. hierzu: Butterwegge 2002a, S. 23). Bei dem, was „Rechtspopulismus“ genannt wird, handelt es sich weder um ein neues Phänomen noch um eine mit dem Extremismus kontrastierende und konkurrierende Strömung. Wohl kann man die im modernen Rechtsextremismus dominante Agitationstechnik populistisch nennen. Dabei werden Sorgen, Nöte und Bedürfnisse des „einfachen Volkes“ zu demagogischen Zwecken aufgegriffen und so in ein Projekt gegen die politische Klasse eingebaut, dass Eigentums-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse unangetastet bleiben. Stattdessen wendet sich der rechte Populismus gegen (Rand-)Gruppen, denen man die Schuld an Missständen zuschiebt.

Wenn die Kritik an einem angeblich überbordenden, die Wirtschaft lähmenden und den Standort gefährdenden Wohlfahrtsstaat im Mittelpunkt der Wahlkampfpropaganda einer Rechtspartei steht, spricht Frank Decker (2000, S. 213 f.) von „ökonomischem Populismus“, den er gegenüber einer „politischen“ (bzw. „institutionellen“) sowie einer „kulturellen“ Variante desselben Phänomens in westlichen Demokratien abhebt. Charakteristisch ist, dass die zunehmende Pauperisierung breiter Bevölkerungsschichten nicht als Konsequenz einer ungerechten Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen, vielmehr als Resultat der zu großen Durchlässigkeit bzw. Aufhebung der Grenzen für Migrant(inn)en thematisiert wird.

Rechtspopulismus zieht seine (wahl)politische Legitimation nicht zuletzt aus der Ohnmacht, in die Staat und Politik durch den Globalisierungsprozess angeblich geraten. In der Krise des Sozialen und der politischen Partizipation schlägt die Stunde von Demagogen, und je mehr sich die europäische Sozialdemokratie dem neoliberalen Mainstream anpasst, umso leichter fällt es Rechtspopulisten und Neofaschisten, sich als Hoffnungsträger einer entmündigten und ohnmächtig der Weltmarktdynamik ausgelieferten Bevölkerung zu präsentieren. Vor allem junge Menschen verfallen dem Irrglauben, die Gesellschaft durch demokratisches Engagement nicht mehr verändern zu können, sondern einem charismatischen Führer folgen zu müssen, wenn es ihnen darum geht, transnationalen Konzernen und anderen Global Playern in den Arm zu fallen.

Hierzulande greift der Rechtspopulismus bisher weniger (als in den meisten übrigen EU-Staaten) das Gefühl der Entfremdung zwischen Bürger(inne)n und dem politischem bzw. Parteiensystem, sondern stärker folgende drei Schlüsselthemen auf, die er in demagogischer Manier so miteinander verschränkt, dass Migrant(inn)en als Sündenböcke fungieren und der Ruf nach einem „starken Mann“ als notwendiger, wenn nicht wichtigster Schritt zur Lösung sämtlicher Probleme erscheint:

- die Krise des Arbeitsmarktes, des Staatshaushalts und des Systems der sozialen Sicherung;
- das Problem der demografischen (Fehl-)Entwicklung, des Geburtenrückgangs und der künftigen „Vergreisung“;
- das Spannungsverhältnis zwischen Migration in multikulturellen Einwanderungsgesellschaften, Defiziten der Integration und dem traditionellen Konzept des Nationalstaates (Bedürfnis nach „deutscher Identität“) im Zeichen der Globalisierung.

Betrachtet man die Parteienlandschaft der Bundesrepublik, so wird man wohl noch am ehesten die so genannte Schill-Partei als rechtspopulistisch bezeichnen können, wenngleich sie von ihrer Gründung an versucht, sich ideologisch und organisatorisch vom Rechtsextremismus abzugrenzen. Da sich die PRO im letzten Wahlkampf zur Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg fast nur mit dem Thema „Innere Sicherheit“ bzw. „(Ausländer-)Kriminalität“ beschäftigt, „Law and order“-Parolen verbreitet und einen Ausbau der Polizei gefordert hat, weist ihr Profil gewisse Überschneidungen mit rechtsextremem Programmatik auf. Die starke Personalisierung auf den Parteigründer hat mit zu ihrem Image als Rechts- bzw. Führerpartei beigetragen, die sich auf populistische Weise der Sorgen „kleiner Leute“ annimmt.

Nach dem von Jürgen W. Möllemann inszenierten Antisemitismus-Streit mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland deutet allerdings manches darauf hin, dass die FDP einen rechtspopulistischen Kurswechsel vollziehen und sich ihre prominentesten Politiker zu „Wort-Führern“ dieser Richtung aufschwingen könnten (vgl. dazu: Funke/Rensmann 2002). Es wird erst noch abzuwarten sein, ob sich der Rechtspopulismus in der Bundesrepublik in Gestalt einer seit Jahrzehnten etablierten Partei formiert oder auf den Neuaufbau einer Organisation setzt. Was sich allerdings heute schon zeigt, ist die Überschneidung ultrarechter und bürgerlich-seriöser Diskurse der gesellschaftlichen Mitte (vgl. ausführlicher: Butterwegge u.a. 2002).

Themen der Rechten werden zu Themen der Mitte (gemacht)

Argumentationsmuster rechter bzw. rechtsextremer Strömungen beziehen sich häufig auf Diskurse der „Mitte“. Diese wiederum greift zunehmend Problemstellungen auf, die zunächst in ultrarechten Kreisen erörtert worden sind, wes-

halb ich die These vertrete, dass es immer mehr Überlappungen zwischen der Rechten und der Mitte gibt. Angesichts des Bundestagswahlkampfes stellt sich daher die Frage, ob der Rechtsextremismus, von dem sich alle etablierten Parteien geradezu demonstrativ distanzieren, ein Rand(gruppen)problem oder ein Phänomen der Mitte ist.

Ethnisierende Zuschreibungen und nationalistische Positionen sind stärker in die politische Mitte der Gesellschaft gerückt. Daher hat der viel beschworene „Konsens der Demokraten“ gegen den grassierenden Rechtsextremismus auch eine problematische Note. Denn die dringend notwendige Abwehr von Rechtsextremismus, Rassismus und Nationalismus kann nur Wirkung zeigen, sofern die Bekämpfung seiner strukturellen Ursachen nicht vernachlässigt wird. Wenn es allerdings um die eigene Mitverantwortung an exzessivem Rassismus sowie Auswüchsen rechtsextremer Militanz geht, wandelt sich der öffentlich proklamierte Antifaschismus der etablierten Politik zu völliger Ignoranz bzw. Verweigerung: „Ich halte nichts von der These, dass der Extremismus aus der Mitte kommt“, bekundete etwa Bundesinnenminister Otto Schily, gefragt danach, ob das Gerede über die „deutsche Leitkultur“ die Übergriffe auf Ausländer mit hervorbringe und dem Rechtsextremismus Vorschub leiste.

In demselben Interview, das am 2. November 2000 in der „Zeit“ erschien, warb Schily, auf Probleme der Integration von Türk(inn)en und Tendenzen ihrer Gettoisierung (Stichwort: Berlin-Kreuzberg) angesprochen, zwar für all jene Migrant(inn)en um Verständnis, die im Aufnahmeland zu Menschen mit der ihnen vertrauten Sprache und vergleichbaren Gewohnheiten ziehen. „Das ist übrigens eine Eigenschaft, die auch dem deutschen Volkscharakter nicht fremd ist. Deutsche haben in Übersee auch immer die Nähe zu Deutschen gesucht.“ Mit einem Begriff wie „deutscher Volkscharakter“ leistet man der Ethnisierung sozialer Verhaltensweisen allerdings selbst dann Vorschub, wenn er im Rahmen der Argumentation für Migration, Integration und multikulturelles Zusammenleben benutzt wird.

Seit der Unterzeichnung des Zuwanderungsgesetzes durch Bundespräsident Rau am 20. Juni 2002 sind Migration und Integration ein Wahlkampfthema, das von sozialdemokratischer Seite nicht viel anders besetzt wird als von konservativer. So verteidigte Otto Schily in einem Interview, das er der „Süddeutschen Zeitung“ gab, mit folgender Begründung eine Anzeigenserie der Bundesregierung, die Zuwanderung eng mit dem Zwang zur Begrenzung und Verringerung in Verbindung brachte: „Eine unbegrenzte Zuwanderung kann das Land nicht verkraften. Deshalb ist es auch falsch zu behaupten, wir könnten die demographische Lücke einfach durch Zuwanderung auffüllen.“ Gleichzeitig wandte sich Schily dagegen, durch die staatliche Förderung des Erwerbs der Herkunftssprache „irgendeine neue Minderheit in Deutschland“ zu schaffen, und warnte vor sonst möglicherweise entstehenden „Parallelgesellschaften“. Als „beste Form der Integration“ bezeichnete der Bundesinnenminister

die Assimilation, worunter er zunächst „eine gewisse Anpassung und Angleichung an die hiesigen Lebensverhältnisse“ versteht. „Die Türken müssen hineinwachsen in unseren Kulturraum.“ (SZ v. 27.6.2002) Davon, dass Integration „keine Einbahnstraße“ ist, sondern eine Herausforderung für die Aufnahmegesellschaft, war nicht (mehr) die Rede.

Meist werden im Kontext der Zuwanderung sogar Bedrohungsszenarien entworfen, die Klischees, Ressentiments und Abwehrhaltungen gegenüber Migrant(inn)en und Flüchtlingen erzeugen. Dabei gibt gerade die Umdeutung sozioökonomischer Krisenprozesse in ethnische Konfliktkonstellationen dem Rassismus argumentativ Nahrung. Hier spielt die Boulevardpresse eine besonders unrühmliche Rolle, aber auch Journalist(inn)en der seriösen Medien werden ihrer Verantwortung nicht gerecht (vgl. hierzu: Butterwegge/Hentges 2001). Wellen rassistisch motivierter Gewalt und rechtsextremer Anschläge stehen im Zusammenhang mit der öffentlichen Diskussion um (Möglichkeiten/Grenzen der) Zuwanderung und (Probleme der) Asylpolitik. Rechte Straftäter können sich – teils nicht ohne Grund – als Vollstrecker eines breit bekundeten „Volkswillens“ fühlen, was durch entsprechende Erklärungen und Stellungnahmen etablierter Politiker unterstrichen wird. Die von offizieller Seite gern behauptete Weltoffenheit scheint auf für den „eigenen“ Wirtschaftsstandort bzw. die nationale Kapitalakkumulation „Nützliche“ beschränkt zu sein; den als „Sozialschmarotzer“ oder „Parasiten“ diffamierten Asylbewerber(inne)n schlägt jedoch eine wachsende Ablehnung entgegen.

Rassistisch motivierte Gewalttaten vollziehen sich in einem gesellschaftlichen Klima, das durch Horrormeldungen über den demografischen Wandel („Vergreisung“ und „Schrumpfung“ der Bevölkerung), daraus erwachsende Probleme für den Sozialstaat sowie Auseinandersetzungen über die Formen der Zuwanderung und des interkulturellen Zusammenlebens geprägt ist. Als zentrales Ergebnis seiner Analysen zur politischen Kultur in Deutschland hält Thomas Herz (1996, S. 496) fest: „Die Gewalt von rechtsradikalen und neonazistischen Jugendlichen gegen Asylbewerber, Ausländer und andere Minderheiten ist das Ergebnis eines Diskurses über Ausländer und Fremde, der vor allem durch Eliten produziert worden ist.“ Anne Claire Groffmann (2001, S. 67) hat im Rahmen ihrer Untersuchung der 1991/92 geradezu kampagnenartig zugespitzten Asyldiskussion nachgewiesen, dass die jugendlichen Gewalttäter von der Union und ihren publizistischen Helfern in doppelter Hinsicht funktionalisiert wurden: „Zum einen dienten sie als Beweis dafür, wie die Zuwanderung die Bevölkerung in eine Notlage gebracht habe. Zum anderen lenkte die starke Stigmatisierung von der inhaltlichen Nähe ab und stellte eine scheinbar klare Distanz zwischen den Argumenten der Unionsparteien und den Taten der Jugendlichen her.“

In öffentlichen Debatten darüber droht eine zunehmende Ethnisierung der sozialen Beziehungen, Sicherheitsprobleme und ökonomischen Konflikte (vgl.

dazu: Bukow 1996). Typisch hierfür waren bzw. sind Kontroversen um die Reform des Staatsbürgerschaftsrechts („Doppelpass“), politische Initiativen zur Anwerbung ausländischer Fachkräfte („Green Card“) sowie von Zuwanderern erwartete Integrationsleistungen (Anpassung an die „deutsche Leitkultur“). Rechtsextremisten beziehen sich dabei auf Politiker und Publizisten der „Mitte“, die dadurch zu Stichwortgebern für antidemokratische Kräfte werden und ihnen manchmal regelrechte politische Steilvorlagen liefern (vgl. hierzu: Butterwegge 2002b). Umgekehrt greifen sie nicht selten Problemstellungen auf, die zuerst nur in ultrarechten Kreisen erörtert worden sind, sodass es mehr ideologische Schnittmengen zwischen der Rechten und der Mitte gibt.

Überlappungen zwischen neoliberaler, (national)konservativer und rechtsextremer Sozialstaatskritik

In der Diskussion über die Krise des Sozialstaates lassen sich auf Seiten neoliberaler, konservativer und rechtsextremer Kräfte hauptsächlich vier Argumentationsmuster unterscheiden, die einander zum Teil ergänzen und verstärken:

Großzügigkeit/Generosität: Der deutsche Wohlfahrtsstaat sei in seiner Leistungsgewährung zu freigiebig, was ihn finanziell zunehmend überfordere und das Gegenteil dessen bewirke, was eigentlich intendiert sei. Arbeitslosigkeit und Armut könnten nicht mehr wirksam bekämpft werden, weil es sich für die Betroffenen kaum lohne, Erwerbsarbeit zu leisten, wenn sich die Höhe der Lohnersatzleistungen auf nahezu demselben Niveau bewege.

Leistungsmissbrauch: Da es keine wirksamen Kontrollen gebe, lasse sich auch nicht verhindern, dass Sozialleistungen von Menschen, die gar nicht anspruchsberechtigt seien, missbräuchlich in Anspruch genommen würden.

Demografischer Wandel: Durch die sinkende Geburtenrate der Deutschen und die steigende Lebenserwartung aufgrund des medizinischen Fortschritts komme es zu einer „Vergreisung“ der Bundesrepublik, die das ökonomische Leistungspotenzial des Landes schwäche und die sozialen Sicherungssysteme (Renten-, Pflege- und Krankenversicherung) überfordere. Dem könne nur mittels einer (Teil-)Privatisierung auf der Beitrags- sowie einer Leistungsreduzierung auf der Kostenseite begegnet werden.

Globalisierung: Infolge der sich verschärfenden Weltmarktkonkurrenz müsse der „Standort D“ entschlackt und der Sozialstaat „verschlankt“ werden, wolle man die Konkurrenzfähigkeit und das erreichte Wohlstandsniveau halten. Der (nordwest)europäische Wohlfahrtsstaat gilt seinen Kritikern als von der ökonomisch-technologischen Entwicklung überholt, als Hemmschuh der internationalen Wettbewerbsfähigkeit und als Investitionshindernis, kurz: als Dinosaurier, der ins Museum gehört, neben das Spinnrad und die bronzene Axt.

Diesen (größtenteils „interessierten“) Missverständnissen und Fehlurteilen gegenüber ist Folgendes geltend zu machen:

Die empirische Wohlfahrtsstaatsforschung weist nach, dass die Bundesrepublik – entgegen dem allgemeinen Bewusstsein wie den hierzulande dominierenden Medienbildern – keineswegs den „größtzügigsten“ europäischen Sozialstaat besitzt, sondern hinsichtlich der Leistungsgewährung im Vergleich mit anderen EU-Staaten höchstens noch im unteren Mittelfeld rangiert.

Auch der Missbrauch des Sozialstaates durch nicht Anspruchsberechtigte hält sich trotz vieler spektakulärer Berichte (vor allem der Boulevardpresse) über Einzelfälle, Vorurteile bezüglich sozialer Randgruppen, die auf Sozialleistungen angewiesen sind, und des Stammtischgeredes in engen Grenzen. Alle seriösen Studien gelangen zu dem Schluss, dass es sich bei dem beklagten Leistungsmissbrauch weder um ein Massenphänomen handelt noch der Sozialstaat dadurch bedroht wird.

Die demografischen Entwicklungsperspektiven werden in Öffentlichkeit und Medien zu einem wahren Schreckensszenario verdüstert. Dabei fehlen keine Babys, sondern Beitragszahler/innen, die man etwa durch eine konsequente Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die Erhöhung der Frauenerwerbsquote, die Erleichterung der Zuwanderung und/oder die Erweiterung des Kreises der Versicherten gewinnen kann. Statt zu klären, wie man aus einer längerfristigen Veränderung der Altersstruktur resultierende Schwierigkeiten solidarisch (z.B. durch die Erhöhung der Beitragsbemessungsgrenze und/oder die Verbreiterung der Basis des Rentensystems, also die Einbeziehung von Selbstständigen, Freiberuflern und Beamten) bewältigen kann, benutzt man sie als Hebel zur Durchsetzung unsozialer „Sparmaßnahmen“.

Noch nie war der Wohlfahrtsstaat für die Gesellschaft insgesamt und noch mehr für sozial Benachteiligte so unverzichtbar wie heute, im viel beschworenen „Zeitalter der Globalisierung“. Gerade die Bundesrepublik, deren exportorientierte Wirtschaft eine Hauptgewinnerin des Globalisierungsprozesses ist, kann sich einen entwickelten Sozialstaat aufgrund ihres kontinuierlich wachsenden Wohlstandes, der allerdings immer ungleicher verteilt ist, nicht nur weiterhin leisten, sondern darf ihn auch nicht abbauen, wenn sie einerseits die Demokratie und den inneren Frieden bewahren sowie andererseits konkurrenzfähig bleiben will. Selbst innerhalb der neoliberalen Standortlogik gibt es nämlich gute Gründe für eine – im Vergleich mit anderen, weniger erfolgreichen Wirtschaftsstandorten – expansive Sozialpolitik (vgl. hierzu: Butterwegge 2001).

Diskurse über Demografie und (Grenzen der) Zuwanderung am „Wirtschaftsstandort D“ – eine Gefahr für die Demokratie

Das in der Bundesrepublik weit verbreitete Bewusstsein, auf den internationalen Märkten einer Welt von Feinden gegenüberzustehen, und den Wunsch, sie durch „deutschen Erfindungsgeist“, größeren Fleiß, eine ausgeprägte Ar-

beitsdisziplin und mehr Opferbereitschaft in die Knie zu zwingen, nenne ich „Standortnationalismus“ (vgl. hierzu: Butterwegge 1998). So avanciert die „Konkurrenzfähigkeit des Wirtschaftsstandortes zum Dreh- und Angelpunkt aller Überlegungen, beispielsweise in der Schul- und Bildungspolitik (PISA), was nicht ohne Rückwirkungen auf das gesellschaftliche Klima bzw. die politische Kultur des Landes bleibt: „Die Betonung des ökonomischen Nutzenkalküls sieht nicht nur von schlichten mitmenschlichen Verpflichtungen ab, sie grenzt auch all jene aus, die uns tatsächlich oder vermeintlich nur zur Last fallen.“ (Schäfer 1993, S. 88)

Die im Februar 2000 durch Gerhard Schröders Green-Card-Initiative auf der Computermesse CeBIT angestoßene Zuwanderungsdebatte stand ganz im Zeichen zweier Argumentationslinien:

- Deutschland benötige hoch qualifizierte Arbeitsmigrant(inn)en, um seine internationale Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten bzw. wiederzuerlangen;
- junge, möglichst kinderreiche Migrant(inn)en könnten die negativen Folgen des demografischen Wandels abmildern und eine völlige „Vergreisung“ der Bundesrepublik verhindern.

Die seither in den Medien verstärkt erörterte Frage „Nutzen uns die Zuwanderer oder nutzen sie uns aus?“ beruhte auf nationalistischen und rassistischen Prämissen, welche der ständig proklamierten Weltoffenheit des „Standorts D“ eigentlich Hohn sprachen. Sie grenzte ein nationales Kollektiv, die deutsche „Wir“-Gruppe, „den Anderen“ bzw. „den Fremden“ gegenüber ab. In der Diskussion über die Green Card wurde erstmals wieder nach 1945 explizit das „deutsche Interesse“ artikuliert, wobei jedoch weniger völkische als standortnationalistische Positionen hervortraten. Selbst im Bericht der so genannten Süsmuth-Kommission, die Hoffnungen auf einen Paradigmenwechsel der Migrations- und Integrationspolitik nährte, wurden ökonomische und demografische Interessen der Bundesrepublik in den Vordergrund gerückt, während humanitäre Verpflichtungen demgegenüber zurücktraten (vgl. Reißlandt 2002, S. 21 ff.).

Mit der grassierenden Furcht vor „Überfremdung“ durch Menschen anderer „Rasse“, Herkunft oder Kultur korrespondiert die Sorge um Deutschland, seine Zukunft als stärkste Wirtschaftsmacht Europas und das deutsche Volk als größter Ethnie der Alten Welt. Für die extreme Rechte steht Deutschland bzw. das Abendland aufgrund vermehrter Migration im Zeichen der Globalisierung einerseits und seiner „Vergreisung“, d.h. des als krisenhaft bzw. katastrophisch interpretierten demografischen Wandels, vor dem Untergang. Unter dem Titel „Die Deutschen – ein sterbendes Volk“ klagte etwa „Nation und Europa“, das älteste Periodikum des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, am Ende des Jahres 2000: „Das deutsche Volk ist in seiner biologischen und kulturellen Existenz auf das schwerste bedroht. Der extreme Geburtenrückgang zwischen 1965 und 1975, der seitdem weiter andauert, führte zu Jahrgangsstärken, die

zu einem Drittel unter denen der Elterngenerationen liegen. (...) Die Todesspirale unseres Volkes dreht sich in immer schnellerer Folge.“

Kassandrarufe, düstere Prognosen bzw. Horrorszenerien demokratischer Politiker und bürgerlicher Presseorgane im Hinblick auf den Niedergang Deutschlands bzw. das Schicksal des deutschen Volkes häufen sich gleichfalls. Teilweise klagen dieselben Kreise, die während der Asyldebatte zu Beginn der 90er-Jahre noch lauthals „Das Boot ist voll!“ gerufen und Zuwanderung mit dieser Begründung abgelehnt hatten, in einem menschenleeren Land könne niemand mehr die Renten der alten Leute aufbringen. So behandelte das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ die Kontroverse zur Einwanderung am 23. Oktober 2000 unter der eine Nazi-Parole zynisch ins Gegenteil wendenden Überschrift „Raum ohne Volk“. Und die rheinische Boulevardzeitung „Express“ fragte zur selben Zeit im Stil rechtsextremer Gazetten: „Sterben die Deutschen (bald) aus?“

Da sich Titel wie „Die Alten-Republik: Land ohne Kinder“ (Die Woche v. 27.4.2001) oder „Land ohne Leute“ (ZEIT-Dossier v. 10.5.2001) häufen, wandert der Demografie-Diskurs immer mehr in die politisch-publizistische Mitte. Umgekehrt berufen sich rechtsextreme Gazetten ihrerseits auf die Berechnungen bürgerlicher Medien, um ihre absurden Behauptungen seriös erscheinen zu lassen (vgl. hierzu: Butterwegge 2002c). Exemplarisch sei das Parteiorgan „Der Republikaner“ (2-3/2001) genannt, wo unter der Überschrift „Rot-grüne ‚Rentenreform‘: Deutsche Kinder unerwünscht?“ und nach mehreren ausführlichen ZEIT-Zitaten behauptet wurde: „In einer Zeit, in der von morgens bis abends die demographische Misere der Deutschen beklagt wird, beschließt die rot-grüne Mehrheit im Bundestag eine Rentenreform, die auf eine Bestrafung von Kindern hinausläuft. Die Folge wird sein, daß noch weniger deutsche Paare Kinder bekommen werden. Da drängt sich die Frage auf, ob nicht genau dies gewünscht ist. Die Rechnung der rot-grünen Gesellschaftsingenieure: Je weniger deutsche Kinder auf die Welt kommen, desto mehr Zuwanderer können ins Land strömen.“

Die von Jürgen Rüttgers (CDU) im nordrhein-westfälischen Landtagswahlkampf des Jahres 2000 bezüglich der Green-Card-Regelung ausgegebene, von den REPublikanern auf ihre Wahlplakate übernommene Parole „Kinder statt Inder“ zieht sich wie ein roter Faden durch Diskussionen über eine Kehrtwende in der Familien- und eine Rückkehr zur „aktiven Bevölkerungspolitik“ (Edmund Stoiber). Unter der Überschrift „Kinder als Schicksal“ schrieb die neurechte Wochenzeitung „Junge Freiheit“ am 14. Januar 2000, dass auch vermehrte Immigration den rapiden Geburtenrückgang nicht einmal stoppen könne: „Massive Zuwanderung zwecks Rentenabsicherung ist zwar originell, aber mit seriösen ökonomischen Argumenten nicht zu begründen. Stattdessen schweigt die politische Klasse zum eigentlichen Thema: wie die Deutschen schlicht ermutigt werden können, wieder mehr Kinder in die Welt zu setzen.“

Ein halbes Jahr später erschien die ZEIT mit der Titelschlagzeile „Kinder, Kinder!“ Auf dem Zenit der medialen Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus, dessen Publizistik sich schon seit Jahrzehnten um die Zukunftsfähigkeit des deutschen Volkes sorgt und für eine „familienpolitische Großoffensive“ wirbt, fragte Susanne Mayer am 14. August 2000 in einem Leitartikel, wie die Geburtenrate der Deutschen durch staatliche Maßnahmen zu steigern wären. Eine pronatalistische Sozial- und Familienpolitik klagte Mayer auch in einem weiteren Leitartikel mit dem Titel „Die betrogene Familie“ am 1. Februar 2001 ein, der sich seiner Diktion, hysterischen Aufgeregtheit und alarmistischen Beschwörungsformeln nach kaum mehr von ähnlichen Beiträgen in rechtsextremen Publikationsorganen unterscheidet, zumal diese bei ihren Formulierungen aus (wahl)taktischen Gründen eher Zurückhaltung üben. Dass „Kinderarmut“, die es auch in der Bundesrepublik gibt (vgl. hierzu: Butterwegge 2000; Butterwegge/Kluntz 2002), nicht mehr als soziale Notlage junger Menschen, sondern als Mangel an (deutschen) Kindern begriffen und zum Kardinalproblem der Gesellschaft emporstilisiert wird, erinnert gleichfalls an ultrarechte Gazetten. Kindermangel, meint Mayer, bedrohe die „Substanz des Staates“.

Während man die Senior(inn)en, weil für den „Wirtschaftsstandort D“ nicht mehr produktiv, in der öffentlichen Meinung herabsetzt und das Alter entwertet wird (vgl. dazu: Guha 2000), erhalten (deutsche) Kinder nicht nur in ultrarechten Medien einen Kultstatus und nehmen Familien geradezu Fetischcharakter an. Susanne Mayer möchte den „Notfall“, dass „immer mehr Frauen und Männer (...) einfach keine Kinder mehr (bekommen)“, durch weiter reichende Steuerfreibeträge für Familien (Umwandlung des Ehegatten- in ein Familiensplitting, das besonders kinderreiche Spitzenverdiener begünstigen würde) bekämpfen. Außerdem sollen Strafabgaben für Kinderlose eingeführt und die Renten noch weiter gekürzt werden. So spielt man Alt und Jung gegeneinander aus, statt das reale Wohlstandsgefälle innerhalb aller Generationen zu problematisieren.

Nach den Terroranschlägen in New York und Washington am 11. September 2001 dominierte fast in allen Massenmedien ein autoritärer Sicherheitsdiskurs und feierte das in der Bundesrepublik über Jahrzehnte hinweg gültige Dogma „Wir sind kein Einwanderungsland!“ fröhliche Urständ. Durch die Anti-Terror-Pakete des Bundesinnenministers wurde der sich damals in Ansätzen abzeichnende Paradigmawechsel auf migrations- und integrationspolitischem Gebiet konterkariert. „Der Moslem“ erschien als Prototyp des gefährlichen und überflüssigen Ausländers. „Beinahe schon klassisch zu nennende Argumentationsmuster der äußersten Rechten wurden von Politikern und Parteien der Mitte aufgegriffen, um Verschärfungen im Ausländerrecht durchzusetzen, die schon lange auf ihrer Wunschliste gestanden hatten.“ (Reißlandt 2002, S. 40)

Dass sich die politisch-ideologischen Grenzlinien zwischen dem Rechtsextremismus und der bürgerlichen Mitte auflösen, illustriert auch die Tatsache, dass ein Mann wie Meinhard Miegel, der als Experte für Zukunftsfragen rechtspopulistisch agiert und in Publikationsorganen der so genannten Neuen Rechten (z.B. der „Jungen Freiheit“ und „Criticón“) schreibt, nicht nur als Berater neoliberaler und nationalkonservativer Kreise in Wirtschaft und Verwaltung fungiert, vielmehr auch als Referent sozialdemokratischer Parteitage und an prominenter Stelle im öffentlich-rechtlichen Rundfunk auftritt. Das erste Kapitel seines Buches „Die deformierte Gesellschaft“ trägt den bezeichnenden Titel „Die demographische Zeitbombe“ und beginnt mit dem folgenden Satz: „Nichts ist für ein Land auf Dauer so folgenreich wie die Entwicklung seiner Bevölkerung.“ (Miegel 2002, S. 13)

Miegel, der Armutstendenzen im Hinblick auf die Bundesrepublik generell leugnet, versteht unter „Kinderarmut“ den durch die „Gebärfaulheit“ der Deutschen entstandenen Mangel an Nachwuchs. Schuld daran trägt u.a. die von Miegel beklagte „Umformung des Sozialen zum wichtigsten Herrschaftsinstrument“, wodurch letztlich auch die Familie funktionslos wurde: „Je mehr sich der Staat sozial engagierte, desto mehr entledigte sich die Gesellschaft ihrer sozialen Verantwortung, und je mehr sie sich dieser Verantwortung entledigte, desto breiter wurden die Spalten, die der Staat glaubte füllen zu müssen.“ (Miegel 2002, S. 227)

Es ist zu erwarten, dass der Diskurs über den Geburtenrückgang, über fehlende (deutsche) Kinder und über die negativen Auswirkungen der Zuwanderung für den „Standort D“ bzw. das System der sozialen Sicherung die Öffentlichkeit künftig noch stärker beeinflussen wird. Er birgt die Gefahr eines weiteren Rechtsrucks der „Mitte“ in sich. Ob sich diese rechtspopulistisch geriert oder eine Partei wie die des Hamburger Innensenators Schill bundesweit reüssiert, wird nicht zuletzt von der Wahl am 22. September abhängen.

Literatur

- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild: Minderheit. Zur Funktion von Ethnisierung, Opladen
- Butterwegge, Christoph/Hickel, Rudolf/Ptak, Ralf (1998): Sozialstaat und neoliberale Hegemonie. Standortnationalismus als Gefahr für die Demokratie, Berlin
- Butterwegge, Christoph (Hrsg.) (2000): Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen, 2. Aufl. Frankfurt am Main/New York
- Butterwegge, Christoph (2001): Wohlfahrtsstaat im Wandel. Probleme und Perspektiven der Sozialpolitik, 3. Aufl. Opladen
- Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (2001): „Ausländer und Asylmissbrauch“ als Medienthema: Verantwortung und Versagen von Journalist(inn)en, in: ders./Georg Lohmann (Hrsg.), Jugend, Rechtsextremismus und Gewalt. Analysen und Argumente, 2. Aufl. Opladen, S. 83-99

- Butterwegge, Christoph (2002a): Rechtsextremismus, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien
- Butterwegge, Christoph (2002b): Die politische Mitte als Stichwortgeberin für antidemokratische Kräfte, in: Norman Paech/Eckart Spoo/Rainer Butenschön (Hrsg.), Demokratie – wo und wie?, Hamburg 2002, S. 78-86
- Butterwegge, Christoph (2002c): Stirbt „das deutsche Volk“ aus?, Wie die politische Mitte im Demografie-Diskurs nach rechts rückt, in: ders. u.a., Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein, Opladen, S. 167-214
- Butterwegge, Christoph/Cremer, Janine/Häusler, Alexander/Hentges, Gudrun/Pfeiffer, Thomas/Reißlandt, Carolin/Salzborn, Samuel (2002): Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein, Opladen
- Butterwegge, Christoph/Kludt, Michael (Hrsg.) (2002): Kinderarmut und Generationengerechtigkeit. Familien- und Sozialpolitik im demografischen Wandel, Opladen
- Decker, Frank (2000): Parteien unter Druck. Der neue Rechtspopulismus in den westlichen Demokratien, Opladen
- Funke, Hajo/Rensmann, Lars (2002): Wir sind so frei. Zum rechtspopulistischen Kurswechsel der FDP, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 7, S. 822-828
- Groffmann, Anne Claire (2001): Das unvollendete Drama. Jugend- und Skinheadgruppen im Vereinigungsprozeß, Opladen
- Guha, Anton-Andreas (2000): Von der Entwertung des Alters. Einige unsystematische Anmerkungen zu einem schwierigen Problem, in: Vorgänge 150, S. 37-43
- Herz, Thomas A. (1996): Rechtsradikalismus und die „Basiserzählung“. Wandlungen in der politischen Kultur Deutschlands, in: Jürgen W. Falter/Hans-Gerd Jaschke/Jürgen R. Winkler (Hrsg.), Rechtsextremismus. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, Opladen (PVS-Sonderheft 27), S. 485-501
- Miegel, Meinhard (2002): Die deformierte Gesellschaft. Wie die Deutschen ihre Wirklichkeit verdrängen, Berlin/München
- Pfahl-Traughber, Armin (1994): Volkes Stimme?, Rechtspopulismus in Europa, Bonn
- Puhle, Hans-Jürgen (1986): Was ist Populismus?, in: Helmut Dubiel (Hrsg.), Populismus und Aufklärung, Frankfurt am Main, S. 2-32
- Reißlandt, Carolin (2002): Kontroversen über Zuwanderung: Migrations- und Integrationspolitik unter neuen Vorzeichen?, in: Christoph Butterwegge u.a., Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein, Opladen, S. 11-42
- Schäfer, Gert (1993): Ausländerfeindliche Topoi offizieller Politik, in: Wolfgang Kreutzberger u.a., Aus der Mitte der Gesellschaft – Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main, S. 78-93

Auf dem Weg nach rechts außen

Rechtspopulismus in Europa

Europa vorn. Europa auf dem Weg nach rechts. Sommer 2002: An fünf Regierungen in der Europäischen Union sind rechtsextreme oder rechtspopulistische Parteien beteiligt oder werden von diesen mitgetragen. Der Einzug des Rechtsextremen Jean-Marie Le Pen in die zweite Runde der Präsidentschaftswahlen hat die französische Republik erschüttert. Eine Welle der Wahlerfolge und Regierungsbeteiligungen der extremen Rechten, die der stellvertretende Vorsitzende der FDP, Jürgen W. Möllemann, in der Tageszeitung Neues Deutschland als „Emanzipation der Demokraten“ bezeichnete, steht für einen grundlegenden Wandel des politischen Klimas in Europa. Antisemitische Klischees und antisemitische Ressentiments sind in den Bevölkerungen Europas verbreitet, wie seit dem Ende des 2. Weltkriegs nicht mehr.¹ Ein wesentliches Startzeichen für diesen Schub war und ist die Beteiligung der FPÖ an der österreichischen Regierung durch die ÖVP im Frühjahr 2000.

I. Der Startschuss: Die demokratische Rechte disponiert um – Haider an der Macht

Den Startschuss für die jüngsten Wahlerfolge rechtspopulistischer Parteien in Europa bildete die Regierungsbeteiligung der FPÖ seit dem 4. Februar 2000 in Österreich. Zum ersten Mal seit 1945 wurde damit – sieht man einmal von den faschistischen Diktaturen in Spanien, Griechenland und Portugal sowie einem kurzen Intermezzo der italienischen Christdemokraten mit der altfaschistischen MSI und der kurzen ersten Berlusconi-Regierung Anfang der neunziger Jahre in Italien ab – eine Partei rechts des europäischen Konservatismus an einer Regierung beteiligt. Als Geburtshelfer dieses Tabubruchs darf der bayerische Ministerpräsident und Kanzlerkandidat der CDU/CSU gelten, der unmittelbar nach dem Wahlerfolg der FPÖ der ÖVP eine schwarz-blaue Koalition empfahl.

Der Versuch von 14 Staats- und Regierungschefs, die FPÖ/ÖVP-Koalition in Österreich mit Sanktionen zu belegen, scheiterte. Er erwies sich als letztlich

¹ Siehe u.a., Sigmund-Freud-Institut (Hrsg.), Politische Einstellungen in Deutschland, repräsentative Ergebnisse, <http://www.sfi-frankfurt.de/Download/Polit.Einst.PDF>, 14.6.2002; American Jewish Committee (Hrsg.), Die Nahost-Berichterstattung zur Zweiten Intifada in deutschen Printmedien unter besonderer Berücksichtigung des Israel-Bildes, DISS-Studie, Mai 2002, http://www.ajc.org/upload/pdf/German_media_survey.pdf und Anti-Defamation League (Hrsg.), European Attitudes toward Jews, Israel and the Palestinian-Israeli-Conflict, 27.6.2002, http://www.adl.org/Anti_semitism/European_Attitudes.pdf, epd, 3.5.2002, Hakenkreuze in Amsterdam – In den Niederlanden nimmt der Antisemitismus zu, http://www.epd.de/netzgegenrechts/02_05_03amsterdam.html.

unbedacht und überstürzt. Die eingesetzten Druckmittel liefen ins Leere und mobilisierten stattdessen in Österreich eine neue Welle nationalpatriotischer Gefühle, hinter denen sich die antisemitische und rassistische Politik der FPÖ erneut verschanzen konnte. Auch die Aufhebung der Sanktionen Mitte September 2000 beinhaltet nicht zuletzt „das Eingeständnis, dass die EU keine rechtliche Handhabe zur Verhinderung rassistischer, rechtsextremer Parteien gefunden hat.“² Zudem wirkte die Aufhebung trotz des überaus kritischen Befunds der „drei Weisen“ wie ein Persilschein für die schwarz-blaue Koalition in Wien. Weitere „Normalisierungsschritte“ folgten denn auch, so die Aufhebung der Quarantäne der Europäischen Volkspartei (EVP) für die ÖVP gegen die Stimmen der belgischen und französischen Christdemokraten und Konservativen im Juni 2000.³

Von diesem Zeitpunkt an ist die FPÖ, nicht nur ob ihres Wahlerfolges, Vorbild für rechtsextreme und rechtspopulistische Kräfte in Europa. Gerade die Regierungsbeteiligung der „Freiheitlichen“ wird insbesondere von der extremen Rechten als Aufbruchssignal verstanden. Europas Rechte mobilisierten für die Solidarität mit dem schwarz-blauen Österreich.

In Frankreich ließen Aktivisten des Front National (FN) das „österreichische Modell“ hochleben. Solidaritätskundgebungen in Paris wurden vom Mouvement National Républicain (MNR) Bruno Mégrets organisiert. In Berlin marschierte die NPD unter dem Motto „Wir sind ein Volk – nationale Solidarität mit Wien“ auf. In Belgien warb der Vlaams Block für Reisen nach Österreich. Rechtsextreme Parteien in der Slowakei (SNS) und Ungarn (MIEP) ließen die neue Wiener Koalition hochleben.⁴

Das FPÖ-Fanale ist als Teil einer schon vorab absehbaren europaweiten Tendenz anzusehen. Nachdem am 3. Oktober 1999 die FPÖ mit 26,91 % der Stimmen zweitstärkste Partei Österreichs geworden war, erreichte am 24. Oktober 1999 die Schweizerische Volkspartei (SVP) 22,5 % der Stimmen und belegte damit den ersten Platz gleichauf mit der Sozialdemokratischen Partei (SP).⁵

II. Rechte Erfolgswelle in Europa – Wahlen und Regierungsbeteiligungen

Danach schien es kein Halten mehr zu geben. Im Jahr 2000 konnte die Großrumänienpartei ihren Stimmenanteil bei den rumänischen Parlamentswahlen von 4,5 % auf 19,5 % verbessern und damit zweitstärkste Partei werden. Ein Jahr später konnte die ausländerfeindliche Dänische Volkspartei ihren Stimmenanteil um fast 5 % auf 12 % steigern, um damit drittstärkste Partei im po-

² Scharasch, Hans-Henning und Kurt Kuch, Haider. Schatten über Europa, Köln 2000, S. 22.

³ Vgl. ebd., S. 23.

⁴ Vgl. ebd., S. 217.

⁵ Vgl. Camus, Jean-Yves in Le Monde Diplomatique, März 2000, S. 4.

litischen System zu werden und die bestehende dänische Regierung zu stürzen. Nach einer nahezu völligen Implosion der demokratischen Rechten in Italien konnte die Wahlallianz aus der Berlusconi-Partei, Forza Italia (29,5 %), der postfaschistischen Alleanza Nazionale (12 %) und der regionalistisch-rassistischen Lega Nord (3,9 %) nach den Parlamentswahlen 2001 den Ministerpräsidenten stellen. 2002 erreichte die in der Tradition Salazars stehende portugiesische Volkspartei (CDS-PP) 8,4 % der Stimmen und ist jetzt an der Regierung beteiligt. Und als letztes katapultierten die Wählerinnen und Wähler die rechtspopulistische Liste Pim Fortuyn mit 17 % der Stimmen und 26 Sitzen auf den 2. Platz bei den Parlamentswahlen in den Niederlanden.⁶ Auch sie wurde umgehend an der Regierung beteiligt.

Proteste gegen eine Regierungsbeteiligung rechtspopulistischer Parteien blieben nach dem Desaster der EU in punkto Österreich, z.B. gegenüber den Regierung Berlusconi ganz aus. Klar ist: Parteien rechts der Europäischen Christdemokraten und Konservativen gehören nunmehr zum festen Bestandteil des europäischen Parteienpanoramas. Internationale Proteste gegen ihre Beteiligung an Regierungen in Europa müssen offenbar nicht mehr befürchtet werden.

III. Europas Marsch nach rechts - Warum?

Der Durchbruch der Rechtspopulisten und der extremen Rechten in Europa darf als Etappe einer zumindest seit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus massiv beschleunigten Entwicklung gelten. Vor ihren Wahlerfolgen, die in den letzten zehn Jahren durchaus auch von Rückschlägen geprägt waren, ist es der extremen Rechten in Europa gelungen, ihre Themen in der öffentlichen Debatte zunehmend prominenter zu platzieren. Ein Geheimnis des Erfolges der extremen Rechten ist nicht zuletzt in der veränderten kapitalistischen Regulationsweise zu suchen. Diese Veränderung wurde von den Kräften der so genannten politischen Mitte entscheidend vorangetrieben, die dann den Folgen aber hilf- und konzeptlos gegenüberstanden. Ein weiteres Erfolgsmoment der extremen Rechten besteht darin, dass ihre Themen längst von der Mitte des politischen Spektrums aufgegriffen worden sind. In vielen Fällen kann inzwischen diagnostiziert werden, dass die politische Mitte die treibende Kraft bei der Forcierung rechter Debatten in Europa ist.

IV. Zum Begriff des Rechtspopulismus

Bisherigen Analysen ist es nicht gelungen das Phänomen „Rechtspopulismus“ in Europa auf den Begriff zu bringen. So kann konstatiert werden, dass der Begriff „Rechtspopulismus“ bis heute einer allgemeingültigen Definition entbehrt. Zwei Bedeutungsstränge lassen sich ausmachen: Zum einen Rechtspopulismus als auf eine bestimmte Art vorgetragene Ideologie. Zum Anderen die populistische Technik, der „Rechtspopulismus der Politiker“. Eine Mehrzahl

⁶ Siehe auch, <http://www.parties-and-elections.de>.

von Autoren und Kommentatoren bezieht sich auf diesen letzteren Bedeutungsaspekt des Rechtspopulismus-Begriffs, wenn sie aktuelle Erscheinungen weniger als Ausdruck einer bestimmten Ideologie, sondern vielmehr als die Beschreibung für einen „politischen Modus“ definieren.

Zum Rechtspopulismus als Ideologie muss vorausgeschickt werden, dass ähnlich wie bei dem Versuch den historischen Faschismus jenseits politischer Kampf Begriffe wissenschaftlich auf den Punkt zu bringen, monokausale Erklärungsansätze zum Scheitern verurteilt sind.⁷ Interessant ist, dass die Diskussion um eine Analyse des historischen Faschismus zahlreiche Parallelen zur wissenschaftlichen Debatte um den Begriff Rechtspopulismus aufweist. Auch hier dominieren bisher analytische Verengungen, die den Rechtspopulismus in Europa monokausal, sei es als neuen Cäsarismus, sei es als reines Mittelstandsphänomen, sei es als exponiertesten Teil des neoliberalen Projektes, sei es als notwendige Massenformierung zur Aktualisierung imperialistischer Weltpolitik oder auch als politischen Durchschlag des „autoritären Charakters“ in weiten Teilen der Bevölkerung der Staaten Europas zu begreifen versuchen.

Festhalten lassen sich folgende Charakteristika für die rechtspopulistischen und rechtsextremen Parteien und Bewegungen in Europa:

- Nationalismus in aggressiver Form (Ultranationalismus), Nation als Abstammungsgemeinschaft, Unterstützung völkischer Bewegungen;
- Rassismus und Antisemitismus, biologistische und sozialdarwinistische Theorien, Migrationsabwehr;
- Autoritäres Denken, „Führerkult“, Agitation gegen den „Parteienstaat“;
- Kampf gegen den Wohlfahrtsstaat, gegen den ihn absichernden „Zentralstaat“ und die Bürokratien, Marktradikalismus, Kampf gegen „Sozialschmarotzer“;
- Romantische Kapitalismuskritik, formuliert gegen die Europäische Integration und die Globalisierung im Rahmen einer reinen Kulturkritik, Schutz der Heimat, Schutz der regionalen und nationalen Identität.⁸

Ich gehe hier von der These aus, dass die Veränderungen in der Ökonomie nur in letzter Instanz das Aufkommen des Rechtspopulismus erklären können. Dem ideologischen und sozialpsychologischen Feld kommt dabei eine weitgehende Eigenständigkeit zu, um einen multikausalen Erklärungsansatz fruchtbar werden zu lassen.

⁷ Vgl. Wippermann, Wolfgang, Faschismustheorien. Die Entwicklung der Diskussion von den Anfängen bis heute, Darmstadt 1997, S. 107ff.

⁸ Siehe dazu u.a. Grumke, Thomas, u.a., Grundbegriffe, S. 4ff., in: Zentrum Demokratische Kultur (ZDK), Rechtsextremismus heute. Eine Einführung in Denkwelten, Erscheinungsformen und Gegenstrategien, Düsseldorf, 1/2002 und Schui, Herbert, Neoliberalismus: Für Herrschaftssicherung und gegen die Produktion von Reichtum, S. 8ff., in: Christen, Christian, Italiens Modernisierung von Rechts. Berlusconi, Fini oder die Zerschlagung des Wohlfahrtsstaates, Berlin 2001.

V. Das ökonomische Feld – Veränderungen der kapitalistischen Regulationsweise

Der Erfolg rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien in Europa schreibt sich in die Veränderungen der kapitalistischen Regulationsweise ein. Als gemeinsames Merkmal dieser Formationen ist das uneingeschränkte Eintreten für die Neuregulierung der kapitalistische Ökonomie festzustellen. So wird eine Ablösung der staatsinterventionistisch-korporatistischen Regulationsweise durch eine Intensivierung der Markt- und Konkurrenzbeziehungen gefordert. Was von der neuen Mitte oder auch dem Dritten Weg der Sozialdemokratie in Europa als „Reaktion“ auf die neoliberale Revolution der siebziger Jahre vorbereitet wurde, wird jetzt von den Rechtspopulisten erneut zugespitzt. Durch Deregulierung und Privatisierung sollen Konkurrenzverhältnisse staatlich durchgesetzt und intensiviert werden. Dies kann als Eintreten für eine neue Form der Regulierung angesehen werden. Nicht etwa der Rückzug des Staates wird gefordert, sondern aggressive Staatsintervention. Eine Staatsintervention jedoch, die sich unmittelbar an den einzelkapitalistischen Profitinteressen orientiert und daher den Abbau von Sozial- und Arbeitsschutzbestimmungen als eine ihrer wesentlichen Komponenten erkennt.⁹ Im Rahmen dieser Interessendurchsetzung werden Gewerkschaften als mögliche Stolpersteine auf dem Weg zu einer Neuregulierung der Produktionsverhältnisse massiv attackiert. So geht es inzwischen in Österreich ganz direkt um die Zerschlagung von Arbeiterorganisationen. Die Arbeiterkammer soll durch den Entzug der Mittel und die Aufhebung der Pflichtmitgliedschaft beseitigt werden.¹⁰

Zugleich findet sich das Paradigma des „nationalen Wettbewerbsstaats“ mit allen Implikationen quasi in Reinform bei den rechtspopulistischen Bewegungen und Parteien in Europa. So verbindet sich in ihrer Ideologie Standortlogik mit einem aggressiven Wohlstandchauvinismus nach innen und außen.

VI. Der Erfolg an der ideologischen Front - Mit uns zieht die neue Zeit

1. Vorwärts zur Volksgemeinschaft

„Der antiliberalen Staatsgedanke ist in Deutschland von der Idee des Volkes nicht zu lösen. In dieser Idee glaubt sich der antidemokratische Denker im Besitz all jener Elemente, die seinem Gedankengebäude wesentlich sind: Er sieht in ihr die Garantie der nationalen Einheit bei aller Verschiedenheit landschaftlicher und stammesmäßiger Segmente. Er findet in ihr das Gesetz des Organischen, die Mächte der Geschichte; in der Bindung an das Volkstum wird das

⁹ Vgl. Hirsch, Joachim, Postfordismus. Dimensionen einer neuen kapitalistischen Formation, S. 171 ff., in: Hirsch, Jessop, Poulantzas, Die Zukunft des Staates, Hamburg 2001.

¹⁰ Vgl. Scharsach, Hans-Henning und Kurt Kuch, Haider. Schatten über Europa, Köln 2000. S. 236.

Individuum seiner alle blutmäßigen Bindungen verleugnenden Partikularität entkleidet, erst im geeinten Volks wird es wahrhaft frei.“¹¹; so hatte Kurt Sontheimer im Hinblick auf die völkischen Bewegungen im Deutschland der zwanziger und frühen dreißiger Jahre formuliert. Fast könnte es scheinen als habe er damit eine Vorhersage über den Charakter der rechtspopulistischen Parteien und Bewegungen in Europa heute getroffen. Wenn z.T. auch nicht mehr in Parteiprogrammen erwähnt, geht es ihnen um die politische Durchsetzung einer Volksgemeinschaftsideologie, jenseits der Individuen, jenseits der Klassen. Haider's Lob „der ordentlichen Beschäftigungspolitik im Dritten Reich“ ist hierbei nur als Markenzeichen anzusehen. Es geht generell, um „das Versprechen, über eine Aufwertung von Familie und Nation die gesellschaftlichen Widersprüche aufzuheben und so die Lebenslage der ‚kleinen Leute‘ zu stabilisieren.“¹² Einem republikanischen Nationenverständnis (im Wortsinne) stehen die Rechtspopulisten jedoch erklärtermaßen feindlich gegenüber. Im Gegenteil wird die Idee der Volksgemeinschaft gegen den Gedanken der staatsbürgerlichen Gleichheit aller Bürgerinnen und Bürger in Stellung gebracht. So geht es dem Front National um die Einführung einer französischen Staatsbürgerschaft auf völkischer Grundlage. Der regionalistische Separatismus der Lega Nord kommt nicht ohne die völkisch-ausgrenzende Konstruktion des neuen „Padaniers“ aus. Der Liste Pim Fortyun sind niederländische StaatsbürgerInnen islamischen Glaubens per se suspekt. Die dänische Volkspartei möchte die Heirat von DänInnen mit AusländerInnen erschweren, wenn nicht verhindern, um eine imaginierte „Volksreinheit“ durchzusetzen.

Noch gravierender im Rahmen ihrer Volksgemeinschaftsideologie jenseits der Klassen ist allerdings die Idee und Praxis der „sozialen Volksgemeinschaft“ im neuen Rechtspopulismus. Ganz offen, wie in der FPÖ, wird hier auch auf nationalsozialistische Traditionen zurückgegriffen. Festzuhalten bleibt, dass es um die Errichtung eines „Systems des autoritären Interessenausgleichs von oben“ geht. Interessenkonflikte sollen nicht etwa durch Verhandlungen oder Auseinandersetzung mit den Betroffenen gelöst werden, sondern autoritär von oben.¹³

Gleichzeitig wird die ideologische Kampfstellung der sozialen Volksgemeinschaft gegen „Sozialschmarotzer“¹⁴ und „unnütze Ausländer“ akzentuiert. Soziale Leistungen sollen nur noch „Inländern“ zur Verfügung stehen. Noch stärker als im Modell des sozialdemokratischen „Workfare“-state soll der Er-

¹¹ Sontheimer, Kurt, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München 1978.

¹² Bischof, Joachim und Bernhard Müller, Europa auf dem Weg nach rechts? Der Aufstieg des Rechtspopulismus, in Sozialismus, Juni 2002, S. 7.

¹³ Vgl. Scharsach, Hans-Henning, Bekenntnis zur sozialen Volksgemeinschaft. Braune Markierungen auf dem Weg in die ‚Dritte Republik‘, S. 204f., in: Scharsach, Hans-Henning (Hrsg.), Haider. Österreich und die rechte Versuchung, Hamburg 2000 und Luverà, Bruno, Il Dottor H., Haider e la nuova destra europea, Torino 2000.

¹⁴ Siehe auch, Pim Fortuyn's Plan die Unterstützung für Kranke und Behinderte drastisch zu kürzen, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,195095,00.html>

halt sozialer Leistungen unmittelbar mit dem Zwang zur Aufnahme jedweder Arbeit verknüpft werden. Arbeitsfähige SozialhilfeempfängerInnen sollen in einen Arbeitsdienst gedrängt werden, bei dem wesentliche Grundrechte für die ArbeiterInnen, wie das Koalitionsrecht und das Streikrecht ausgehebelt werden. Noch aggressiver als bei sozialdemokratischen Modellen schüren die rechtspopulistischen Parteien so genannte „Neidkampagnen“ gegen „Sozialschmarotzer“.¹⁵ Die Botschaft lautet im Grunde: Die Sozialschmarotzer sind unser Unglück! Sie bringen den ehrlichen Steuerbürger um die Früchte seiner Arbeit.

2. Antisemitismus und Antizionismus oder Schuld ist immer der Jude

Nach Ausbruch der sogenannten „Al Aksa-Intifada“ Ende September 2000 hat sich das politische Koordinatensystem in Europa verschoben. Antisemitische Ressentiments sind in neuer Qualität und Quantität anzutreffen.

Das zweifelhafte Verdienst, Antisemitismus in jedweder Form in Europa wieder salonfähig gemacht zu haben, gebührt rechtspopulistischen Formationen und Parteien der extremen Rechten. Sie können sich problemlos in die neue Konjunktur des Antisemitismus in Europa einschreiben und bilden hier die am weitesten vorgeschobene ideologische Front. So ist es denn auch kein Zufall, dass der stellvertretende FDP-Vorsitzende Möllemann meinte, die Verschiebung der FDP hin zu einer rechtspopulistischen Formation mit Hilfe antisemitischer Ausfälle befördern zu können. Die Bindewirkung antisemitischer Ausfälle hatten Jörg Haider und andere im österreichischen Feldversuch ausführlich getestet. Ganz entscheidend trugen sie letztendlich dazu bei, die Liberalen aus der FPÖ zu drängen.

Über den Antisemitismus der FPÖ konstatiert Hans-Henning Scharsach: „Der Antisemitismus des Nationalsozialismus ist fester Bestandteil der freiheitlichen Parteiengeschichte. Selbst gesellschaftliche Ächtung und drohende Strafen haben ihn nicht verschwinden lassen. Sie haben ihn nur verändert. Statt offen artikuliert zu werden, versteckt er sich in sprachlichen Umschreibungen und unterschwelligem Ausdrucksformen.“¹⁶

Die FPÖ und andere haben erreicht was das erklärte Ziel der intellektuellen Rechten seit den sechziger Jahren gewesen ist. Die Modernisierung des antisemitischen Gedankengutes der historischen extremen Rechten. Dazu gehört seit 1945 unverzichtbar die Relativierung und die teilweise Negierung des Holocausts, die Kampfansage gegen die „jüdische Lobby“ in den Vereinigten Staaten und nicht zuletzt die geschichtspolitische Relativierung der Niederlage des Faschismus in Europa sowie der Versuch der Begründung einer ethnizi-

¹⁵ Scharsach, Hans-Henning und Kurt Kuch, Haider. Schatten über Europa, Köln 2000, S. 98-100.

¹⁶ Scharsach, Hans-Henning und Kurt Kuch, Haider. Schatten über Europa, Köln 2000, S. 56.

stisch-regionalistischen Identität Europas im Kampf gegen Judentum und Kommunismus.

3. Gegen die Europäische Union – Für ein ethnopluralistisches Europa der Regionen

„Schlimmstenfalls ist Europa ein differenzialistisches Projekt in großem Maßstab, eine Vereinigung aller Differentialismen des Kontinents, von der man die Ausdehnung des deutschen Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) auf alle Staaten befürchten muß.“¹⁷ so fasst der französische Anthropologe Emmanuel Todd seine Horrorvision eines ethnizistischen Europas zusammen. Was für die einen die Schreckensvision eines ethnisierten Europas ist, bildet für die allermeisten Parteien der extremen Rechten das Ziel ihrer Bemühungen. Vom Vlaams Block über die Lega Nord bis zu Österreichs Freiheitlichen reicht die Allianz für einen ethnizistischen Regionalismus in Europa. Auf der einen Seite wird die Brüsseler Bürokratie angegriffen, wird versucht, die EU-Osterweiterung zu verhindern oder auch schon mal die Erarbeitung der EU-Grundrechtecharta als das Werk von „Freimaurern und Kommunisten“ und die EU als neue „Sowjetunion“ (Umberto Bossi, Lega Nord) titulierte. Auf der anderen Seite möchte die extreme Rechte in Europa die Europäische Union nutzen, um ihren ethnizistischen Vorhaben einen Schritt näher zu kommen. Sie profitiert dabei von der massiven Entpolitisierung aller gesellschaftlichen Konflikte. Diese Entpolitisierung geht einher mit der „Kulturalisierung“ und Ethnisierung sozialer Konflikte, mündend in eine ethnonationalistischen Repolitisierung.¹⁸ Dieser Prozess ist von der politischen Mitte selbst befördert worden. Die Früchte seines Gelingens fährt jetzt die extreme Rechte in Europa ein. Vorstellungen, Europa territorial auf mikronationalistischer Grundlage neu zu ordnen, gehen einher mit der Forderung, insbesondere die Souveränität der republikanischen Nationalstaaten der Europäischen Union zu untergraben. So ist denn auch der Vorsitzende der Lega Nord, Umberto Bossi, einer der engagiertesten Unterstützer der korsischen Nationalisten, die Forderungen wie die „Korsisierung der Beschäftigung“ auf der Mittelmeerinsel erheben.

Gemeinsam schwebt ihnen ein Europa der Ethnien vor, d.h. eine Neuordnung Europas auf ethnischer Grundlage, frei nach dem Motto „Padanien den Padanien, Flandern den Flamen, das Baskenland den Basken“ etc. Die neuen Mikronationalismen, die von der extremen Rechten in Europa jetzt auch politisch artikuliert werden, orientieren sich am deutschen Nationenmodell, d.h. an einer auf Basis des Blutes und auf Basis der Kultur gegründeten Gemeinschaft, die auf eine territoriale Vereinigung dieser so definierten Ethnie orientiert. Daraus ergibt sich, dass die Vorstellung eines ethnisierten Europas zwangsläufig mit der Wiederbelebung von „unerlösten“ (irredenta) Territorien einher-

¹⁷ Todd, Emmanuel, Das Schicksal der Immigranten. Deutschland, USA, Frankreich, Großbritannien, Hildesheim 1998, S. 415.

¹⁸ Vgl. Luverà, Bruno, Il Dottor H., Haider e la nuova destra europea, Torino 2000, S. 13-18.

geht. Hier wird dann auch direkt an die Volkstumsideologie des historischen Nationalsozialismus angeknüpft.

4. Rassismus und Migrationsabwehr

Auf dem EU-Gipfel in Sevilla wurde erklärtermaßen, um weitere Wahlerfolge der extremen Rechten in Europa zu verhindern, eine Verschärfung der Migrationsabwehr der Europäischen Union vorangebracht. Zwar konnten sich Pläne, wie die des deutschen Innenministers Otto Schily, nicht durchsetzen, der gegen Staaten, die Flüchtlinge und „illegale“ MigrantInnen ausreisen lassen, Sanktionen verhängen wollte. Dennoch wurde ein ganzes Maßnahmenpaket beschlossen, um die weitere Abschottung der Europäischen Union voranzutreiben. Der Kärntner Landesobmann Jörg Haider verkündete im Anschluss an Sevilla denn auch genüsslich, dass er für ähnliche Positionen vor Jahren noch von den Staats- und Regierungschefs der Mitgliedstaaten der Europäischen Union als Rassist bezeichnet worden wäre.

Die Agitation gegen Flüchtlinge und „illegale“ ImmigrantInnen und die Forderung nach einer rassistischen Diskriminierung von MigrantInnen ist allen Parteien der extremen Rechten in Europa gemein. Diese Agitation bedient sich nahezu des gesamten Spektrums nationalsozialistischer Begrifflichkeit. Der Kampf gegen ImmigrantInnen wird so mit Begriffen wie „Umvolkung“, „Überfremdung“, „Durchrassung“, „multiethnischer Bastardisierung“ oder schlicht als Kampf gegen die „Multikultur“ geführt.¹⁹ So warnte etwa der Lega-Vorsitzende Bossi, dass in den nächsten Jahren 13-15 Millionen MigrantInnen nach Padanien geschickt werden könnten, um die „padanische Rasse“ zu brechen.²⁰

VII. Was tun? Was nicht?

In einem Kommentar mit dem Titel „Stolpern über die eigenen Beine. Europas Rechte ähneln sich in Zielen und Sprache, aber ihr Nationalismus verhindert grenzübergreifende Kooperation“²¹ versuchte die „Süddeutsche Zeitung“ am 7.5.2002 die Gefahr eines vereinten rechtspopulistischen Agierens in Europa herunterzuspielen. Gerade das Gegenteil dieser Aussage ist zutreffend. Denn für die extreme Rechte ist es ihr ethnizistischer Nationalismus, der in Zukunft „grenzübergreifende Kooperation“ möglich machen wird. Eine erste Plattform zur Gründung einer Organisation der Rechtspopulisten in der Europäischen Union und in Europa hat denn auch schon unter der Schirmherrschaft der FPÖ in Österreich stattgefunden.

Angesichts der skizzierten Bedingungen sind weitere Wahlerfolge der extremen Rechten in Europa vorhersehbar. Die erste Frage, die sich angesichts die-

¹⁹ Scharsach, Hans-Henning und Kurt Kusch, Haider. Schatten über Europa, Köln 2000, S. 281.

²⁰ Vgl. Christen, Christian, Italiens Modernisierung von Rechts. Berlusconi, Fini oder die Zerschlagung des Wohlfahrtsstaates, Berlin 2001, S. 96.

²¹ <http://www.sueddeutsche.de/index.php?url=/ausland/politik/43137/>

ses Szenarios für die Linke in Europa stellt, sollte vielleicht eher lauten: „Was nicht tun?“. Auf dem Feld der ethnonationalistischen Politik ist für die Linke in Europa nichts zu gewinnen. Die Linke muss sich hier fragen lassen, ob sie nicht, wenn auch marginal im Verhältnis zur politischen Mitte, ihren Anteil an der Entpolitisierung gesellschaftlicher Konflikte und ihrer zeitgleichen Ethnisierung hatte. Sie muss sich fragen lassen, ob Solidaritätserklärungen mit völkischen oder mikronationalistischen Bewegungen irgendeinen emanzipatorischen Kern beinhalten. Sie muss sich denn auch nicht zuletzt fragen lassen, ob der Verzicht auf Klassenanalyse und Interessenverteidigung der LohnarbeiterrInnen, ob ihr Abschied vom Marxismus die Kulturalisierung der Politik nicht mit befördert hat.

Was in diesem Sinne nicht getan werden darf, ist zuallererst der Versuch die extreme Rechte auf ihrem Terrain schlagen zu wollen. Was nicht getan werden darf, ist auf dem Dritten Weg der neuen Sozialdemokratie nachzueilen, um sich wie der PCF selbst überflüssig zu machen. Was nicht getan werden darf, ist, sich mit völkischen Befreiungsbewegungen unter dem Banner des Antiimperialismus kommun zu machen.

Was getan werden muss ist dagegen, alle Anstrengungen auf die Analyse der Bedingungen für den Aufstieg des Rechtspopulismus zu konzentrieren. Was getan werden muss, ist die Verteidigung der bürgerlichen Gleichheit gegen Rassismus, Antisemitismus und Sozialdarwinismus. Was getan werden muss, ist nicht zuletzt der Wiederaufbau eines sozialistischen Projekts für Europa, in das sich die Kämpfe gegen imperiale Kriege, soziale Unterdrückung und die Verwertung des Wertes einschreiben können.

Italiens Rechtsbündnis: modern und mehrheitsfähig

Zum zweiten Mal nach dem kurzen Intermezzo 1994 und der folgenden Wahlniederlage 1996 regiert das Rechtsbündnis um Ministerpräsident Silvio Berlusconi seit nunmehr fast eineinhalb Jahren. Bei der Parlamentswahl vom 13. Mai 2001 wurde seine liberal-konservative Forza Italia (FI) mit 29,4 % zur stärksten Fraktion im römischen Parlament. Seine wichtigsten Koalitionspartner sind die von Umberto Bossi geführte rechtspopulistische Lega Nord (3,9 %) und die neofaschistische Alleanza Nazionale¹ (AN) um Gianfranco Fini, die ca. 12 % der Stimmen erhielt. An der Regierung sind zudem zwei christdemokratische Parteien (CDU und CCD) beteiligt, die zusammen 3,2 % der Stimmen erhielten, und mit einem Prozent die kurz vor der Wahl gegründete sozialistische PSI (Nuovo PSI). Listenverbindungen und Wahlbündnisse sind zwingend notwendig um die Mehrheit im Parlament und dem gleichberechtigten Senat zu gewinnen, da das italienische Wahlsystem das Verhältnis- und Mehrheitswahlrecht kombiniert und eine 4 %-Hürde beinhaltet. Gegen das Mitte-Links-Bündnis Ulivo² (Olivenbaum) trat Berlusconis Bündnis unter dem Namen ‚Haus der Freiheiten‘ an und eroberte 55 % der Sitze im Senat und 58 % der Sitze im Parlament. Innerhalb des Rechtsbündnisses verschoben sich zwar die Gewichte, da die AN und Lega Stimmen an die FI verloren. Unverändert blieb hingegen die Dominanz der heterogenen Rechten, den politischen Diskurs zu bestimmen. Das jüngste Wahlergebnis ist eben kein Ergebnis eines plötzlichen Rechtsrucks, sondern die Folge langjähriger gesellschaftlicher Entwicklungen, von Verschiebungen in der politischen Klasse sowie einer kaum mehr vorhandenen eigenständigen Diskurs- und Analysefähigkeit der Regierungslinken. Ihr Wahlsieg 1996 um den damaligen Spitzenkandidaten des Ulivo, Romano Prodi, kaschierte nur die sichtbare tiefer gehende inhaltliche Niederlage. An die Macht kam die ‚Linke‘, als sie auf den meisten Feldern ihr Profil verloren und fast alle Ansprüche an einen Politikwechsel aufgegeben hatte und nur der eigenständige Auftritt der Lega und eine geschickte Bündnispolitik sicherte damals den Triumph über Berlusconi und seine zerstrittene Koalition.

Am italienischen Beispiel lassen sich exemplarische Aspekte skizzieren, wie und womit sich die politische Rechte den Zuspruch in der Gesellschaft sichern

¹ Die AN existiert dem Namen nach erst seit 1995. Sie ist aber identisch mit dem MSI (Movimento Sociale Italiano), der ältesten neofaschistischen Partei in Europa (gegründet 1946) und trotz aller inhaltlichen Entwicklung gab es nie einen ideologischen oder organisatorischen Bruch (vgl. Christen 2001: 103ff).

² Größte Partei im Ulivo ist die DS (Democratici di Sinistra) als Nachfolger der 1941 gegründeten PCI (Partito Comunista Italiano). Seit 1991 transformierte sich die Partei über Abspaltungen, Positionsverschiebung und Namenswechsel von PCI zu PDS (Partito Democratico della Sinistra) und DS. Bei den Wahlen 2001 erzielte sie mit 16,6 % das schlechteste Ergebnis ihrer Nachkriegsgeschichte.

kann und mehrheitsfähig wird. Wenig zielführend ist es, die Regierung Berlusconi primär aus der Perspektive der kritikwürdigen Machtfülle des Regierungschefs als Staatslenker und Medientycoon zu bewerten oder zu schließen, dass in der modernen Mediendemokratie der ideologische Einfluss allein ausreicht, um die Wähler an sich zu binden. Ideologie, Demagogie und Populismus spielen zwar eine wichtige Rolle, aber gerade in Italien waren und sind die privaten Interessen Berlusconis und seiner engsten Kader sowie ihr rechtswidriges Verhalten (Bestechung, illegale Parteienfinanzierung, Betrug etc.) hinlänglich bekannt. Ebenso machen FI, Lega und AN keinen Hehl aus ihren sozial-darwinistischen, rassistischen und autoritären Positionen, im Gegenteil. Verpackt in moderner Sprache und Symbolik wird altes Vokabular vorgetragen und massenwirksam die Sehnsucht nach politischer Führung und nationaler/regionaler Identität bedient. Gleichfalls zu konstatieren ist, dass das Rechtsbündnis mit den ökonomischen und sozialen Konzepten sowie ihrem Demokratieverständnis auf der Höhe der Zeit argumentiert. Denn es verbindet den bis heute dominierenden Neoliberalismus mit einem modernen Autoritarismus, der speziell auf die italienischen Probleme und Entwicklungen zugeschnitten ist (vgl. Christen 2001). In dieser Hinsicht spiegelt sich in Italien das generelle Phänomen, dass die breite Zustimmung für das Konglomerat aus anti-egalitären und anti-demokratischen Vorstellungen kein Randphänomen der so genannten Modernisierungsverlierer ist, sondern aus der Mitte der Gesellschaft kommt und über Klassengrenzen verbindend wirkt.

Das rechte Triumvirat

Stärkste Partei im Parlament ist Berlusconis *Forza Italia*, die sich sechs Jahre nach ihrer Gründung als die zentrale rechts-liberale Kraft etablieren konnte. War nach dem Ende der ersten Regierung Berlusconi im Herbst 1994 und der Wahlniederlage 1996 keinesfalls ausgemacht, ob die FI auch turbulente Zeiten bestehen würde, so konsolidierte sie sich in der sechsjährigen Opposition durch Organisationsreformen und geschickte politische Weichenstellungen (vgl. Poli 2001). Die FI legte ihren künstlichen, auf den Parteiführer zugeschnittenen Charakter eines zentral gelenkten Wahlvereins ab und etablierte sich sukzessive in den Regionen und Kommunen. Die nach wie vor auf das Präsidium ausgerichtete hierarchische Struktur wurde effizient mit dem Anspruch nach Bürgernähe und praktischer Politik verbunden. Bis heute verkauft die FI ihre Botschaften als Bürgerbewegung, was immer strategisch gewollt war und vor dem Hintergrund des flächendeckenden Zusammenbruchs des Parteiensystems zu Beginn der 90er Jahre zu bewerten ist. Mit ihrer neuen Art von Politik will sich die FI von den Altparteien des in ihren Augen überkommenen Parlamentarismus und ineffizienten Politikbetriebes unterscheiden, wobei schon der Name ‚Vorwärts Italien‘ den Aufbruch suggeriert und Modernität signalisiert. Anfangs gab es bewusst kein dezidiertes Parteiprogramm, um dieses Korsett zu verlassen und neue, intelligente Lösungen zu propagieren. Trotz dieser Phrasen zeigte sich von Anbeginn die klare wirtschafts- und sozialpolitische Ausrichtung. Berlusconi symbolisiert in seiner Person die

Kategorien der favorisierten Konzeption, die bis heute den Kern der Programmatik und des Selbstverständnis ausmachen: Leistungsstärke, Individualisierung, Unternehmergeist, Wille zur Macht, Elitenbewusstsein, Entfesselung der Marktkräfte und Wettbewerb. Alle Eingriffe des Staates zur territorialen sowie individuellen Umverteilung werden kategorisch abgelehnt, da sie unproduktiv seien, wohingegen ausnahmslos der Markt als Steuerungsinstanz der Gesellschaft gilt. Der einfache Bürger und die produktiven Schichten – vor allem der Klein- und Mittelstand – wären nach Ansicht der FI in der Vergangenheit ausgepresst und einer ‚Wohlfahrtsdiktatur‘ überantwortet worden. Die unterstellte Selbststeuerungsfähigkeit des Marktes konnte deshalb nie wirken. Daneben untergrabe die sozialstaatliche Intervention die Motivation und Leistungsbereitschaft der Bevölkerung. Den Ergebnissen der vergangenen Industrie- und Sozialpolitik zur Überwindung der strukturellen Unterentwicklung Südtaliens (Mezzogiorno) wird ohnehin nur der Status eines Kunstprodukts zuerkannt, da sie keine gewachsene Struktur im Sinne des evolutionären Marktprozesses aufwiesen und sich langfristig nicht selbst tragen könnten. Alle sozialen Leistungen und demokratischen Rechte stehen unter dieser Perspektive zur Disposition und eine mögliche Opposition, vor allem von Gewerkschaften und linken Parteien, wird rigoros bekämpft. Zugespitzt ist die Strategie der FI immer geprägt gewesen von einem ‚radikalen Antikommunismus ohne Kommunisten‘, wobei die suggerierte Unterwanderung der öffentlichen Institutionen und der permanente Verdacht des ‚linken Staatsstreichs‘ die beabsichtigte ‚Säuberung‘ von realen und potentiellen Kritikern der Rechtsregierung rechtfertigt. Elitärer Führungsanspruch mit streng hierarchischen Strukturen in Verbindung mit einem auf modernen Medien und Kommunikationsformen basierendem Auftreten, Standorthetorik und Entfesselung der Marktkräfte sind die Merkmale der von Silvio Berlusconi geführten Partei, die das Konzept des schlanken Wettbewerbsstaates stringent mit einem modernen Autoritarismus verbindet. Zu diesem Zweck muss der institutionelle Kontext der Republik radikal in Frage gestellt werden, womit die propagierte Veränderung wesentlicher Teile der italienischen Verfassung sowie relevanter Gesetze zur Gestaltung des sozialen Lebens verständlich wird.

Der Bruch mit den institutionellen Strukturen der Nachkriegsrepublik ist dabei am schärfsten durch die *Legha Nord* formuliert und gefordert worden, deren Vorläufer bereits Mitte der 80er Jahre auf der politischen Bühne erschienen. In der *Legha* sammelten sich die Proteste der wohlhabenden nördlichen Regionen gegen den römischen Zentralstaat, der nach ihrer Auffassung zu Unrecht die Umverteilung nach Südtalien organisiert. Diese nach Ansicht der *Legha* durch nichts zu rechtfertigenden Transferleistungen bilden einen Ausgangspunkt, der die Proteste der vermeintlichen Nettozahler aufgriff und kanalisierte. Forderungen nach einer starken regionalen Autonomie bis hin zur Sezession und eine Steuer- und Finanzhoheit kündigten de facto den Kompromiss zur regionalen Angleichung der Lebensverhältnisse auf und legte jede national organisierte Verteilungs- und Industriepolitik ad acta. Rassistische Ressentiments gegenüber Bewohnern strukturschwacher Regionen und Migrantinnen sind

bis heute üblich und untermauern ideologisch ihre wohlstandschauvinistische Politik. Diese Positionen machten die *Legha* in der Anfangszeit attraktiv für Mitglieder neofaschistischer Parteien und rechtsextremer/-radikaler Gruppierungen. Gerade in den 90er Jahren war die *Legha* für die außerparlamentarische Rechte von Interesse, die zu dieser Zeit ethnische Befreiungskämpfe und Separatismus als Anknüpfungspunkt eigener Konzeptionen diskutierte (vgl. Germinario 1995: 242ff). Später wurde die *Legha* für diese Kräfte uninteressant, da ihr Regionalismus den nationalistischen Positionen entgegenstand und ihr zentraler ökonomischer und sozialer Bezugspunkt das Kleinbürgertum blieb. Die *Legha* bemüht nämlich einen Regionalismus, der über die Konstruktion einer ethnischen Identität und die ausnahmslose Betonung von Nützlichkeit in der regionalen Gemeinschaft und Betriebsgemeinschaft den Prozess von sozialer Diskriminierung befördert. Auf traditionelle Blut- und Boden-Ideologie ist sie dementsprechend nicht angewiesen, um dennoch autoritäres, rassistisches Denken und Sozialdarwinismus zu propagieren. Vielmehr bauen die ideologischen Versatzstücke der *Legha* auf deckungsgleichen Aspekten auf, die u.a. im Zuge der Diskussion um die französische Nouvelle Droite über das Konzept des kulturellen Rassismus transportiert wurden (vgl. Luverà 1999; Christen 2002a: 110ff). Die rassistischen Ausfälle der *Legha* werden zwar kritisiert, aber ihr Regionalismus als konstituierender Faktor dieser Positionen gilt gerade nicht als zentrales Kriterium einer Variante der extremen Rechten. Die *Legha* geriert sich damit gleichzeitig als konsequenter Kritiker der undemokratischen Strukturen der europäischen Institutionen bei gleichzeitiger Akzeptanz der Grundausrichtung des Einigungsprozesses unter dem neoliberalen Primat der Wettbewerbsgemeinschaft. In Folge dessen kann die *Legha* mit ihrer institutionellen Kritik die Proteststimmung in der Bevölkerung bedienen und als Alternative zum Moloch Brüssel die Subsidiarität und das Konzept vom ‚Europa der Regionen‘ als Bezugspunkt der Integration betonen, ohne für ihre eigenen wohlstandschauvinistischen und anti-sozialen Positionen in Frage gestellt zu werden.

Die Positionen der *Alleanza Nazionale*, der historischen Komponente im Rechtsbündnis, unterscheidet sich u.a. vom spezifischen Regionalismus der *Legha* und den marktradikalen Lösungen der FI, indem einerseits die nationale Einheit auf keinen Fall zur Disposition steht und andererseits dem Staat eine zentrale Rolle zugestanden wird. Seine Aufgabe findet er als ordnender Faktor, den es unter Kriterien der Effizienz auszubauen gelte. Ein starkes Präsidialsystem mit plebiszitären Elementen wird befürwortet, um die parlamentarische Suche nach Kompromissen zurückzustufen, da sich durch ein hemmungsloses Verfolgen von ‚Partikularinteressen‘ keine gesamtgesellschaftlich befriedigenden Lösungen für die Probleme des italienischen Volkes finden ließen. Interessengegensätze zwischen Kapital und Arbeit werden nicht wie in vielen anderen neofaschistischen Parteien/Gruppierungen Europas in Abrede gestellt, sondern eine institutionelle Einbindung im korporatistischen Sinne angestrebt. Eine eigene Wirtschafts- und Sozialpolitik kann die AN hingegen nicht anbieten. Sie greift ebenfalls auf neoliberale Antworten zurück, verbin-

det sie mit einer sozialphilosophischen Komponente und ihrem spezifischen Staatsverständnis. Aber auch das ist nicht wirklich neu, denn bereits unter Mussolini war der wirtschaftsliberale Kurs des faschistischen Staates und der Führungskader trotz aller sozialen Rhetorik bestimmend (vgl. Sarti 1971; Zamangi 1997; Mazzacane 2002). Zentral ist folglich bei der AN der ständige Verweis auf Werte und Traditionen, die soziale Gemeinschaft und die Konstruktion eines ‚harmonischen‘ Idealbilds von der Gesellschaft, um den Verteilungskonflikt zu minimieren. Mit dem starken Bekenntnis zur Nation und der vorgebrachten Sorge um das gesamte Volk wird die AN für die süditalienische Bevölkerung interessant, die sich durch die FI und die Lega oft ungenügend repräsentiert fühlen. Die neofaschistische Partei ist dabei immer zum programmatischen Spagat gezwungen: einerseits autoritäre, aber fürsorgende Partei sein zu wollen und andererseits die neoliberale Modernisierung mit starken sozialen Einschnitten mitzutragen. Setzt sie zu sehr auf Marktlösungen, verprellt sie einen Teil ihrer Stammwähler und muss versuchen, die Folgen der zunehmenden sozialen Polarisierung anderen Minderheiten anzulasten und den Zusammenhalt durch die Betonung von Familie und Traditionen zu stärken. Die rassistische und anti-emanzipatorische Agitation ist fester Bestandteil, um die daraus resultierenden Konflikte in die gewünschten Bahnen zu lenken. Vorgebracht werden diese Argumentationen, wie auch von den Partnern, mit moderner Sprache und Begründung, ohne auf eine plakative sozialdarwinistische oder neofaschistische Rhetorik zurückzugreifen.

Gemeinsamkeiten trotz Differenz

Die Anziehungskraft der Rechtskoalition besteht weniger in einem klaren, detaillierten Programm, sondern in der Präsentation einer Utopie von einer besseren, effizienteren und stärkeren Gesellschaft. Von Vorteil ist, dass im Medienzeitalter die Sachargumente und die Richtigkeit der Aussagen immer mehr an Bedeutung verlieren. So konnte im Wahlkampf 2001 alles versprochen werden, ohne die Plausibilität zu hinterfragen. Trotzdem wäre es verkürzt, hier nur über die übliche politische Inhaltslosigkeit zu lamentieren, denn es lassen sich sehr wohl klare Botschaften entschlüsseln.

Erstens ist das verbindende Element zwischen FI, Lega und AN eindeutig zu identifizieren: ihre unterschiedlich begründete und vorgetragene radikale Kritik an der wohlfahrtsstaatlichen Regulation der Gesellschaft und am institutionellen Aufbau der Republik. Bei ihrem komplexen und widersprüchlichen Projekt decken die Parteien verschiedene Felder ab, ergänzen sich und sprechen eine unterschiedliche Klientel an. Das Wahlbündnis ist zwar aufgrund des Wahlrechts und der differierenden regionalen Verankerung notwendig um überhaupt eine Mehrheit zu erringen, hat daneben aber eine eigenständige, strategische Bedeutung. Hier können die konträren Interessen besser bedient werden, als es für eine einzelne Partei möglich wäre. Nur so lässt sich – bei entsprechender Disziplin zwischen den Koalitionspartnern – der Rückhalt in der Bevölkerung vergrößern und die politische Hegemonie erweitern, was sich

bei Wahlen auszahlt. Auf der anderen Seite liegt in der Verschiedenheit der Parteien, ihrer jeweiligen Profilierung und den Führungskonflikten ein destruktives Potential, das zu internen Spannungen führt. Bis jetzt hat sich allerdings gezeigt, dass die Konsolidierung und Professionalisierung in den letzten Jahren weit genug vorangekommen ist, um dieses Problem zu minimieren. Trotzdem bleibt abzuwarten, wie die geschwächte Lega und die stagnierende AN mittel- und langfristig auf die Dominanz Berlusconi und der FI reagieren werden.

Zweitens greifen die drei Parteien mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzung die neoliberale Wirtschafts- und Sozialpolitik auf und finden in der zugehörigen Sozialphilosophie – autoritärer Staat, antidemokratische Massenfeindlichkeit, Elitedenken – zentrale Anknüpfungspunkte. Ihre Botschaften, favorisierten Instrumente und politischen Ziele liegen im Spannungsfeld zwischen den beiden Polen Neoliberalismus und dazugehöriger sozialer Rhetorik an die Leistungs- und Opferbereitschaft für den nationalen Standort. Der Neoliberalismus wird somit zum primären Bezugspunkt, ohne den die Verbindung von liberal-konservativer, regionalistischer und neofaschistischer Partei nicht möglich wäre. Die Stigmatisierung als rechtspopulistisch oder neofaschistisch greift dann kaum noch, da die Parteien mit dieser Ausrichtung im politischen Mainstream argumentieren. Entsprechend lassen sich die Erfolge nur sehr beschränkt auf ihre Führungsfiguren, seien es Berlusconi, Bossi oder Fini, zurückführen. Sie tragen zwar dazu bei, dass sich ihre Medienpräsenz durch den Stimmenzuwachs auszahlt, die Integration verschiedener Flügel innerhalb der jeweiligen Partei gelingt und das Programm sich mit ihrer Person verbindet, im Grunde sind sie aber austauschbar. Die seit den 90er Jahren zu beobachtende Tiefenwirkung der rechten Dominanz lässt sich erst verstehen, wenn die veränderte Grundstimmung betrachtet wird, vor der die Botschaften präsentiert werden.

Drittens zeigt sich, dass die AN als Partei aus dem traditionellen Spektrum der extremen Rechten durch ihre theoretische Arbeit und programmatische Modernisierung gesellschaftsfähig geworden ist. Sie wirkt weder reaktionär noch archaisch und tritt in der Regel auch nicht so auf. Zumal sich in dieser Hinsicht bereits der historische italienische Faschismus vom deutschen Nationalsozialismus unterschied. Von der AN wurden und werden biologistische Ideologeme ebenso vermieden wie eindeutig antisemitische Positionen. Rassistische, sozialdarwinistische und autoritäre Positionen werden statt dessen modern formuliert. Die zentralen Bedingungen für den gewachsenen Zuspruch liegen neben der internen Modernisierung in drei übergeordneten Aspekten. *Erstens* steckt in Italien die Aufarbeitung der eigenen Geschichte und hier speziell des italienischen Faschismus von 1921 bis 1945 und des Neofaschismus der Nachkriegszeit bis heute in den Anfängen. Die mangelnde kritische Reflexion nach 1945 wurde im Zuge des Kalten Krieges begünstigt, in dem als innenpolitischer Gegner sehr schnell die starke kommunistische Partei bzw. die Linke ausgemacht wurde. Seit den 70er Jahren setzte auch in Italien ein Histo-

rikerstreit über die Neubewertung von Faschismus und Kommunismus ein, der den Geschichtsrevisionismus begünstigte und somit das Ansehen der extremen Rechten verbesserte. Zweitens existierten in Italien seit 1945 zahlreiche Gruppierungen und Parteien der extremen und militanten Rechten. Mit Hilfe und unter Führung des damaligen MSI wurde die Basis für eine rechte Subkultur gelegt, die in den letzten Jahrzehnten durch Gruppierungen und Strömungen der ‚Neuen Rechten‘ sowie aus dem Umfeld von Skinheads und Hooligans ergänzt wurde. Drittens wurden die engen personellen Verflechtungen zwischen der extremen Rechten in Italien und dem europäischen Ausland über den Aufbau rechtsintellektueller Think-Tanks, Netzwerke und Zeitschriftenprojekte forciert (vgl. Caldirola 2001). Hierüber wurde einerseits der ideologische und programmatische Modernisierungsprozess organisiert und aufeinander abgestimmt. Andererseits wurde die Netzwerkstruktur wichtiger Ausgangspunkt zur Diskussion mit Protagonisten der politischen Mitte, woraus sich die engen Kontakte zwischen konservativ-liberaler Rechten und der extremen Rechten ergaben, die für ein gemeinsames Regierungsprojekt unerlässlich sind.

Erfolgsfaktor soziale Verankerung

Die chaotische politische Situation zu Beginn der 90er Jahre bot den drei Parteien zunächst die Möglichkeit, sich im politischen Vakuum geschickt zu platzieren und die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Zwar zerbrach die erste Rechtsregierung sehr schnell, aber es zeichnete sich bereits ab, dass das politische System und die Diskussion sich mittel- und langfristig stark verändern würden. Neben der zurückliegenden Konsolidierung des Rechtsbündnisses und der Entwicklungen in den einzelnen Parteien war es wichtig, relevante Gruppen so einzubinden, dass nach einem Wahlsieg und dem Beginn der Reformpolitik der zu erwartende Druck durch Straßenproteste nicht neuerlich zum Sturz der Regierung führen würde. Hierzu mussten aber Hindernisse aus dem Weg geräumt werden. Nicht nur die Inkompetenz der jungen FI und das egomanische Verhalten Berlusconi stellte 1994 ein ernstes Problem dar, es galt vor allem, die relative Isolierung vom Establishment zu überwinden. Italiens ‚alte‘ führende Familien (Agnelli, Olivetti, Pirelli, De Benedetti etc.), die den italienischen Kapitalismus prägten, hielten damals Abstand. Vielen Akteuren aus der Finanzwelt und dem Unternehmenssektor galt Berlusconi immer als Parvenü, dessen neue Partei nicht ernst genommen wurde. Gleiches galt auf institutioneller Ebene u.a. für den maßgeblichen Industrieverband Confindustria. Nach den desaströsen Erfahrungen mit der ersten Rechtsregierung 1994 fühlten sich die Skeptiker bestätigt und die Unternehmer und Verbandsvertreter trauten es im Vorfeld der Wahl von 1996 dem damaligen Spitzenkandidaten Romano Prodi und der Mitte-Links-Koalition eher zu, die italienische Wirtschaft für die EU fit zu machen und die dafür notwendigen sozial- und wirtschaftspolitischen Reformen durchzusetzen. Heute ist Italien wieder Bestandteil der Europäischen Währungsunion und das konsolidierte Mitte-Rechts-Bündnis verspricht ein wesentlich geschickteres politisches Vorgehen beim ‚Umbau‘ des Wohlfahrtsstaates. Mit dem neuen Confindustria Vorsit-

zenden Antonio D'Amato ändert sich daneben die politische Haltung des Verbandes grundlegend, so wie auch der Einfluss der alten Familien im Zuge der Veränderung des italienischen Kapitalismus zusehends schwand. Damit wuchs die Einsicht, dass an Berlusconi und seiner Koalition kein Weg vorbei führte. Die Unternehmer und ihre Verbände positionierten sich im Vorfeld der Wahlen deutlich zugunsten der Rechtskoalition. Diese Einigkeit hält bis heute, auch wenn die Kritik aus dem Unternehmerlager wächst, endlich die versprochenen sozialen und ökonomischen Reformen (Steuersenkung, Flexibilisierung des Arbeitsmarktes etc.) anzugehen.

Daneben wuchsen auf der organisierten Arbeitnehmerseite, vor allem in der konservativen Gewerkschaft CISL (Confederazione Generale Sindacati dei Lavoratori) um Savino Pezzotta und der von Luigi Angeletti geführten wirtschaftsliberalen UIL (Unione Italiana del Lavoro), die Sympathien für die Rechtskoalition. Einerseits kann die Rechtskoalition durch die in den letzten Jahren gewachsene Verbindung ins Gewerkschaftslager gut gegen die größte und renitentere CGIL (Confederazione Generale Italiana del Lavoro) und die unabhängigen Basisgewerkschaften (COBAS) agieren. Andererseits hat sich der Umgang der Rechtsregierung mit den Gewerkschaften prinzipiell geändert. Die konfrontative Haltung wird gegenüber der CGIL zwar aufrecht erhalten, zumal sie in den letzten Monaten die treibende Kraft hinter den Protesten gegen die angekündigte Revision des Arbeitsschutzgesetzes (Art. 18) war, gleichzeitig wird aber mit CISL und UIL für die angekündigten sozialen Reformen (Arbeitsmarkt, Gesundheit und Pensionen) verstärkt das Bündnis gesucht. Für die angestrebte sozialpolitische Wende ist damit trotz aller Massenproteste und des vom scheidenden CGIL-Vorsitzenden Sergio Cofferati angekündigten neuerlich Generalstreiks im September das Feld bestellt worden. Neben der Verankerung in den gewerkschaftlichen Institutionen werden die FI und die Lega von Arbeitnehmerhaushalten im ökonomisch starken Norden gewählt. Für die Beschäftigten in Süditalien bietet sich die AN durch ihren sozialen Flügel (destra sociale) und eine seit Jahrzehnten bestehende eigene Gewerkschaftsstruktur, die im Zuge der Transformation des MSI in die AN unter dem Namen UGL (Unione Generale del Lavoro) firmiert, als Sozialpartner an. Das Rechtsbündnis hat so auf unterschiedliche Art versucht, die sich im Zuge der steigenden Forderung nach Wettbewerbsfähigkeit und der Abwehr sozialer und ökonomischer Ansprüche verschärft stellende soziale Frage in ihrem Sinne zu beantworten und die Beschäftigten einzubinden. Einerseits wird ein neues Wachstum versprochen, an dem sie partizipieren würden, und es wird auf die individuelle Arbeitsethik abgehoben. Andererseits wird den ‚Sozialschmarotern‘ der Kampf angesagt und über die Demontage der sozialen Sicherung verbesserte Leistungen und ein steigendes Nettoeinkommen versprochen. In dieser Kombination bietet die Rechtskoalition eine vermeintliche Lösung sowohl auf regionaler als auch auf individueller Ebene, den sozialen Abstieg zu verhindern. Überspitzt betrachtet präsentierte sie damit eine politische Utopie, auch wenn sich die versprochenen positiven Effekte für die Mehrheit der Bevölkerung als Illusion herausstellen wird.

Gewandelt hat sich nicht nur das Verhältnis der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Rechtskoalition, sondern auch das Verhältnis der katholischen Kirche, die nach wie vor einen starken Einfluss auf das kulturelle und politische Leben ausübt. Nach dem Ende der DC (Democrazia Cristiana) 1992/93 sammelten sich die katholisch-konservativen Kräfte in den verbliebenen Zentrumsparteien beider Lager. In den letzten Jahren unterstützte die katholische Kirche allerdings zunehmend die Politik der Rechtskoalition und kritisierte die im Regierungsbündnis von 1996 bis 2001 verbliebenen Zentrumsparteien. Für die Parlamentswahlen waren die Aussagen diplomatischer abgefasst und machten nur darauf aufmerksam, dass die katholischen Wähler sich die verschiedenen Programme in christlich-ethischer Hinsicht anzusehen haben, für die Prüfsteine aufgestellt wurden. Sieht man sich diese Prüfsteine an, so stimmten sie mit den sozial-ethischen Aussagen des Rechtsbündnisses überein. Die gestiegenen politischen Sympathien der katholischen Kirche sind zum einen das Ergebnis des ständigen Bezugs der FI, der Lega und der AN bei sozialen und ethischen Fragen auf christliche Werte, die Familie und die katholische Tradition. Zum anderen gibt es handfeste ökonomische Interessen, denn die von und durch die Kirche betriebenen Unternehmen im Non-Profit-Sektor (Genossenschaften) und die zahlreichen Anbieter sozialer Dienstleistungen (Privatschulen, Krankenhäuser, Altenheime etc.) würden von den Privatisierungen im öffentlichen Sektor durchaus profitieren. Die Rechtskoalition formt mit diesen Elementen einen sozialen Körper, den die modernisierte Linke verloren hat und so wird die bereits 1994 in gleicher Art wie heute angekündigte politische Wende eher möglich. Wie in anderen Nationen zu beobachten ist, speisen sich die erfolgreichen Versuche einer Rechtswende dabei nicht primär aus den diffusen Ängsten der so genannten Modernisierungsverlierer. Diese Gruppe macht nur einen relativ geringen Anteil der Wahlklientel aus oder bleibt der Politik fern. In Italien zeigt sich exemplarisch, dass die Rechtsparteien sich erfolgreich zum Sprachrohr einer ‚Neuen Mitte‘ machen, die der radikalen Veränderung der politischen Verhältnisse positiv gegenüber steht. Die von der Koalition angebotene Vision verbindet dabei wesentliche Teile in der Bevölkerung und greift ihre Affinität zu autoritären, anti-demokratischen und sozialchauvinistischen Lösungen auf.

Links und am Ende?

Neben der Entwicklung der Rechtsparteien und ihres politischen Angebots sowie den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen wurde ihr Aufstieg durch die Entwicklung des politischen Konkurrenten, der Mitte-Links-Koalition, befördert. Gerade die Transformation der ehemaligen kommunistischen PCI ist hier von Bedeutung. Im Gegensatz zur neofaschistischen MSI, hat die während der 90er Jahre stattfindende Modernisierung der PCI zum kompletten Bruch mit der eigenen Geschichte geführt. Das berechnete Ansinnen, die nationalen und internationalen kommunistischen Erfahrungen im Licht der Gegenwart zu reflektieren, um adäquate Lösungen für die heutigen sozialen und ökonomischen Probleme geben zu können, wurde dabei nicht erreicht. Vielmehr ist die DS auf diesem Weg „[...] sicher eine moderne Partei, aber ohne eine klare und sichtbare Identität [ge-

worden]“ (Gritti 2000: 17). Ein Zustand, der trotz Spezifik für andere sozialdemokratische/sozialistische Parteien gleichfalls gilt. Vor dem Hintergrund originärer nationaler Entwicklungen und der zunehmenden inhaltlichen Schwäche der parlamentarischen Linken in allen europäischen Ländern (vgl. Panitch, Leys 2001; Pierson 2001; Unger u.a 1998) kristallisierte sich zu Beginn der 90er Jahre die Modernisierungsfähigkeit der politischen Rechten als Katalysator eines Politikwechsels heraus. Das Bündnis von konservativen Parteien und Parteien aus dem Spektrum der extremen Rechten ist möglich, da in der wirtschafts- und sozialpolitischen Positionierung mit dem Neoliberalismus ein adäquates Fundament gefunden wurde und im Zuge von Standortdebatte sowie Globalisierungsdiskurs die Konstitution des nationalen Wettbewerbsstaats im Zentrum der allgemeinen Debatte stand (vgl. Schui u.a 1997; Christen 2002b). Im selben Moment präsentierte die parlamentarische Linke als Regierungskonzept und Ergebnis eigener programmatischer Entwicklungen ihre Vorstellungen über einen ‚Dritten Weg‘ um die ‚Neue Mitte‘. Es zeigt sich, dass dadurch kein signifikantes Profil jenseits eines ‚abgefederten‘ Neoliberalismus etabliert werden kann, traditionelle Wähler wenden sich ab oder ziehen das rechte Original vor. Gleichzeitig gehören vormals explizit durch die extrem Rechte besetzte Themenfelder und Lösungen (u.a. Ausländerfrage, Migration, nationale und kulturelle Identität, Sicherheit) zum gesellschaftlichen Mainstream, reaktionäres Gedankengut wurde durch gezielte Tabubrüche hoffähig gemacht. Schlussendlich reagiert die parlamentarische Linke auf ihre Abwahl gegenwärtig mit einer erneuten Akzentuierung rechter Versatzstücke: Die Herstellung nationaler und kultureller Identität sowie die innere und äußere Sicherheit werden als zentrale Politikfelder definiert, wirtschafts- und sozialpolitisch wird der neoliberale Grundkonsens nicht aufgekündigt.

In diesem Umfeld kann einer Koalition von konservativen Parteien und Parteien der extremen Rechten sowie rechtspopulistischen Kräften inhaltlich wenig entgegengesetzt werden. Wahlen reduzieren sich zu Abstimmungen über Persönlichkeiten und populistische Slogans. Folglich wurde die jüngste Parlamentswahl zum Votum für oder gegen Berlusconi stilisiert, in der das Ulivo-Bündnis als Spitzenkandidaten den ehemaligen römischen Bürgermeister Francesco Rutelli ins Rennen schickte, einen Kandidaten, der vornehmlich als jugendlich und innovativ präsentiert wurde. Die Aussagen waren ähnlich inhaltsleer oder deklungsähnlich mit den Positionen der später siegreichen Rechtskoalition. Diese Alternativlosigkeit belastet nun die wirkungsvolle Opposition. Denn wie soll gegen die Rechtsregierung opponiert werden, wenn die Gesetzesinitiativen und Weichenstellungen im sozialen und ökonomischen Bereich zum Teil identisch sind mit eigenen Positionen bzw. an der fünfjährigen Regierungspraxis von Mitte-Links ansetzen? In Folge der schweren Niederlage befindet sich die DS in einem Suchprozess, der möglicherweise Jahre andauern wird, die übrigen linken Kräfte (u.a. Rifondazione Comunista, PdCI und Grüne) sind zumindest bemüht, dem Rechtsbündnis die Stirn zu bieten. Allerdings wird durch Ulivo bzw. die DS keine wirtschafts- und sozialpolitisch Alternative formuliert und die gesellschaftliche Opposition war vor allem von zivilgesellschaftlichen Gruppen und von den Gewerkschaften initiiert. Die außerparlamentarischen Kräfte fanden bis-

her kaum eine adäquate Unterstützung im Parlament bzw. bei den Oppositionsparteien und so regiert Berlusconi trotz Kritik und innenpolitischer Pannen relativ sicher. Nach dem die wichtigsten Institutionen mit politisch ‚genehmem Personal‘ besetzt sind, ist nun zu erwarten, dass mit Nachdruck die intendierten sozialen und ökonomischen ‚Reformen‘ durchgesetzt werden. Zwar bleiben die sozialen und ökonomischen Probleme hiermit ungelöst, letztlich wird nur die soziale Marginalisierung verschärft. Die Koalition von FI, Lega und AN hat hierzu aber eindeutige Positionen, die zwar reaktionär, aber modern und mehrheitsfähig sind. Jede sich links gebende Partei müsste sich dazu klar positionieren. Die Probleme bleiben aber unabhängig davon bestehen, ob die parlamentarische Linke den Auftrag annimmt oder nicht. Bestenfalls hat sie ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt und wird überflüssig.

Literatur

- Caldiron, Guido (2001): *La Destra Plurale – Dalla Preferenza Nazionale Alla Tolleranza Zero*. Rom
- Christen, Christian (2001): *Italiens Modernisierung von Rechts – Berlusconi, Bossi, Fini oder die Zerschlagung des Wohlfahrtsstaates*. Berlin (Download: www.buena-vista-neoliberal.de/html/bvn_ressources.html)
- Ders. (2002a): *Italiens Regierung zwischen autoritärem Neoliberalismus und modernem Rechts-extremismus*. In: Bojadzije, Manuela/Demirovic, Alex (Hg.): *Konjunkturen des Rassismus*. Münster
- Ders. (2002b): *Neoliberale Globalisierung und die extreme Rechte*. In: Buchholz, Christine/Karrass, Anne/Nachtwey, Oliver/Schmidt, Ingo (Hg.): *Handbuch Globalisierungskritik*. Köln (im Erscheinen)
- Germinario, Francesco (1995): *La Lega Nord Vista Dalla Publicista Della Destra Radicale*, in: Bonomi, Aldo/Poggio, Pier P. (Hg.): *Ethnos E Demos – Dal Leghismo Al Neopopolismo*. Mailand
- Gritti, Roberto (2000) : *Pds/Ds – modernità senza identità*, in: Prospero, Michele/Gritti, Roberto: *Modernità senza tradizione – Il male oscuro dei Democratici di Sinistra*. Lecce
- Luverà, Bruno (1999): *I confini dell'odio – Il nazionalismo etnico e la nuova destra europea*. Rom
- Mazzacane, Aldo (Hg.) (2002): *Diritto economia e istituzione nell'Italia fascista*. Baden-Baden
- Panitch, Leo/Leys, Colin (2001): *The End of Parliamentary Socialism – From New Left to New Labour*. London/New York
- Pierson, Christopher (2001): *Hard Choices – Social Democracy in the Twenty-First Century*. Cambridge/UK
- Poli, Emanuela (2001): *Forza Italia – Strutture, leadership e radicamento territoriale*. Bologna
- Sarti, Roland (1971): *Fascism and the Industrial Leadership in Italy, 1919-1940 – A Study in the Expansion of Private Power and Fascism*. Berkley
- Schui, Herbert/Ptak, Ralf/Blankenburg, Stephanie/Bachmann, Günther/Kotzur, Dirk (1997): *Wollt ihr den totalen Markt? Der Neoliberalismus und die extreme Rechte*. München
- Unger, Fank/Wehr, Andreas/Schönwälder, Karen (1998): *New Democrats - New Labour - Neue Sozialdemokraten*. Berlin
- Zamangi, Vera (1997): *The Economic History of Italy 1860-1990*. Oxford

Fausto Bertinotti

Drei Gründe für ein Scheitern*

Die Rechtsverschiebung nach den Wahlen in Frankreich

Die letzten Präsidentschaftswahlen in Frankreich zwingen die gesamte europäische Linke zu einer Reflexion und Debatte. Ich möchte dem bisher Gesagten die Einschätzung einer politischen Kraft hinzufügen, die sich nicht den Optionen der sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Parteien anschließt und die diese in der Tat für absolut ungeeignet zur Bewältigung der neuen weltweiten politischen Konstellation, die wir Globalisierung nennen, hält: der *Rifondazione Comunista*.

Ich stimme denjenigen zu, die unterstreichen, dass diese Wahlen vor allem die Niederlage einer Linken an der Regierung ausdrücken. Ich finde aber die Analysen, die zahlreiche Kommentatoren, unter ihnen auch die angesehensten aus Italien und Frankreich, bezüglich dieses Scheiterns vorbringen, wenig überzeugend.

In der Sache glaube ich nicht, dass die Gründe der Niederlage psychologischen Schranken oder Fehlern in der Kommunikationsstrategie von Lionel Jospin zugerechnet werden können. Ich glaube auch nicht, dass die gewiss enttäuschende Wahlkampagne als Erklärung für das Debakel der Linken ausreicht. Noch weniger erhellend ist es, einen Konflikt zwischen Inhalt und Geist der Politik, zwischen „Regierung“ und „Identität“, zwischen Ethik und Politik zu unterstellen; genauso wenig wie das Scheitern der Spaltung der linken Kräfte zugerechnet werden könnte. Viele der Thesen sind zu oberflächlich, um wahr zu sein.

Scheitern reformistischer Politik

Die Niederlage der französischen Sozialisten und ihrer Regierung offenbart vor allem das Scheitern der reformistischen Politik angesichts der Globalisierung. Die französische Linke hat verloren, weil sie nicht in der Lage war – genauso wenig wie die anderen sozialistischen oder linkszentristischen Regierungen und Parteien in ganz Europa –, eine qualitative Antwort gegenüber den Erschütterungen, die die Globalisierung hervorruft, zu liefern. Diese Niederlage ist der Beweis (der umso deutlicher ausfällt, als wir feststellen können, dass Jospin besser oder zumindest weniger schlecht regiert hat als die meisten anderen Regierungen der Linken), dass heute ein Kompromiss zwischen den Anforderungen des globalisierten Marktes und dem Reformismus herrscht – ein Kompromiss, den die Sozialdemokraten in der letzten Zeit zu formulieren versuchten, und den sie als den „Dritten Weg“ beschreiben.

* Der von Fausto Bertinotti, Generalsekretär der italienischen *Rifondazione Comunista*, in *Le Monde* vom 12. Mai 2002 veröffentlichte Text erschien in der deutschen Übersetzung von Walter Baier in: *Volksstimme*, Wien, 26./27. Juni 2002.

Ich bin mir bewusst, dass meine Einschätzung nicht großzügig ausfällt. Ich verstehe die Bedeutung der Arbeitszeitverkürzung auf 35 Stunden (wir waren auch die einzige Partei Italiens, die sie unterstützt hat). Aber genau dieses Gesetz und die Art, in der es angewandt wurde, machte deutlich, ab welchem Punkt es unmöglich ist, einen Kompromiss mit dem ökonomischen System des Kapitalismus und der Globalisierung, das in Frankreich wie auf der ganzen Welt die absolute Flexibilität fordert, zu erreichen.

Der Versuch der französischen Regierung, die Arbeitszeitverkürzung und die Flexibilität miteinander zu verbinden, mit dem Ziel, Unternehmer und Arbeiter gleichermaßen zu befriedigen, hat damit geendet, dass die Lage vieler Lohnabhängiger unsicherer und prekärer geworden ist. In einer Arbeitswelt, die schon sehr viele Unsicherheiten kennt, hat das neue Unsicherheiten nach sich gezogen und auf diese Weise überzeugende Perspektiven nur für die oberen Schichten der Lohnabhängigen eröffnet.

Dasselbe könnte man über die Privatisierungen sagen. Auch sie wurden in Frankreich eingeführt, um einen Kompromiss mit den Erfordernissen des globalisierten Marktes zu finden. Auch sie haben Konflikte, soziale Prekarisierung und Unsicherheit nach sich gezogen: bei den Arbeitern des öffentlichen Sektors, die ihrer alten Garantien beraubt wurden, bei den Bürgern, die im Hinblick auf die angebotenen Dienstleistungen verunsichert wurden und möglicherweise beim Großteil der Franzosen, die aufgrund von Prozessen, die sie als äußere erleben, die Rolle des Staates redimensioniert sahen.

Das neue rechte Gesicht des Kapitalismus

Der zweite Punkt, an dem ich mit einer großen Zahl von Analysen nicht übereinstimme, bezieht sich auf die politische Rechte. Sie hat sich in ganz Europa, das bis vor wenigen Jahren von sozialdemokratischen Regierung gelenkt wurde, verstärkt. Faktisch in ganz Europa ist neben einer demokratischen Rechten eine rassistische, fremdenfeindliche gewaltbereite Rechte entstanden. Sie stellt indes keine Anomalie dar. Berlusconi und sein Verbündeter Bossi stellen in Italien keineswegs einen Betriebsunfall dar. Die Stärkung von Le Pen in Frankreich ist keine Verirrung der Geschichte.

Dabei handelt es sich nicht um den alten Populismus, wir sind mit keinem Wiederaufleben des historischen Faschismus konfrontiert. Diese Rechte ist nur eines der Gesichter – das unerbittliche und moderne Gesicht – des neuen Kapitalismus, der, um weiter zu wachsen, neue Formen des Autoritarismus und der Fremdenfeindlichkeit gebären muss. Aber er lässt diese sich parallel und in Koexistenz entwickeln mit einer technokratischen Konzeption, einem blinden und absoluten Gehorsam gegenüber den Gesetzen des Marktes und einem ökonomischen Liberalismus, der nicht den geringsten Skrupel gegenüber den Lebensbedingungen der Arbeitenden zeigt. Würde man diese Wechselwirkung nicht sehen, weil man die neue Rechte als Anomalie oder als Anachronismus begreift, so verstünde man nicht, warum sie im Zentrum der modernen ökonomischen Prozesse anwächst. Man zielte dann darauf, ihr ein rück-

ständiges ein überaltertes Bild zu geben, mit einem Wort: man würde sie unterschätzen.

Die heutige Rechte ist aber im Gegenteil stark und sie nährt sich nicht nur, zieht Stärke nicht nur aus dem Scheitern der Sozialdemokraten, sondern gleichzeitig auch aus der beispiellosen politischen Krise. Auffällig ist doch, dass Jospin und Chirac gemeinsam weniger als 40 Prozent der Stimmen der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen erhalten haben, und das bei einer Wahlenthaltung von 28 Prozent. Und das sind nur Symptome dieser Krise. Man könnte ihnen andere in den europäischen Gesellschaften anfügen. Worauf es heute ankommt, ist die Untersuchung der Motive. Diese liegen in der sozialen Erschütterung, die durch die kapitalistische Globalisierung hervorgerufen wurde. Der Kampf unter den Armen, die Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeit, das Anwachsen der Arbeitslosigkeit, die Marginalisierung in den Metropolen haben die Gesellschaft tiefgreifend verändert. Sie haben darüber hinaus die politische Repräsentation schwierig, bisweilen sogar unmöglich gemacht. Diese wurde in der Folge aufgesplittert und bedingte beispielsweise eine Spaltung auf der Linken und die Zunahme der Parteien, welche zahlreiche Kommentatoren in Italien und Frankreich als die Ursache der Niederlage identifizieren.

Das wäre aber eine übereilte und irrige Einschätzung. Die Fragmentierung auf der Linken ist die Konsequenz der sozialen Auflösung, die ihrerseits die dramatischste Konsequenz der Globalisierung darstellt. Sie ist somit auch nicht die Ursache einer Niederlage, die für die Linke bereits auf dem sozialen Terrain stattgefunden hat, sondern sie ist eine ihrer Konsequenzen. Also ist es erforderlich, die tiefen Ursachen der politischen Krise am Ende des 20. Jahrhunderts zu erforschen und eine Neugründung des Politischen vorzuschlagen.

Extreme Stimmen

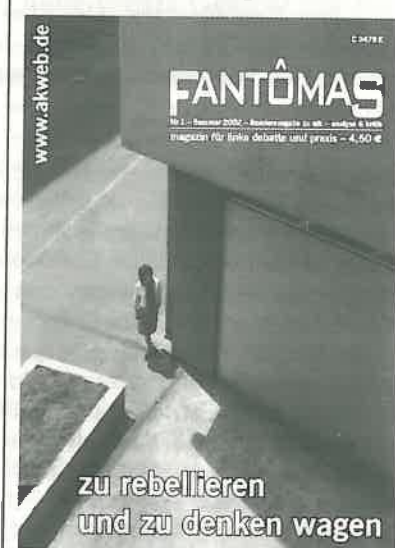
Damit komme ich zum dritten Aspekt des französischen Votums. Häufig wurden die Stimmen der extremen Rechten und der extremen Linken unter einem Gesichtspunkt zusammengezählt. Es handele sich bei beiden um Stimmen gegen das System. Arlette Laguiller und Jean-Marie Le-Pen hätten die Opposition zum Regelsystem, dem der Staat folgt, gemeinsam. Beide wiesen dies gleichermaßen zurück. Ich glaube, dass die Stimmen der extremen Linken in jedem Fall Stimmen gegen das System oder genauer, Stimmen gegen die kapitalistische Globalisierung, ihre Ursachen und ihre Konsequenzen in der Gesellschaft, darstellen. Die Stimmen für den Chef des Front National, verbleiben jedoch innerhalb des Systems. Le Pen interveniert in die Spaltungen und die Unsicherheiten, die der moderne Kapitalismus im Westen hervorruft und die besonders in den großen Städten sichtbar werden. Er übertreibt sie, er verstärkt sie, er macht sie zu Hebeln seines Einflusses. Könnte denn der FN überhaupt existieren ohne die Angst, die die Marginalisierten der Vorstädte hervorrufen, ohne das Gefühl der Unsicherheit, die aus der Prekarisierung der Arbeit entsteht, ohne die Angst, die die ImmigrantInnen bei den Franzosen

auslösen? Le-Pen ist gleichzeitig Ausdruck der Krise des sozialen Zusammenhalts und jener Faktor, der darauf abzielt, diese zu radikalieren.

Wir haben dieser Tage in Frankreich eine außerordentlich wichtige Rebellion gegen die extreme Rechte erlebt. Wir haben vor allem die Jungen und die ganz Jungen gesehen, die gegen die faschistische und ausländerfeindliche Rechte auf der Straße protestieren. Ich habe dabei aber nicht eine Neuauflage der alten Volksfront-Politik, einen antifaschistischen Kampf der alten Sorte erlebt. Die Linke würde einen neuerlichen Fehler machen, wenn sie die Bewegung so interpretieren wollte. Was ich gesehen habe, ist ein neues Bewusstsein über die sozialen Schäden, die das System hervorruft, ein Versuch, sich das Politische von Grund auf neu anzueignen, es ins Zentrum der Gesellschaft zu stellen, insgesamt das Entstehen eines neuen Willens zum Wechsel, eine weitere Frucht der Bewegung der Bewegungen des Volks von Seattle.

Es sind Beiträge dieser Art, deren die französische Gesellschaft und die europäischen Gesellschaften bedürfen. Ohne diese würde Europa Gefangene von Maastricht und ohne ein Zukunftsprojekt bleiben. Es bleibt an uns, uns zu fragen, ob die Politiker, aber gleichzeitig die Intellektuellen und die Medien es verstehen werden, diese neuen Anforderungen aufzugreifen oder ob diese für sie ein weiteres mal leere Worte bleiben.

Das neue Magazin von ak – analyse & kritik



Themen:

- Antiglobalisierungsbewegung und Organisation
- Politik und Subjekt
- Identität und Gewalt
- Krise der Antifa

erscheint 2 x pro Jahr, 68 Seiten
4,50 € + Porto (per Rechnung)
oder 5 € Schein beilegen

Bestellungen an:
fantomas@akweb.de
ak – analyse & kritik
Rombergstr. 10 · 20255 Hamburg
Tel.: 040-40170174
Fax: 040-40170175

René Karpantschhof

Triebkräfte und Funktionsträger des dänischen Rechtsradikalismus*

Am 20. November letzten Jahres fand in Dänemark eine Parlamentswahl statt, die – je nach Standpunkt des Betrachters – nicht nur Bestürzung und Jubelstürme auslöste, sondern auch politische Folgen in einem Ausmaß nach sich zog, wie Dänemark es vorher selten erlebt hat. Das Wahlergebnis beendete einerseits die in der Nachkriegszeit beinahe ununterbrochene Periode von Regierungsbildungen unter sozialdemokratischer Beteiligung. Andererseits wurde quasi über Nacht der Zustand des parlamentarischen Gleichgewichts und der eingespielten Kooperation mit den zentristischen Parteien aus den Angeln gehoben. Stattdessen stützten sich die liberalkonservativen Fraktionen nach der erdrutschartigen und seit 1920 nicht mehr dagewesenen Rechtsverschiebung fortan auf die Mithilfe der siegreich aus den Wahlen hervorgegangenen Dänischen Volkspartei (Dansk Folkeparti).

Gegenwärtig bilden die von Pia Kjaersgaard geführte Dänische Volkspartei und die Fortschrittspartei (Fremskridtspartiet) den populistischen Flügel der dänischen neuen Rechten, die Mitte der achtziger Jahre entstand und darüber hinaus eine ganze Anzahl außerparlamentarischer grassroot-Gruppen einwandererfeindlicher, rassistischer oder neonazistischer Couleur umfaßt.

In den vergangenen 25 Jahren haben Auseinandersetzungen um Einwanderung und andere Themen der Rechten einen herausragenden Stellenwert in der dänischen Gesellschaft eingenommen. Regierungen stürzten über diese Fragen, das Parteiensystem wurde durcheinandergewirbelt, Medien und veröffentlichte Meinung stellten die gesamte politische Tagesordnung auf den Kopf, die Einstellungen der Bevölkerung und nicht zuletzt die Rolle Dänemarks in der Europäischen Union änderten sich grundlegend (Karpantschhof 2002a).

Vom Zeitalter des Totalitarismus zum Nachkriegskonsens 1920 – 1973

Trotz eines nationalistischen und antisozialistischen Putschversuches im Jahr 1920 und der Präsenz von Nazigruppen und mit dem italienischen Faschismus sympathisierenden Jungkonservativen stand die dänische Demokratie in der turbulenten Zwischenkriegszeit niemals ernsthaft zur Disposition (Christianesen, Lammers & Nissen 1998). Und vor dem Hintergrund der sich anschließenden Besatzung durch Nazi-Deutschland und des Krieges verschwanden nicht nur faschistische und nationalsozialistische Politik, sondern auch rechte

* Übersetzung aus dem Englischen von Malte Meyer.

Straßenmobilisierungen und extrem nationalistische Einstellungen. Im Kalten Krieg (Dänemark gehört seit 1949 zur NATO), schlossen sich mit den Liberalen (Venstre) und der Konservativen Volkspartei (Det konservative Folkeparti) die wichtigsten politischen Akteure auf der politischen Rechten der Orientierung der Sozialdemokratie an. Im Verbund mit einem gut regulierten Arbeitsmarkt und einer parlamentarischen Konstellation ohne eindeutig rechtsgerichtete oder sozialistische Mehrheit wurde hiermit eine Kultur des Klassenkompromisses und parlamentarischen Ausgleichs begründet, die den vergleichsweise reibungslosen Ausbau des sozialdemokratisch konzipierten Wohlfahrtsstaates bis in die siebziger Jahre hinein sicherstellte (Rasmussen & Rüdiger 1990).

Krise des Sozialismus und Chancen für die politische Rechte 1973-1989

Den ersten wichtigen Wendepunkt stellten in Hinblick auf diese Entwicklung die sogenannten Erdrutsch-Wahlen von 1973 dar. Damals gelang es dem ebenso charismatischen wie anarchischen Populisten Mogens Glistrup, das politische Establishment zu schockieren, in dem er seine frisch gegründete Fortschrittspartei auf Anhieb auf den zweiten Rang des Parteiensystems katapultierte. Glistrup zog in allererster Linie gegen hohe Steuern und die ‚Vormundschaft‘ der angeblich ausufernden Bürokratie des öffentlichen Sektors zu Felde (Andersen 1977; Andersen 1991; Goul Andersen & Björklund 1990). Diese reaktionäre Bewegung gegen den Wohlfahrtsstaat veränderte die politische Landschaft und die Regeln der Auseinandersetzung grundlegend und eröffnete eine Epoche schwierigerer Regierungsbildungen und verstärkter Wählerwanderungen.

Die langjährige Vorherrschaft der Vierparteien-Konstellation (Sozialdemokraten, Sozialliberale (Det Radikale Venstre), Konservative und den Liberale) war fortan ebenso gestört wie die Bindung der jeweiligen Wählermilieus an die entsprechenden politischen Formationen. ‚Alte‘ politische Konzepte wurden ergänzt durch postmaterialistische Themen (‚neue Politik‘), wodurch politische Konfliktlinien entstanden, die sowohl der Linken als auch der Rechten neuartige Chancen eröffneten (Goul Andersen & Björklund 1990; 2000). Zusätzlich veränderten sozialökonomische und demographische Strukturveränderungen – der wachsende Anteil der Beschäftigten im öffentlichen Dienst, die Urbanisierung, der Anstieg des Altersdurchschnitts sowie der Niedergang von Bauernschaft, altem Kleinbürgertum und auch Industrieproletariat – die gesellschaftliche Basis des Vierparteien systems, was Sozialwissenschaftler dazu veranlaßte, in verstärktem Maße nach den ‚Verlierern‘ und ‚Gewinnern‘ von Modernisierung und Postindustrialismus zu fahnden (bspw. Svensson & Togeby 1991).

Als obendrein die Weltwirtschaftskrise in den siebziger Jahren den sozialdemokratisch-keynesianischen Weg abschnitt, fehlte es der mehr oder weniger ununterbrochen regierenden sozialdemokratischen Partei an einer angemessene-

nen Strategie ebenso wie an überzeugenden Visionen. Zwischen 1982 und 1991 führte dann der konservative Ministerpräsident Poul Schlüter Dänemark ins Zeitalter des Neoliberalismus (Rasmussen & Rüdiger 1990).¹ Wie überall in Europa verlor sozialdemokratische Politik die Initiative an die Neoliberalen. Gleichzeitig leistete der Aufstieg rechtsextremer Parteien in der BRD und in Frankreich den sich herausbildenden neurechten Milieus in Dänemark in Form von taktischer Inspiration und internationalen Kontakten auf gleich mehrfache Weise Schützenhilfe (Karpantschhof 1999). Mit einer Linken auf dem Rückzug und ‚neuen‘, mit dem europäischen Integrationsprozeß und den Migrationsbewegungen zusammenhängenden Themen war nun die Bühne für die patriotischen Appelle der Rechten bereitet.

Rechtsradikale Protestgruppen 1982-2001

Um den Charakter und die Entstehung der außerparlamentarischen Rechten besser nachvollziehen zu können, wurde kürzlich eine Datensammlung zu rechtsgerichteten Kundgebungen oder auch unmittelbaren Angriffen auf Angehörige von Minderheiten und linken Gruppen zwischen 1982 und 1999 erstellt.² Ein Ergebnis dieser Studie war, daß es zumindest auf der Ebene des Straßenkampfes keine Massenmobilisierung der radikalen Rechten gegeben hat. Während eine entsprechende Datenbank für die politische Linke zwischen 1987 und 1998 über 100.000 Teilnehmer an antirassistischen Manifestationen verzeichnet, lag die umgekehrte Mobilisierung der radikalen Rechten zwischen 1982 und 1999 bei gerade einmal 6.000 Teilnehmern – und das bei einer Gesamtbevölkerung Dänemarks von 5.000.000 Menschen.³ Trotz einer Reihe von Protestkundgebungen und Versuchen, rechtsradikale Aufmärsche zu organisieren, zählten zu den am häufigsten verwendeten Aktionsformen doch die Störung kleinerer Veranstaltungen sowie tätliche Übergriffe, Vandalismus und Brandstiftungen, die sich gegen Minderheiten und politische Gegner richteten (Karpantschhof 2000).⁴ Ein Grund hierfür war die schwache Ver-

¹ Die Unterstützung für den Wohlfahrtsstaat und Formen staatlicher Umverteilung brach zwar nicht ab, aber besonders die jüngere Generation paßte sich in den achtziger Jahren an das individualistische Leitbild verstärkter Marktorientierung an, das für den sozialistischen Solidaritätsdiskurs eine große Bedrohung darstellte (Svensson & Togeby 1991).

² Karpantschhof 1999 und 2000.

³ Dieses Grundmuster wird von anderen Studien bestätigt. In einer Umfrage aus dem Jahr 1993 erklärten sich 11 % der Befragten bereit, „an Demonstrationen gegen die Vielzahl von Flüchtlingen und Einwanderern“ teilzunehmen. Es muß allerdings gesagt werden, daß niemand von ihnen dieser Bereitschaft schon einmal Taten folgen lassen. Umgekehrt waren ebenfalls 11 % bereit, für die Belange von Flüchtlingen auf die Straße zu gehen, was immerhin 2 % auch tatsächlich schon einmal gemacht haben (Gaasholt & Togeby 1995: 61).

⁴ Dieser Befund entspricht auch Forschungen in anderen Ländern, wo die extreme Rechte und der fremdenfeindliche Protest sich in ähnlicher Weise vom typischen Bild einer sozialen Bewegung unterscheiden (vgl. etwa Koopmanns & Rucht 1996 oder Gentile 1998).

ankerung von Straßengewalt in der politischen Kultur der dänischen Nachkriegszeit. Nach einer Untersuchung aus dem Jahr 1979 haben damals lediglich zwischen 4 % und 7 % der rechten Wähler auch an Demonstrationen teilgenommen, wohingegen dieser Prozentsatz bei den Wählern der politischen Linken zwischen 39 % und 62 % schwankte (Borre 1986: 271). Das deutet schon darauf hin, daß die von der radikalen Rechten 1987 gestarteten Versuche zur Inszenierung von Aufmärschen in der politischen Kultur auf nur sehr geringe Resonanz stoßen würden. Ein anderer Grund hierfür war natürlich die Unterdrückung rechtsgerichteter Aktionen durch antirassistische Gegenwehr. Indem sie also den ‚Kampf um die Straße‘ verloren, mußten die rechtsradikalen Aktivisten sich auch von der Aussicht verabschieden, mit Aufmärschen oder White Power-Konzerten junge Sympathisanten anzuziehen (Karpantschhof 1999). Auch während der neunziger Jahre sah die radikale Rechte deshalb weitgehend davon ab, kollektive Aktionen als ein effektives Mittel zur Binnenintegration des Sympathisantenmilieus zu begreifen. Stattdessen konzentrierte sie sich fortan darauf, Leserbriefe zu schreiben, Drohungen gegen politische Gegner auszusprechen, Internetpräsenz aufzubauen oder auch die Fortschrittspartei und die Dänische Volkspartei personell zu infiltrieren.

Trotz des weitgehenden Ausbleibens von rechtsradikalen Massenprotesten und Massenmobilisierungen besteht die Bedeutung dieses politischen Spektrums erstens in der Kontinuität eines Bodensatzes, zweitens in der von ihm ausgehenden Bedrohung ethnischer Minderheiten und antirassistischer Initiativen und drittens in seiner Anknüpfung an rechte Deutungsmuster und populistische Projekte zur reaktionären Veränderung der dänischen Gesellschaft.

Die meisten der aufgeführten politischen Aktionen wurden von ‚patriotischen‘ oder neonazistischen Gruppen organisiert. Sie verbindet die ideologische Vorstellung eines ethnisch homogenen dänischen Volkes und eines daraus abgeleiteten Rechtes auf die Verteidigung bestimmter Privilegien. Diese Gruppen machen Ausländer für fast alle realen und eingebildeten gesellschaftlichen Probleme wie den Sozialabbau, den angeblichen Anstieg der Kriminalität und die Zersetzung der dänischen Kultur verantwortlich, plädieren offen für Diskriminierung, Einwanderungsstopp und Abschiebung und zeihen darüber hinaus alle linksliberalen Politiker, humanistischen Antirassisten und Linke des Hochverrats. Diese Interpretation ist beileibe nicht nur auf den eigenen Sympathisantenkreis, sondern darüber hinaus auch auf gewaltbereite Anhänger fremdenfeindlicher Jugendkulturen abgestimmt.

Bemerkenswert ist erstens, daß es der Rechten seit 1985 gelungen ist, kontinuierlich Proteste in einigem Umfang zu organisieren. Zweitens stellt dieses Jahr schon einen frühen Höhepunkt des Versuches dar, durch Übergriffe von rassistischen Gangs Ausländer und ausländisch aussehende Menschen massiv anzugreifen und einzuschüchtern.

Die Anschlagswelle war umso erstaunlicher, als Dänemark bis dahin ein ethnisch relativ homogenes Land war und nach wie vor eigentlich auch ist.⁵ Wie aber Gaasholt und Togeby (1995) deutlich zu machen verstanden, übten Politiker und Medien durch ihre Darstellung des ‚Einwanderungsproblems‘ einen erheblichen Einfluß auf das Entstehen ausländerfeindlicher Stimmungen aus. Als während der achtziger Jahre ein paar Tausend Flüchtlinge den Konflikten im Mittleren Osten und in Sri Lanka zu entkommen versuchten, wurde ihr Erscheinen sogleich für die Debatte um ein verschärftes Ausländerrecht instrumentalisiert. Mit dem ‚Wirtschaftsflüchtling‘ fand ein neuer Begriff Eingang in die politische Debatte, und es war nicht nur ein konservativer Innenminister, der unter Hinweis auf die Existenzbedrohung der dänischen Nation die Einwanderung von weiteren Ausländern verhindern wollte (Gaasholt & Togeby 1995). Ebenso voreingenommen zeigten sich die Medien – und zwar über die gesamten neunziger Jahre hinweg. Sie veröffentlichten unzählige Geschichten über Einwanderer, die angeblich auf Kosten der Sozialkassen in Dänemark leben würden, kriminell seien und dazu noch seltsame und mit der dänischen Kultur gänzlich unverträgliche Sitten und Gebräuche pflegten (Hussein et.al.: 1997; Madsen: 2000).

Ohne gleich von einem fremdenfeindlichen Umschwung in der gesamten dänischen Gesellschaft sprechen zu wollen, ergaben sich in diesem Zusammenhang doch sehr wohl neue Chancen für rechte Gruppen und Individuen, die über lange Zeit hin im gesellschaftlichen und politischen Abseits gestanden hatten (Andersen 1988; Rasmussen in Vorbereitung). Nicht nur Mogens Glistrup, der Vorsitzende der Fortschrittspartei, die 1984 mit nur 3,6 % ihr bis dato schlechtestes Ergebnis erzielt hatte, machte von der Möglichkeit, einwandererfeindliche und antimoslemische Ressentiments in Umlauf zu bringen, Gebrauch. Auch ein bekannter christlicher Fundamentalist, der Pastor Sören Krarup, gründete 1986 eine immigrantenfeindliche Gruppierung, die die erste in einer Reihe von neu entstehenden Protestformationen der neuen Rechten war. Krarup beteiligte sich 1987 auch an der Gründung des Dänischen Vereins (Den Danske Forening) und in den folgenden Jahren schlossen sich Angehörige von Abspaltungen diverser Organisationen wie der Fortschrittspartei, des Dänischen Vereins und der Dänischen Nationalsozialistischen Bewegung (DNSB) zu neuen Gruppen wie der Wohlstandspartei, der Partei Die Nationalen, der Nationalen Partei Dänemarks und der Liste Einwanderungsstopp zusammen (Karpantschhof 2002a: 62-64).

Mit bis zu 3.000 Mitgliedern erwies sich aber der Dänische Verein als einzige wirklich bedeutsame Organisation unter den genannten. Dank antirassistischer Gegenmobilisierungen reagierten die Medien in den Jahren zwischen 1988

⁵ Im Jahr 2000 machten Einwanderer aus ‚Drittländern‘ und ihre Angehörigen gerade einmal 5,2 % der dänischen Gesamtbevölkerung aus (Mikkelsen 2001: 40f).

und 1996 sehr aufmerksam auf eine Reihe von Protestkundgebungen dieses Vereins. Beachtung weit über Gebühr wurde dagegen den Neonazis in der Öffentlichkeit zuteil. Ermutigt durch den Aufstieg einer radikalen Rechten in Dänemark, durch transnationale Nazi-Netzwerke wie die NSDAP-AO und die Revitalisierung der deutschen Neonazi-Szene in den frühen neunziger Jahren, gingen die dänischen Nazis zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg wieder auf die Straße. Hier trafen sie mit Sympathisanten aus dem Skinheadmilieu und Anhängern des Dänischen Vereins zusammen, die durch antirassistische Gegenwehr radikalisiert worden waren (Karpantschhof 1999).

Trotz der vom Dänischen Verein gebrauchten militanten Rhetorik des ‚nationalen Widerstands‘ distanzieren sich seine Führungskader vom Nazismus, der in der dänischen Gesellschaft nach wie vor gleichbedeutend mit Verrat ist. 1997 stellte der Verein seine vor allem für gewaltbereite Neonazis interessanten öffentlichen Kundgebungen ein und verlegte sich stattdessen auf die Strategie von Medienkampagnen und gezielter Unterstützung von Fortschrittspartei und Dänischer Volkspartei. So kandidierte mit Søren Krarup das wohl prominenteste Mitglied des Dänischen Vereins im Jahre 2001 erfolgreich für die Dänische Volkspartei bei Wahlen. Im selben Wahlkampf stand mit Peter Neerup Buhl ein anderes führendes Mitglied des Dänischen Vereins auf der Liste der Fortschrittspartei und plädierte für ‚Konzentrationslager‘ und ‚ethnische Säuberungen‘ als einzig mögliche Lösungen (Karpantschhof 2002a: 37-44, 55-60).

Diese Vorkommnisse deuten nicht nur auf relativ enge Verbindungen zwischen der außerparlamentarischen Rechten und den populistischen Parteien hin. Sie illustrieren auch, daß das neurechte Gedankengut – einschließlich der Vorstellung, daß moslemische Minderheiten eine Bedrohung der alteingesessenen Dänen darstellten – längst nicht mehr auf kleine rechtsradikale Protestgruppen beschränkt war. Neerup Buhls Nazirhetorik macht deutlich, daß all das, was 1988 noch als ultrarechte Exzentrik galt, mittlerweile einen viel stärkeren Widerhall fand.

Rechter Populismus 1995 bis 2001

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre konnte der dänische Rechtspopulismus erheblichen Zulauf verzeichnen. Bei den Wahlen 1998 gewann die dänische Volkspartei 7,4 % und konnte dann 2001 sogar den höchsten Sieg für eine rechtspopulistische Partei seit 25 Jahren verzeichnen. Mit 12,0 % wurde die Dänische Volkspartei nicht nur drittstärkste Kraft, sie gelangte auch in eine parlamentarische Schlüsselposition und avancierte zum Juniorpartner der liberal-konservativen Regierung. Um Ursachen und Verlauf des rechten Erfolges darzustellen, wird in diesem Abschnitt vor allem auf Veränderungen im parlamentarischen Feld und in der medialen Auseinandersetzung eingegangen.

Die dänische Volkspartei wurde 1995 als Splittergruppe der Fortschrittspartei

gegründet, die über Jahre hinweg von einer Auseinandersetzung zwischen anarchistischen Hardlinern und eher kooperationsbereiten Pragmatikern zerrissen worden war. Mitten in diesem Konflikt wurde der Parteigründer Mogens Glistrup 1990 aus der Partei ausgeschlossen. Trotzdem verließ seine im innerparteilichen Machtkampf schließlich siegreiche Gegenspielerin Pia Kjaersgaard später die Partei und schuf mit der Dänischen Volkspartei eine hochgradig disziplinierte Organisation, die sich professioneller Wahlkampfmethoden bediente und es tatsächlich verstand, neurechte Positionen als Ausdruck des Volkswillens und der Nation zu präsentieren.

Der Aufstieg der Dänischen Volkspartei steht in Zusammenhang mit deren simplifizierter Darstellung der ‚unübersichtlichen‘ Globalisierung. In diesem Zusammenhang werden sowohl die europäische Integration als auch die multikulturelle Gesellschaft als Bedrohungen für die dänische Nation dargestellt. Die eingängigen Weltdeutungen der Populisten stießen in der Linken auf wenig Gegenwehr, weil man hier vom Ende des Kalten Krieges genauso verwirrt war wie von der Auflösung der traditionellen Arbeiterklassenkultur (Goul Andersen & Björklund 1990; Svensson & Togeby 1991; S. Andersen 1997). Hinzu kamen der ‚Dritte Weg‘ der Sozialdemokratie und linksintellektuelle Vorstellungen von einer Gesellschaft jenseits des Klassenkampfes. Die postmoderne Deutung, daß traditionelle Kämpfe für kollektive Interessenvertretung am Ende seien, paßte gut zu der patriotischen Idee einer in sich homogenen dänischen Nation, deren Interessen denen der Ausländer und der Außenwelt im allgemeinen entgegenstünden. Im Unterschied zur desorientierten Linken bot die Dänische Volkspartei ihren Wählern ein klar strukturiertes Weltbild an, das unter anderem die dänische Identität einschloß und auf beunruhigte Wechselwähler eine hohe Anziehungskraft ausübte. Um also gesellschaftliche Segmente anzusprechen, die von Sozialabbau und Privatisierung betroffen waren, verabschiedete sich die Dänische Volkspartei vom Ultraliberalismus der Fortschrittspartei und plädierte stattdessen wohlstandschauvinistisch für die ausschließliche Auszahlung von Sozialleistungen an ‚echte‘ Dänen (Andersen 1999; Goul Andersen & Björklund 2000).

Mit derartigen Argumenten gelang es der Dänischen Volkspartei auf effektive Weise, im Wählermilieu der Sozialdemokraten zu wildern, die in ihrer letzten Amtszeit zwischen 1991 und 2001 besonders große Probleme hatten, mit den ‚neuartigen‘, auf EU-Integration und Einwanderung bezogenen Konfliktlinien zurechtzukommen (Andersen 1999, Andersen 2000, Goul Andersen & Björklund 2000). Während die proeuropäische Führung der Sozialdemokratischen Partei ihre Haltung zur eventuellen Beruhigung von euroskeptischen Wählern weder ändern konnte noch wollte, versuchte sie, dieses Legitimationsdefizit mit einem verstärkten Appell an ausländerfeindliche Ressentiments zu kompensieren. Auf kommunaler Ebene haben sozialdemokratische Bürgermeister Wahlerfolge damit erzielt, gegen die multikulturelle Gesellschaft zu Felde zu ziehen und die nicht-westliche Kultur mancher Ausländergruppen

als eigentliche Bedrohung des sozialen Friedens und der traditionellen Kultur Dänemarks darzustellen (Schierup 1993). Seit 1997 schließlich versuchten die Sozialdemokraten der populistischen Herausforderung durch zwei Innenminister (Thorkild Simonsen und Karen Jespersen) zu begegnen, die die Einwanderungsregelungen verschärften und sich einer Hardliner-Rhetorik gegenüber Flüchtlingen und Migranten befleißigten (Andersen 1999; Larsen 2001). Gleichzeitig distanzierten sich sowohl die sozialdemokratische Führung als auch deren sozialliberale und zentristische Koalitionspartner deutlich von der Dänischen Volkspartei und den rassistischen Einstellungen, die sie repräsentiert. Auf diese Weise versuchte die sozialdemokratische Regierung vergeblich, in der öffentlichen stark polarisierten Auseinandersetzung der neunziger Jahre wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht zu halten.

Mit dem immer stärkeren Fokus auf vermeintliche kulturelle Differenzen hatten sich also zwei antagonistische Diskurse entwickelt. Während der eine die Unverträglichkeit besonders der moslemischen mit der traditionellen dänischen Kultur behauptete, wies der andere auf die positiven und wünschenswerten Effekte eine multikulturellen Gesellschaft hin. Während Ersterer ‚die Anderen‘ für die Probleme der Integration verantwortlich macht, legt Letzterer den Finger in die ‚eigene‘ Wunde und erinnert an die rassistischen Weltbilder nicht nur vieler dänischer Bürger, sondern auch wichtiger Behörden und Ämter. Schenkt man den Analysen diverser Beobachter Glauben, haben beide Diskurse zu einem rigiden ‚Wir/Sie‘ – Manichäismus und zur Befestigung vorhandene Vorurteilsstrukturen geführt (Schierup 1993; Madsen 2000; Røgilds 1995; Røgilds 2001, Mikkelsen 2001).

Als Ursache dieser Konstellation haben Forscher einesteils auf strukturelle Ursachen wie etwa die jeweiligen Weltdeutungen von Modernisierungsgewinnern und Modernisierungsverlierern, die Konkurrenz zwischen Dänen und Nicht-Dänen (bspw. Svensson & Togeby 1991; Gaasholt & Togeby 1995, Andersen 1999; Nannestad 1999) und anderenteils auf gesellschaftliche Akteure (Meinungsmacher von Rechts wie von Links) und politische Auseinandersetzungen (etwa um die Medienberichterstattung) hingewiesen (Schierup 1993; Gaasholt & Togeby 1995, Hussein u.a. 1997; Larsen 1998, Hussein 2000, Madsen 2000). Was die zuletzt genannten Aspekte betrifft, ist es interessant zu beobachten, daß die Repräsentanten von Fortschritts- und Dänischer Volkspartei über all die Jahre hinweg verglichen mit ihrer parlamentarischen Bedeutung eindeutig zu den in den Medien am meisten zitierten Politikern gehörten (Madsen 2000: 28, 36, 47, 60).⁶ Was immer auch die Ursachen der

⁶ Im zweiten Halbjahr 2001 war Pia Kjaersgaard neben dem für Einwanderung verantwortlichen Innenminister die am häufigsten zitierte Person in 611 Titelgeschichten über Ausländer. Ein anderes Beispiel ist der ehemalige Anführer des Dänischen Vereins und jetzige Parlamentsabgeordnete Søren Krarup, der in einer einzigen Zeitung über 200 Kommentare schrieb (Karpantschhof 2002a: 29).

Gegenüberstellung von ‚Uns‘ und ‚den Anderen‘ sind, zu der, wie Røgilds (2001) herausgearbeitet hat, auch die neorassistische Betonung kultureller anstelle biologischer Unterschiede gehört, fest steht, daß durch sie ein vorteilhaftes Klima für den Rechtspopulismus in Dänemark entwickelt wurde.

Obwohl die antirassistische Bewegung in der Lage gewesen ist, die Herausbildung einer Neonazi-Bewegung auf der Straße zu unterdrücken und zu verhindern, fehlte es der Linken aufgrund von strategischer Desorientierung und allgemeiner Demobilisierung an Mitteln und Wegen, den rechtspopulistischen Diskurs mit einem angemessenen Gegen-Diskurs zu beantworten. Im Gegenteil: Ende der neunziger Jahre wagten sich sogar einige revisionistische Intellektuelle aus der Deckung, die die Linke und das von ihr vermeintlich beherrschte Establishment im Namen der ‚Sorgen und Nöte ganz normaler Dänen‘ der politischen Korrektheit, der Knochenweichung in Strafjustiz und Erziehungssystem und der unkritischen Unterstützung der multikulturellen Gesellschaft beschuldigten. Auf diese Weise wurde die ‚Wir gegen die Anderen‘-Dichotomie für eine ideologische Auseinandersetzung zwischen links und rechts funktionalisiert und fand auf einer allgemeineren Ebene auch Eingang in die Debatte um den vermeintlichen Gegensatz zwischen ‚ihrer‘ moslemischen und ‚unserer‘ modernen, fortschrittlichen, demokratischen und christlichen Kultur (Karpantschhof 2002a: 29).

Die Dänische Volkspartei war beileibe nicht die einzige politische Kraft, die aus den Terroranschlägen vom 11. September Nutzen zu ziehen versuchte. Indem sie aber von einem Krieg zwischen Moslems und Christen sprach, stellte sie den Islam als eine ‚Ideologie des Terrors‘ und die moslemische Minderheit in Dänemark quasi als feindliche Eindringlinge dar. Derlei Rhetorik wurde nicht nur von Beleidigungen und Übergriffen auf Ausländer begleitet, sie fand auch mitten im Vorfeld der Parlamentswahl am 20. November statt, als zahlreiche Politiker von der sozialdemokratischen Regierung über die Liberalen bis zur konservativen Opposition miteinander wetteiferten, wer die weitestgehenden Vorschläge zur Bekämpfung von Terroristen, ‚Asylbetrügnern‘, und ‚ausländischen Gewalttätern‘ und zur Eindämmung des antizivilisatorischen Gehaltes der moslemischen Kultur machen würde. In diesem Klima tauchte auch der in der Versenkung geglaubte Mogens Glistrup wieder auf der Liste der Fortschrittspartei auf, die ihre Konkurrenten von der Dänischen Volkspartei damit auszustechen hoffte, daß sie für Konzentrationslager und ein ‚Dänemark frei von Mohammedanern‘ Wahlwerbung machte. Dieser extremistischen Rhetorik der ohnehin unzuverlässig erscheinenden Partei mochten nicht einmal die zahlreichen Wähler folgen, die den Muslimen mit Sicherheit feindlich gesonnen sind, weswegen die Fortschrittspartei erstmals seit ihrem sensationellen Wahlsieg von 1973 nicht mehr ins Parlament kam.

Trotz allem hat es die radikale Rechte in Dänemark zwischen 1997 und 2001 geschafft, von einer randständigen Position aus in die Mitte des politischen

Lebens aufzusteigen. Neurechte Einstellungen einschließlich rassistischer Rhetorik und Angriffen auf die Menschenrechte wurden zu einem ‚normalen‘ Bestandteil öffentlicher Debatten in den Medien; Rechtspopulisten wurden nicht zuletzt auch zu einem anerkannten Partner im parlamentarischen Geschäft.

Offenkundig besteht die Notwendigkeit, in der Forschung den Blickwinkel der Spezialisten zu erweitern. Der Aufstieg und die Entwicklung der radikalen Rechten und die damit zusammenhängenden Veränderungen in Hinblick auf Politik und politische Kultur lassen sich weder auf sozioökonomische Veränderungen noch auf den Wandel des Parteiensystems und weder auf die Produktion der öffentlichen Meinung noch auf die Auseinandersetzung von sozialen Bewegungen reduzieren. Es handelt sich eher um eine Konsequenz aus Prozessen und Kausalbeziehungen, die alle diese Felder durchkreuzen.

Die erfolgreiche Mobilisierung der dänischen neuen Rechten ist also nicht nur ein Prozess der Anpassung des Parteiensystems oder des Wandels der politischen Kultur zum Postindustrialismus. Vielmehr verdankt die Rechte ihren Aufstieg konkreten Akteuren, die sich wandelnde Opportunitätsstrukturen im nationalen und internationalen Kontext zunutze machten. Die Gelegenheit für die Rechte war deshalb so günstig, weil einerseits die Unterschiede zwischen den etablierten Parteien abgeschliffen wurden und es deren Funktionsträgern auch an angemessenen und attraktiven Zukunftsvorstellungen fehlte und weil andererseits die Linke demobilisierte war und konsequenterweise nicht mehr mit kritischen Alternativen zum status quo aufwarten konnte.

Literatur:

- Andersen, Johannes (1977). *Fremskridtsbevægelsen, arbejderklassen og venstrefløjen*. København: Aurora.
- Andersen, Johannes (1988). *Stemmer fra Højre. Om Søren Krarup, nynazisterne og alle de andre*. Herning.
- Andersen, Johannes (1991). "The New Right In Denmark - from Ideological Protest to Moderate Politics." Paper. Institut for Økonomi, Politik og Forvaltning. Ålborg Universitet.
- Andersen, Johannes (1999). "Højrefløjen og kritikken af de fremmede i Danmark." Arbejdsrapport fra Institut for Økonomi, Politik og Forvaltning. Ålborg Universitet. 1999:10.
- Andersen, Johannes (2000). "Dansk Folkeparti, demokratiet og de fremmede." Arbejdsrapport fra Institut for Økonomi, Politik og Forvaltning. Ålborg Universitet. 2000:6.
- Andersen, Svend Aage (1997). *Arbejderkultur i velfærdssamfundet*. København: SFAH.
- Borre, Ole (1986). "Protest og ideologi", in Flemming Mikkelsen (ed.): *Protest og oprør*. Århus: Modtryk.
- Christiansen, Niels Finn, Karl Christian Lammers and Henrik S. Nissen (1988). *Tiden 1914-1945. Gyldendals Danmarks Historie. Bd. 7*. København: Gyldendal.

- Eyerman, Ron and Andrew Jamison (1991). *Social Movements: A Cognitive Approach*. Cambridge: Polity Press.
- Gentile, Pierre (1998). "Radical Right Protest in Switzerland" In Ruud Koopmans, Friedhelm Neidhart and Dieter Rucht (eds.): *Acts of Dissent. New Developments in the Study of Protest*. Berlin: Reiner Bohn Verlag.
- Goul Andersen, Jørgen and Tore Bjørklund (1990). "Structural Changes and New Cleavages: the Progress Parties in Denmark and Norway." *Acta Sociologica*, Vol 33(3).
- Goul Andersen, Jørgen and Tore Bjørklund (2000). "Radical Right-Wing Populism in Scandinavia: From Tax Revolt to Neo-Liberalism and Xenophobia" In P. Hainsworth (ed.): *The Politics of the Extreme Right. From the Margins to the Mainstream*. London: Pinter.
- Goul Andersen, Jørgen, Johannes Andersen, Ole Borre and Hans Jørgen Nielsen (1999). *Vælgere med omtanke - en analyse af folketingsvalget 1998*. Århus: Systime.
- Goul Andersen, Jørgen, Lars Torpe og Johannes Andersen (2000). *Hvad folket magter. Demokrati, magt og afmagt*. København.
- Gundelach, Peter (2001). "National identitet i en globaliseringstid", *Dansk Sociologi*, No 1.
- Gaasholt, Øyestein and Lise Togeby (1995). *I syv sind. Danskernes holdninger til flygtninge og indvandrere*. Århus: Politica.
- Hussain, Mustafa (2000). "Islam, Media and Minorities in Denmark", *Current Sociology*, Vol. 48(4).
- Hussain, Mustafa, Ferruh Yilmaz og Tim O'Connor (1997). *Medierne, minoriteterne og majoriteten - en undersøgelse af nyhedsmedier og den folkelige diskurs i Danmark*. København: Nævnet for Etnisk Ligestilling/Indenrigsministeriet.
- Karapin, Roger (1998). "Radical Right and Neo-Fascist Political Parties in Western Europe." *Comparative Politics*, January.
- Karpantschof, René (1999). *Nynazismen og dens modstandere i Danmark*. Esbjerg: Sydjysk Universitetsforlag.
- Karpantschof, René (2000). "Nynazisme, anti-racisme og unge i bevægelse", in Gritt Bykilde (ed.): *Når unge udfordrer demokratiet*. Roskilde: Roskilde Universitetsforlag.
- Karpantschof, René (2002a). *Populism and Right Wing Extremism in Denmark 1980-2001. Report for CASA (Copenhagen) and the project "Socio-Economic Change, Individual Reactions and the Appeal of Extreme Right" (SIRIN) that is managed by FORBA (Vienna) and funded by the European Commission. Published as Sociologisk Rapportserie, No 4/2002. Sociologisk Institut, Københavns Universitet.*
- Karpantschof, René (2002b). *Socio-Economic Change and Right Wing Extremism in Denmark. Literature review for CASA (Copenhagen) and the project "Socio-Economic Change, Individual Reactions and the Appeal of Extreme Right" (SIRIN) that is managed by FORBA (Vienna) and funded by the European Commission.*
- Karpantschof, René (in press). "New Right and Antiracist Struggle in Post Cold-War Denmark - Globalization, Identity-making and contemporary Youth Protests" In Valeska Henze and Valeska Maier-Wörtz (eds.): *Youth in the Baltic Sea Region. Change and Stability*.

- Koopmans, Ruud and Dieter Rucht (1996). "Rechtsextremismus als sociale beweging?" Politische Vierteljahrsschrift, Sonderheft 27.
- Larsen, John Aggergaard (1998). "Holdninger til de fremmede - forestillingen om bosciske krigsflygtninge i den danske offentlighed." Dansk Sociologi, nr. 1.
- Larsen, Rune Engelbrecht (2001). Det nye højre i Danmark. København: Tiderne Skifter.
- Madsen, Jacob Gaarde (2000). Mediernes konstruktion af flygtninge og indvandererspørgsmålet. Århus: Magtudredningen.
- McAdam, Doug, Sidney Tarrow and Charles Tilly (2001). Dynamics of Contention. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mikkelsen, Flemming (1999). "Contention and Social Movements in an International and Transnational Perspective. Denmark 1914-1995", Journal of Historical Sociology, Vol. 12, No 2.
- Mikkelsen, Flemming (2001). Integrationens paradoks. København: Catinét.
- Nannestad, Peter (1999). Solidaritetens pris. Århus: Århus Universitetsforlag.
- Rasmussen, Hanne and Mogens Rüdiger (1990). Tiden efter 1945. Gyldendals Danmarks Historie. Bd. 8. København: Gyldendal.
- Rasmussen, Søren Hein (being prepared). Protest med gennemslag. Om organiseringen af fremmedmodstand og unionsmodstand i Danmark (arbejdstitel). Manuskript. Historisk Institut, Århus Universitet.
- Rydgren, Jens (2002): "Radical Right Populism in Sweden: Still a Failure, But for How Long?" Scandinavian Political Studies, Vol. 25, No. 1.
- Røgilds, Flemming (1995). Stemmer i et grænseland - en bro mellem unge indvandrere og danskere? København: Politisk Revy.
- Røgilds, Flemming (2001). "Om etniske minoritetsunge, nyracisme og andre former for racisme." Social Kritik, nr. 4.
- Schierup, Carl Ulrik (1993). På kulturens slagmark. Mindretal og størretal taler om Danmark. Esbjerg: Sydjysk Universitetsforlag.
- Svensson, Palle and Lise Togeby (1991). Højrebølge? Aarhus: Politica.

Ludwig Elm

Criticón - Forum für geistig-kulturelle Hegemonie der Rechten (1970-2002)

Seit Sommer 1970 erscheint in München die Zeitschrift „Criticón“, zuletzt Heft 174/Sommer 2002. In einem 1976 in der Wochenzeitung des Kulturbundes der DDR erschienenen Beitrag hieß es, dass die Spezifik der Zweimonatschrift darin zu sehen sei, dass sie „in erster Linie Forum der rechts stehenden Intellektuellen ist. Es sind jene, die der geistigen Verflachung der Unionsparteien und ihrer weitgehenden Isolierung von der Intelligenz entgegenwirken sollen, indem sie sich um die Vergeistigung der von diesen Parteien verfolgten Politik bemühen.“ Das Periodikum sei „Forum neokonservativer Selbstverständigung und Selbstdarstellung sowie der Besinnung auf konservative Ursprünge, Traditionen und Köpfe“.¹ Claus Leggewie erwähnte 1987 das „Münchener Rechtsintelligenzblatt Criticón“, das das ideologische Ferment für „eine neue populistische Partei“ liefere.² In einem Sammelband von 1991 wurden Verbindungen der Zeitschrift in der Grauzone zwischen Konservatismus und Neonazismus erfasst.³ Eine 1994 in einem Band über die „Junge Freiheit“ erschienene Skizze von Anton Maegerle berücksichtigte insbesondere die Personalunion von Autoren und die geistig-politische Nähe beider Zeitschriften.⁴

Die Nummer 1 von Juli/August 1970 hatte den Untertitel „Bücher-Autoren-Zeitschriften-Verlage“ und verkündete die ursprüngliche Absicht, „Besprechungszeitschrift“ zu sein, „da in Buchform bereits eine ganze Reihe von Orientierungshilfen in der gegenwärtigen Weltkrise vorliegen“. Bei den nächsten Ausgaben lautete der Untertitel „Bücher-Autoren-Ideen“ und signalisierte damit bereits erweiterte Ambitionen. Der Umfang wuchs von 12 auf 48 Seiten.

Ab Heft 10 wurde mit dem Untertitel „Konservative Zeitschrift“ Flagge gezeigt. Der Standort war allerdings seit der ersten Ausgabe unverkennbar. Obwohl Besprechungen und Annotationen immer einen wesentlichen Platz behielten, be-

¹ Ludwig Elm: Leitbilder für eine neue Elite. Profil einer konservativen Zeitschrift in der BRD, in: Sonntag, 4, 25. Januar 1976, S. 11. Nachdruck in: Criticón, 34, März/April 1976, S. 92 (letzte Umschlagseite). Der Schwerpunkt der vorliegenden Skizze liegt auf dem Ursprung und der frühen Phase der Zeitschrift als Schlüssel zum Verständnis ihres Charakters und ihrer Rolle.

² Claus Leggewie: Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende, Berlin 1987, S. 209-211.

³ In bester Gesellschaft. Antifa-Recherche zwischen Konservatismus und Neo-Faschismus. Hrsg. von Raimund Hethy und Peter Kratz, Göttingen 1991.

⁴ Anton Maegerle: Criticón: Die Junge Freiheit im Zeitschriftenformat. Ein rechtsintellektuelles Strategieorgan, in: Helmut Kellershohn (Hg.): Das Plagiat. Der Völkische Nationalismus der Jungen Freiheit, Duisburg 1994, S. 117-131.

stimmten bald Grundsatzbeiträge, Autorenporträts, Kommentare, Berichte und Meldungen das Profil der Zeitschrift. Ausländische Autoren wurden einbezogen und die Perspektive historisch wie international ausgeweitet.

Nach der Fusion mit „Konservativ heute“ kam es ab 63/1981 (bis 162/1999) zum Titel „Criticón - Konservativ heute“. Das Doppelheft 100/101/ März-Juni 1987 erschien als Jubiläumsausgabe mit dem Untertitel „Konservativ in die 90er Jahre“; 102 bis 120 kamen mit „konservativ - kritisch - konstruktiv“ heraus. Mit H. 163 wurde der Untertitel „Das Magazin für Politik und Kultur“ eingeführt, seit H. 171 auf „Wirtschaft, Politik und Kultur“ erweitert.

Als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur zeichnete zunächst nur Caspar von Schrenck-Notzing (als Autor auch: CSN, CRITILLO oder Scribifax). Ab 71/1982 erschien er als „Gründer und Herausgeber“ und seit 158/1998 nur noch als „Gründer der Zeitschrift“; er ist jedoch bis heute als Kolumnist dabei. Mitherausgeber war von Frühjahr 1971 bis Ende 1984 Hanns Klatz. Redaktionelle Mitarbeiter wurden 1981 Armin Mohler (bis Ende 1989) und, von „Konservativ heute“ kommend, Klaus Motschmann (bis Sommer 2001). Seit 2000 ist Gunnar Sohn Herausgeber. Der Verlag wechselte anfänglich oder es fehlten dazu Angaben. Vom Sommer 1980 bis Ende 1999 war der Criticón-Verlag München der Träger, seit 165/2000 ist es der GES Verlag Bonn.

Das Titelblatt veränderte sich wiederholt graduell oder vollständig.⁵ Charakteristisch blieben bei allem Wechsel vom ersten Heft bis 156 die Skizze eines von Gerhard Swoboda gezeichneten Hahns und bis 167 der lockere Schriftzug des Haupttitels.⁶ Ab Oktober 1986 erschien zeitweilig der Informationsdienst „Criticón aktuell“, mit dem Interessenten „18 mal im Jahr Informationen und Insidernachrichten für Konservative“ und „den konservativen Positionen auch im Tagesgeschehen ein Sprachrohr“ gegeben werden sollten. Die Leser wurden um Anschriften möglicher Interessenten gebeten: „Besonders Adressen aus dem Bereich der Industrie scheinen uns geeignet, weil hier Führungskräfte sitzen, die konservative Ansichten meist selber vertreten, aber wegen ihrer knapp bemessenen Zeit kaum in der Lage sind, sich eingehend damit zu beschäftigen.“⁷

Der Titel der Zeitschrift wurde dem Roman „El Criticón“ des spanischen Schriftstellers Baltasar Gracián (1601-1658) entlehnt. In einem Essay über Gracián hob Schrenck-Notzing dessen skeptische und elitäre Weltsicht hervor

⁵ Zunächst schwarz-weiß, ab Nummer 5 mit festem Einband, erschienen die Hefte ab Nr. 10 in wechselnder farblicher und grafischer Gestaltung, von Anbeginn bis heute im A4-Format. Bis Ende 1993 (H. 140) kamen die Hefte zweimonatlich, seither quartalsweise heraus und werden seit 2000 nach den Jahreszeiten bezeichnet.

⁶ In der Werbung hieß es: „Dieser Hahn flattert über alle Informationsbarrieren, Meinungskontrollpunkte, Denkfallen, Leseverkehrszeichen hinweg. Dieser Hahn kümmert sich nicht im Geringsten um die Spielregeln des Neo-Marxismus, Neo-Freudianismus, Neo-Darwinismus.“

⁷ Criticón, 98, Nov./Dez. 1986, S. 288 (letzte Umschlagseite).

und schlug die Brücke zur Wahl des Namens im Jahre 1970: „Für die Zeitsituation der spanischen Dekadenz und die Bitternis der *Conditio humana* fand Gracián einen gemeinsamen Nenner. Er musste sich damit in ebenso krassen Gegensatz zu den folgenden Jahrhunderten – Schopenhauer und Nietzsche sind da nur Ausnahmen – begeben, wie in eine wachsende Annäherung an unsere Gegenwart. Wir leben in einer Epoche des weltweiten Zusammenbruchs aller europäischen Positionen – einer nach der anderen –, eines Zusammenbruchs, der nun nicht etwa als Niedergang und Dekadenz gesehen, sondern als nie erreichte Höhe der Freiheit und des Wohlstandes, des technischen Fortschritts und der sozialen Sicherheit ausgegeben wird. Man tut alles, um nur die Tatsache der Dekadenz nicht zugeben zu müssen.“⁸

Im dritten Teil von „El Criticón“, schrieb Carlos Marroquin, „ist der Ton noch ernster geworden, das menschliche Leben erweist sich als Eitelkeit, der Weise kann nur in der Tugend sein Glück finden, weit entfernt vom Schauspiel der Welt. Es lässt an die Malerei von Hieronymus Bosch denken – einen Maler, den Gracián sehr schätzte –, wenn die Wanderer seines Romans auf ihrem Weg nur Dummheit, Laster und Betrug, mit einem Wort: ‚die Torheit der Welt‘ vorfinden.“⁹ Das im Umkreis der Zeitschrift entstandene Institut für konservative Bildung und Forschung (IKBF) stiftete einen mit 5.000 Mark dotierten Baltasar-Gracián-Preis, der erstmals 1985 Gerd-Klaus Kaltenbrunner und 1986 dem italienischen katholischen Philosophen, Publizisten und Politiker Augusto del Noce verliehen wurde.

Caspar Freiherr von Schrenck-Notzing, 1927 in München geboren und einer traditionsreichen adligen und Industriellenfamilie der bayerischen Hauptstadt entstammend, war seit den sechziger Jahren mit Buchveröffentlichungen und Zeitschriftenbeiträgen als Kritiker westlicher Besatzungspolitik sowie der Linken und Liberalen der Bundesrepublik hervorgetreten. Zur Frage „Was ist heute konservativ?“ äußerte er 1962, dass Konservatismus ein „historisches Phänomen“ und in der Gegenwart virulent sei: „Konservativ – synonym mit rechts – ist die Bezeichnung für eine Tradition des politischen Denkens, innerhalb derer die verschiedensten Positionen vorgekommen sind und noch vorkommen. Was heute konservativ ist, kann weder aus dem Wort noch aus der Geschichte abgeleitet werden, sondern entscheidet sich im Getümmel des Tages.“¹⁰ Später bezeichnete er „Wirklichkeit“ als konservative Leitvokabel; man solle „konservativ“ als wirklichkeitsbezogen übersetzen.

⁸ Caspar v. Schrenck-Notzing: Baltasar Gracián, in: Criticón, 38, Nov./Dez. 1976, S. 258. Criticón, 170, Sommer 2001, S. 36-43, brachte Auszüge aus der ersten vollständigen deutschen Ausgabe des Romans von Gracián.

⁹ Carlos Marroquin: Nachwort, in: Baltasar Graciáns Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von Arthur Schopenhauer. Hrsg. von C. Marroquin, Bremen 1982, S. 204.

¹⁰ Caspar Freiherr von Schrenck-Notzing: Wider die Gefühlspolitik, in: Der Monat, H. 165, Juni 1962, S. 58.

Schrenck-Notzing war Inhaber des Criticón-Verlages, gründete das Institut für Konservative Bildung und Forschung e. V., brachte die – allerdings bescheiden gebliebene – Criticón-Bücherei heraus und regte Foren und Gesprächskreise der Abonnenten und Leser der Zeitschrift an. Nach weiteren Buchveröffentlichungen gab er 1996 ein „Lexikon des Konservatismus“ und 2000 die Beiträge einer 1998 durchgeführten Tagung zum Stand der Konservatismusforschung heraus: Aus verschiedenen Gründen sei es um die Erforschung der konservativen Strömung in Deutschland weniger gut bestellt, als es scheinen mag. „Im internationalen Vergleich steht Deutschland im Bereich der Erforschung der Geschichte der konservativen politischen Bewegung – gemessen etwa an Großbritannien oder den USA – auf der Stufe eines Entwicklungslandes.“¹¹

Im Unterschied zur akademischen politik- und geschichtswissenschaftlichen Forschung hatte Schrenck-Notzing einschlägige Arbeiten in der DDR aufmerksam verfolgt. Erstmals 1980 und dann in größeren Abständen brachte die Zeitschrift Besprechungen und Kommentare zur ostdeutschen Konservatismusforschung. In der ersten Sammelrezension zu fünf in Berlin (Ost) und Jena erschienenen Veröffentlichungen hieß es: „Die Konservatismusforschung der DDR nimmt ihren Ausgangspunkt bei dem Gegenwarts-konservatismus der 70er Jahre in der Bundesrepublik. Dessen von der bundesrepublikanischen ‚liberalen‘ Öffentlichkeit als nicht existent behandelten Publikationen sind in der DDR ein Gegenstand intensiver Aufmerksamkeit. Man schreibt dort der konservativen Publizistik eine nicht unbeträchtliche Wirkung zu – ob mit Recht oder Unrecht ist hier nicht zu behandeln.“ Verschiedene Arbeiten zeigen, „dass der Einzugskreis dieser Strömung ziemlich richtig eingeschätzt wird. Grundlegend ist, dass die Konservatismusforschung der DDR ihrer Arbeit die konservativen Quellen selbst zugrundelegt“: „Die Verzerrungen, die durch die Vorgabe von marxistischen Geschichtsgesetzen verursacht sind, sind natürlich nicht unbeträchtlich, doch geringer als die durch das westlich-liberale Meinungsklima verursachten Verzerrungen.“¹²

Entstehung und erstes Jahrzehnt

Criticón ging aus den Umbrüchen und Orientierungskrisen der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hervor. Dazu gehörten die zyklische Krise von 1966/67,

¹¹ Stand und Probleme der Erforschung des Konservatismus. Hrsg. i. A. des Institutes für Konservative Bildung und Forschung Gemeinnützige GmbH von Caspar von Schrenck-Notzing, Berlin 2000, S. 5 (Studien und Texte zur Erforschung des Konservatismus, Bd. 1). „Seit dem Ende des Erlanger Lehrstuhls für Religions- und Geistesgeschichte von Hans-Joachim Schoeps (gestorben 1980) hatte sich lediglich zwischen 1976 und 1990 die Friedrich-Schiller-Universität Jena unter marxistisch-leninistischen Vorzeichen der ‚Konservatismusforschung‘ angenommen.“ (Ebenda).

¹² CSN berichtet: Konservatismus-Forschung in der DDR, in: Criticón, 57, Jan./Febr. 1980, S. 8.

das Aufbegehren beträchtlicher Teile der jüngeren Generation, aber auch spektakuläre Stimmengewinne der 1964 gegründeten NPD und ihr Einzug in mehrere Landtage. Die Unionsparteien wurden im Herbst 1969 in der Bundesregierung von der sozialliberalen Koalition unter Willy Brandt abgelöst, nachdem sie die bundesdeutsche Politik zwei Jahrzehnte restaurativ und autoritär dominiert hatten. International zeichnete sich der Übergang zur Entspannungs- und Vertragspolitik der siebziger Jahre ab.

Verschiedene Tendenzen beunruhigten rechtskonservativ nationalistische Publizisten, politische Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker: Einerseits das Vordringen antifaschistischer, antiimperialistischer und marxistischer Anschauungen und zunehmende emanzipatorische, sozialliberale und pazifistische Vorstellungen; andererseits auf der rechten Seite das Ausbrechen in offenen Nazismus und Antisemitismus sowie die unübersehbaren intellektuellen Defizite der konservativen politischen Parteien und Gruppierungen. Zugleich sahen sie sich weiterhin mit den Aus- und Nachwirkungen des historisch-politischen und geistig-moralischen Fiaskos des deutschen Konservatismus konfrontiert, die sich aus der prä- und profaschistischen Entwicklung seiner Mehrheit zwischen 1914 und 1945 ergeben hatten.

Nunmehr erschien trotz dieser Belastungen der Rückgriff auf konservative Denktraditionen und politische Programmatik als unumgänglich, um dem nach links driftenden Zeitgeist, aber auch einer bloß nazistischen Radikalisierung entgegenzuwirken. Mit dem raschen Scheitern des 1965 im Umkreis von Ludwig Erhard entworfenen Konzepts der „formierten Gesellschaft“ konnten sich rechte Ideologen darin bestätigt sehen, dass Versuche einer traditionslosen Neuschöpfung von politischer Theorie und Strategie zugunsten autoritärer Herrschaftskonzepte und des Nationalismus wenig Aussicht auf Lebensfähigkeit und nachhaltige Breitenwirkung hatten.¹³

Diese Konstellation und Bedürfnisse zeitigten die neokonservativen Aufbrüche jener Jahre: Gründung der Deutschlandstiftung e. V. in München im Sommer 1966 und erstmalige Verleihung ihrer Konrad-Adenauer-Preise für Publizistik, Wissenschaft und Literatur im Februar 1967 (im Beisein des Namenspatrons Konrad Adenauer, der bei dieser Gelegenheit seine letzte öffentliche Rede hielt und Mohler mit dem Preis für Publizistik auszeichnete) sowie das Erscheinen des von der Stiftung herausgegebenen *Deutschland-Magazins* ab 1969; die Periodika *student* (seit 1968), *Konservativ heute* und *Criticón* (seit 1970) und *Zeitbühne* (seit 1972; vereinigte sich 1980 mit der ab 1977 erscheinenden Monatsschrift *Epoche*). Es erscheinen die programmatischen Sammelbände „Rekonstruktion des Konservatismus“ (1972) und „Konserva-

¹³ Zum Formierungskonzept vgl. Reinhard Opitz: Liberalismus-Faschismus-Integration. Edition in drei Bänden. Hrsg. von Iliana Fach und Rainer Rilling, Marburg 1999, Bd. II, Faschismus, S. 13-140.

tismus international“ (1973), beide herausgegeben von Gerd-Klaus Kaltenbrunner; von 1974 bis 1988 folgen 75 Bände der von ihm herausgegebenen Herderbücherei INITIATIVE. 1979 entsteht unter Hans Filbinger (CDU) das Studienzentrum Weikersheim. Ausgeprägt konservative Tendenzen nahmen in weiteren Zeitungen und Zeitschriften, Verlagen und elektronischen Medien, in der Wissenschaft sowie in einigen Institutionen, Verbänden und Vereinen zu. Charakteristisch dafür war die 1958 gegründete Carl Friedrich von Siemens Stiftung München, deren Geschäftsführer Mohler von 1964 bis 1985 war.

In einem Appell „An unsere Freunde“, zu werben und zu spenden, schrieben die Herausgeber Anfang 1976: „Unsere Zeitschrift entstand im Sommer 1970 auf dem Scheitelpunkt der ‚Kulturrevolution‘. Sie stellte sich dem verhängnisvollen publizistischen Konformismus jener Jahre (liberales Standbein, radikales Spielbein) entgegen. Es war ein improvisierter Anfang.“¹⁴ Das Provisorium dauere an und die Zeitschrift sei noch ohne ausreichenden Rückhalt in Gestalt einer Redaktion, des Vertriebs und eines Verlags oder „sonstigem Geldgeber“. Anlässlich der Fusion mit *Konservativ heute* äußerte CRITILO 1981: „Beide Zeitschriften sind 1969/70 im ersten Aufschwung konservativer Publizistik entstanden. Im Ansturm der Studentenrevolte wollten die Konservativen dem im Protest enthaltenen kulturrevolutionären Programm die eigene Position entgegenstellen.“¹⁵

In der ersten Ausgabe hatte Mohler die im Vorjahr erschienene Schrift von Arnold Gehlen „Moral und Hypermoral“ als „eine Wegemarke“ gewürdigt, ein Buch, wie es „nur alle Jahrzehnte einmal geschrieben“ werde. Ein Beitrag über Arnold Gehlen eröffnete die Reihe „Autorenporträt“, die ungeachtet sonstiger Wandlungen bis heute fortgeführt wurde. Annotationen und Berichte über Neuerscheinungen – insbesondere aus der Feder konservativer Autoren –, ein Kommentar von CRITILO gegen das Demokratisierungskonzept der SPD unter Kanzler Brandt sowie eine Sammelbesprechung zum „Weltbürgerkrieg“ prägten das Heft. Den Auftakt für den Blick auf gleich oder ähnlich gesinnte Periodika bildeten Notizen zu der in Würzburg erscheinenden Zeitung *student* und zu den *Österreichischen Akademischen Blättern*, Wien.

Hauptautoren der ersten Dekade (und vielfach auch in der Folgezeit) waren Peter Berglar, Dieter Borkowski, Henning Eichberg, Herbert Eisenreich, Alexander Gauland, Walter Hoeres, Klaus Hornung, Hans Graf Huyn, Erik Ritter von Kuehnelt-Leddihn, Enno von Loewenstern, Hans-Joachim Maitre, Armin Mohler, Hans-Dietrich Sander, Hans-Georg von Studnitz, Ernst Topitsch. Darüber hinaus finden sich mit Beiträgen u. a. Bruno Bandulet, Wolfgang Brezinka, Günther Deschner, Ernst Forsthoff, Emil Franzel, Henning Jä-

de, Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Siegfried Kappe-Hardenberg, Hannes Kaschkat, Herbert Kremp, Lutz Küche, Nikolaus Lobkowicz, Winfried Martini, Dietrich Murswiek, Heinrich Freiherr von Lohausen, Heinz-Dietrich Ortlieb, Dietrich Pfaehler, Oswald von Nostitz, Alfred Schickel, Günter Schmolders, Georg Stadtmüller und Wolfgang Strauss. Die jüdische Publizistin Salcia Landmann war die einzige Frau, die mit mehreren Beiträgen in die patriarchale Domäne einzudringen vermochte.

Namhafte ausländische Autoren waren Alain de Benoist, Milton Friedman, Irving Kristol und Armando Plebe; darüber hinaus mit wiederholten Beiträgen Julien Freund, Antonio Ghirinelli, Bertil Häggman, David Levy, Gregor M. Manousakis, Thomas Molnar, Mladen Schwartz und Piet Tommissen. Damit sind Rechtsintellektuelle des In- und Auslands genannt, deren biografische Spuren und Ideenwelt nicht selten in rechtspopulistische, teils gar in nazistisch-rassistische, Gefilde führten.

Die Rubrik „Autorenporträt“, gelegentlich durch weitere biografische Essays ergänzt, lässt das Konzept erkennen, geistesgeschichtliche Traditionen des Konservatismus und repräsentative zeitgenössische Vertreter vorzustellen. Darunter fanden sich Essays und Literaturnachweise zu Louis de Bonald, Arthur Moeller van den Bruck, Edmund Burke, James Burnham, Francois René Vicomte de Chateaubriand, Benjamin Disraeli, José Ortega y Gasset, Arnold Gehlen, Josef Görres, Baltasar Gracián, Friedrich August von Hayek, Ernst und Friedrich Georg Jünger, Russell Kirk, Konrad Lorenz, Joseph de Maistre, Charles Maurras, Adam Müller, Carl Schmitt und Oswald Spengler. Dazu kommt der Blick auf namhafte Köpfe der Philosophie und Soziologie, der Geschichts- und Politikwissenschaft und weiterer Gebiete, die sich einer engeren ideologisch-politischen Zuordnung entziehen, wie beispielsweise Raymond Aron, Nikolai Berdjajew, Milovan Djilas, David Hume, Niccolò Machiavelli, Max Scheler, Alexis de Toqueville, Arnold J. Toynbee und Max Weber.

Das direkte Anknüpfen an den völkisch-antidemokratischen und nationalistischen Ideen der Konservativen Revolution der Weimarer Republik verrät das Traditionsverständnis ebenso wie die Bereitschaft, rechte Positionen bis zu Übergängen nach rechtsaußen zu vertreten. Vor allem deshalb beziehen manche Autoren *Criticón* in die „Neue Rechte“ ein, deren Spezifik als Richtung in Deutschland im Unterschied zu Frankreich oder den USA allerdings unscharf ist.

Betrachtungen und Besprechungen zum überlieferten und aktuellen Verständnis von ‚Konservatismus‘ nahmen einen wesentlichen Platz ein. Das berührte auch die an der CDU geübte Kritik und die gegen Mitte der siebziger Jahre aufkommenden Erörterungen über eine konservative ‚Tendenzwende‘ in der bundesdeutschen Gesellschaft und Politik. Es wurde versucht, den bis in die Kernsubstanz beschädigten und diskreditierten Konservatismus von historischem Ballast zu befreien sowie als geschichtliche und internationale Strö-

¹⁴ *Criticón*, 33, Jan./Febr. 1976, S. 2.

¹⁵ CRITILO: „*Criticón/Konservativ heute*“ – ein neuer Anfang, in: *Criticón*, 63, Jan./Febr. 1981, S. 3.

mung zu rehabilitieren. „In den letzten Wochen und Monaten“, so registrierte es Mohler Anfang 1971, „sind in der deutschen Presse Artikel aufgetaucht, die alle ungefähr den gleichen Inhalt haben: ‚Warum eigentlich nicht konservativ?‘“ An dieser Wendung hätte „das kleine Grüppchen von Leuten, die sich während der letzten Jahre in der Publizistik als Konservative bekannt haben, eher einen symbolischen Anteil. Sie haben einfach die Erinnerung daran wachgehalten, dass es eine solche Position überhaupt gibt – dass die politische Landschaft sich nicht einfach auf ein Mehr oder Weniger an Linkem reduzieren lässt.“¹⁶ Es sei für Deutschland eine Lebensfrage, dass „die Konservativen Mut zu einer entschiedenen Haltung bekommen“.

Später schrieb er, ein hauptsächlich Grund der Schwierigkeiten sei, „dass die Entwicklung der deutschen Rechten seit 1945 – wie diejenige der deutschen Politik seit 1945 überhaupt – im Banne von Auschwitz steht.“ Die Sieger von 1945 hätten „die deutsche Rechte mit dem Nationalsozialismus in einen Topf geworfen“. Diese „richtete deshalb ihre Politik und ihr Denken nicht danach aus, was die Wirklichkeit von ihr forderte – was sie tat und dachte, hatte vielmehr den einzigen Zweck, die behauptete Verwandtschaft mit dem Nationalsozialismus zu widerlegen.“¹⁷ Deshalb gäbe es bisher in der deutschen Politik „eine Rechte, die zählt, gar nicht“.

In ähnlicher Weise diagnostizierte Ludwig Pesch ‚Liberalkonservatismus‘ als Erscheinungsform des Niedergangs nach 1945 und schloss die Unionsparteien darin ein: „Der neue Konservatismus erschien mehr und mehr als eine der möglichen Varianten des Zeitgeistes. Er bot auf die Dauer keine Alternative zu einem Liberalprogressismus, wie er von ‚eingefleischten‘ Rationalisten und Liberalisten in den andern Parteien vertreten wird. Das Bild des neuen Konservatismus verwischte sich mit dem seines Kontrahenten.“¹⁸

Es war wiederum Mohler, der unter dem Eindruck spektakulärer Positionsgewinne der Nouvelle Droite Ende der siebziger Jahre unter ihrem führenden Kopf Alain de Benoist auch in der Bundesrepublik einen rechtskonservativen Schub auszulösen suchte. Die Wiedergewinnung nationalen Selbstbewusstseins der Deutschen sei Voraussetzung sinnvoller Politik. Dies erfordere, dass die Konservativen sich gegenüber den „Nationalen“ – lies: Rechtsextremisten – öffnen und mit ihnen der „einseitigen Darstellung der Zeitgeschichte“ entgegenreten: „Die deutschen Konservativen werden auf die Dauer die Kampagne eines zeitgeschichtlichen ‚Revisionismus‘ nicht ignorieren können, welche seit

¹⁶ Armin Mohler: Warum nicht konservativ? Die Problematik der nächsten politischen Mode, in: Criticón, 4, Jan./Febr. 1971, S. 72.

¹⁷ Armin Mohler: Brief an einen italienischen Freund. Die deutsche Rechte seit 1946, in: Criticón, 12, Juli/Aug. 1972, S. 151.

¹⁸ Ludwig Pesch: Vom Zeitgeist überfahren: der Konservative. Versuch einer Rekonstruktion des Unfalls, in: Criticón, 30, Juli/Aug. 1975, S. 167.

Jahren schon eine kleine Schar von insbesondere angelsächsischen und französischen Autoren begonnen hat. Es geht dabei um mehr als bloße Retouschen an der bisherigen Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg und das Dritte Reich.“¹⁹ Der provozierende Vorstoß löste immerhin selbst unter Lesern der Zeitschrift Widerspruch aus.

In einer auf dem Festkommers des Münchener Cartellverbands der katholischen deutschen Studentenverbindungen (CV) am 29. November 1979 vorgebrachten Zeitanalyse konstatierte Schrenck-Notzing das Ende der 1974 angekündigten „Tendenzwende“ nach rechts, da sie vom liberal-konservativen Typus usurpiert worden sei: „Der auf dem Boden des Status quo stehende Liberalkonservatismus nimmt auch den territorialen und machtpolitischen Status quo als selbstverständlich hin.“²⁰ Wie Mohler sah er in der „Nichtachtung der besonderen Lage der Bundesrepublik“ und der „deutschen Frage“ die entscheidende Schwäche des „Liberalkonservatismus“ sowie der Lähmung des Konservatismus insgesamt. Die Union wurde mehrheitlich in diese abfällige Beurteilung einbezogen.

Die nationalistische und machtpolitische Grundorientierung bestimmte auch die entspannungsfeindlichen Stellungnahmen zu den Ostverträgen, zur Oder-Neiße-Grenze, zum KSZE-Prozess, zu Abrüstung und NATO-Strategie. Das antikommunistische Selbstverständnis stimulierte Beiträge zu repressiven Erscheinungen im sowjetischen Einflussbereich gegen Kräfte in Opposition und Untergrund. Innenpolitisch dominierte die Frontstellung gegen Sozialdemokratie, Sozialstaat und Liberalismus, ohnehin gegen Kommunisten, Sozialisierung, Demokratisierung und Gewerkschaften sowie gegen außerparlamentarische demokratische Bewegungen.

Die „Vergangenheitsbewältigung“ bildete ein immer wiederkehrendes Thema, da sie die Schlüsselprobleme des Geschichtsrevisionismus und des angestrebten, wiederzuerweckenden „nationalen Selbstbewusstseins“, also der Rekonstruktion „nationaler Identität“, betraf. Das wurde überwiegend im Sinne der Wiederherstellung Deutschlands in den Grenzen von 1937 verstanden und erstrebt. Geschichtsrevisionismus und Nationalismus fungierten als hauptsächlichliche Übergänge ins rechtsextreme Lager und als inhaltliche Hauptfelder antiliberaler und antisozialistischer Massenbeeinflussung, populistische Neigungen eingeschlossen.

Es ist bezeichnend, dass von zwei damaligen Hauptautoren Criticóns 1980 im rechtsextremen SINUS-Verlag Krefeld militante, rechtskonservativ-nationalistische Pamphlete erschienen: Eine Sammlung bereits veröffentlichter

¹⁹ Armin Mohler: Wir feinen Konservativen. Was lehrt uns die französische „Neue Rechte“? In: Criticón, 54, Juli/Aug. 1979, S. 175.

²⁰ Caspar von Schrenck-Notzing: Tendenzwende - nur eine Fata morgana? In: Criticón, 56, Nov./Dez. 1979, S. 267.

Arbeiten Mohlers – darunter aus *Criticón* – zur „Vergangenheitsbewältigung“. Den Hauptinhalt bildeten 50 Thesen von 1968, die sich gegen antifaschistische Geschichtsaufarbeitung und ihre politischen Konsequenzen richteten.²¹ Sander legte ein aggressives Plädoyer zugunsten einer hegemonialen Rolle der Bundesrepublik in Europa vor, deren Kernstück die Wiedereingliederung der DDR und der ehemaligen Ostgebiete ins künftige Reich sein sollte. Die Umwelt Deutschlands sei nicht so stabil, „den Weg in ein neues Reich für Jahrhunderte zu versperren“: „Die Restituierung Deutschlands als Subjekt der Weltpolitik bedeutet, von fundamentalen Entscheidungen und Vorstellungen der Nachkriegszeit Abschied zu nehmen – vom Gewaltverzicht, von der Demokratisierung, vom Pluralismus, von der Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit, von europäischen Garantien und anderen schönen Redensarten mehr. Es geht um die Wiederherstellung der deutschen Identität nach innen und außen.“²²

Für eine geistig-moralische Wende

Anfang der achtziger Jahre agierten die Zeitschrift und ihr Autor, der Stuttgarter Philosoph Günter Rohrmoser, führend in der Kampagne für eine „geistig-moralische Wende“. Zeitgeschichtlicher Hintergrund war der Niedergang der sozialliberalen Koalition und deren Ende im Oktober 1982. Ausgangspunkt war die überlieferte rechtsintellektuelle Skepsis gegenüber der CDU. Schrenck-Notzing hatte bereits 1973 eine ebenso rigorose wie prinzipielle Kritik vorgelegt: „Manager, Verbandskatholiken, Kirchtumpolitiker und ehemalige Nationalsozialisten bildeten sicher eine beachtliche Masse, doch ohne das Ferment von Ideenpolitikern ließ diese Masse sich nicht in Kraft setzen.“²³

Der Regierungswechsel 1982 sollte genutzt werden, um eine deutliche konservativ-nationalistische und autoritär-unsoziale Profilierung der bundesdeutschen Politik herbeizuführen, die Union insgesamt nach rechts zu drängen und den Einfluss der liberal- und sozialkonservativen Gruppierungen nachhaltig zu verringern. Es wurde erwartet, dass der im letzten Jahrzehnt von Rechtsintellektuellen erbrachte theoretisch-ideologische Vorlauf aufgenommen sowie in Politikkonzepte und Herrschaftspraxis umgesetzt würde.

²¹ Armin Mohler: *Vergangenheitsbewältigung oder wie man den Krieg nochmals verliert*, Krefeld 1980.

²² Hans-Dietrich Sander: *Der nationale Imperativ. Ideengänge und Werkstücke zur Wiederherstellung Deutschlands*, Krefeld 1980, S.143.

²³ Caspar von Schrenck-Notzing: *Honoratiorendämmerung. Das Versagen der Mitte - Bilanz und Alternative*, Stuttgart 1973, S. 62. „Die vierte personalpolitische Quelle war für die CDU auch nicht gerade ein Anlass zur Freude. Aus ihr rieselten die zwar organisationsgeübten, aber durch Trauerarbeit verhärteten ehemaligen Nationalsozialisten hervor. Sie brachten die Reihen der CDU in nicht geringe Unordnung, weil sie bei jedem Schreckschuss Beteuerungen zu stammeln und nach Persilscheinen zu rennen begannen.“ (Ebenda)

In einer Analyse der Wahlniederlage am 5. Oktober 1980 hatte Uwe Greve „zehn Versäumnisse der CDU/CSU“ aufgelistet. Unter „5. Theorielosigkeit“ hieß es: „Seit Jahren bemühen sich nun die besten Kräfte des deutschen Konservatismus ideenreich, dem deutschen Konservatismus wieder ein geistiges Fundament zu verschaffen, aber die CDU nimmt kaum davon Notiz und lässt diese ihr endlich tiefere Wurzeln verschaffende geistige Bewegung in ihrer Außenseiterrolle schmoren, während zum Beispiel in Frankreich die national-liberalen und konservativen Parteien längst erkannt haben, welche wertvolle Hilfe ihnen von dieser Seite geleistet wird.“²⁴ Bereits im nächsten Heft setzte Rohrmoser nach. Die Union sei bisher zu einer konzeptionellen und strategischen Antwort auf ihre Niederlagen in den vier Bundestagswahlen seit 1969 nicht fähig gewesen. Sie habe alle „ideenpolitischen Auseinandersetzungen seit 1976 verloren“ und insbesondere den „Stellenwert dieser sogenannten Faschismusfrage für die ideenpolitische Entwicklung der Unionsparteien bis zum heutigen Tag nicht wirklich erkannt“.²⁵

Beim Antritt der Koalitionsregierung von CDU/CSU und FDP bezweifelte Rohrmoser, dass Kanzler Kohl hinreichend bedacht habe, „dass die geistig-moralische Krise in unserem Volke das eigentliche Problem darstelle“: „Die wichtigste Dimension geistiger Führung muss das Ziel haben, die geist-ethischen Grundlagen unseres Gemeinwesens von der fast totalen Abhängigkeit von ökonomischen und konjunkturellen Krisen zu lockern, um das Gemeinwesen krisenfester, widerstandsfähiger gegen jede totalitäre Versuchung zu machen, der nachzugeben die Katastrophe bedeuten würde.“²⁶ In Buchveröffentlichungen setzte Rohrmoser die scharfe Kritik an der ausgebliebenen geistig-moralischen Wende fort: „Von einer *geistigen* Wende, die dem Vollzug der politischen Wende unmittelbar zu folgen hätte, wenn der politische Umbruch keine kurzlebige Episode in der deutschen Nachkriegsgeschichte bleiben soll, ist weit und breit nichts zu bemerken.“²⁷ Tatsächlich waren Kohl und sein Umkreis unter den inneren und internationalen Bedingungen der achtziger Jahre ungeachtet kalkulierter rechtspopulistischer Bekenntnisse nicht gewillt oder imstande, eine ideologisch-politische Kursänderung gemäß den Erwartungen rechtskonservativer Vordenker zu vollziehen.

²⁴ Uwe Greve: *Die zehn Versäumnisse der CDU/CSU. Die Union muss die wirklichen Ursachen der Niederlage erkennen!* In: *Criticón*, 62, Nov./Dez. 1980, S. 275.

²⁵ Günter Rohrmoser: *Stellt sich die CDU den neuen Themen?* Interview, in: *Criticón*, 63, Jan./Febr. 1981, S. 28.

²⁶ Ders.: *Regierungs- oder Epochenwechsel?* In: *Criticón*, 74, Nov./Dez. 1982, S. 231.

²⁷ Ders.: *Geistige Wende warum*, Mainz 1984, S. 9. Vgl. auch: Ders., *Das Debakel. Wo bleibt die Wende? Fragen an die CDU*. Eingeleitet von Caspar von Schrenck-Notzing, Krefeld 1985 (der Sammelband enthält u. a. fünf Aufsätze Rohrmosers aus *Criticón*); Ders. (Hrsg.): *Mut zur Wende. Grundlagen und Auftrag einer Politik der Erneuerung*, Krefeld 1985, mit Beiträgen u. a. von Klaus Hornung, Nikolaus Lobkowicz, Herbert Hupka, Christa Meves und Heinz Karst.

Die Auseinandersetzungen um die Nachrüstung der NATO lösten zahlreiche Beiträge aus, in denen die Wende zu einer eigenständigen bundesdeutschen äußeren Macht-, Interessen- und Militärpolitik gefordert wurde. Mohler mahnte Ende 1981 eine „Neuorientierung der deutschen Außenpolitik“ an, die einer klaren Feindbestimmung bedürfe, von nationalen Interessen geleitet sein müsse und den „Rekurs auf die Entscheidung durch Gewalt“ nicht ausschließe. Erst nach 1990/91 entstanden Voraussetzungen, die zu entsprechenden Durchbrüchen in der Außen- und Sicherheitspolitik führten. Sie werden seit 1998 selbst einschließlich militärischer Droh- und Interventionspolitik von der rot-grünen Bundesregierung fortgesetzt.

In der gesamten Zeit ihrer Existenz erfüllte die Zeitschrift integrative Funktionen in Bezug auf das rechte Spektrum in all seinen Schattierungen. Das geschah vor allem substantiell durch Themen wie Nationalismus, Geschichtsrevisionismus, irrationale Geschichts- und Sozialphilosophien, fortschritts- und aufklärungsfeindliches geistiges Erbe, Antimarxismus und Antisozialismus, Macht- und Interessenpolitik sowie Wahrung und Fortführung der Traditionen des ‚Soldatentums‘. Monarchismus und Aristokratismus, verbliebene Bastionen des Kolonialismus und Rassismus, beispielsweise in Südafrika und Rhodesien, fanden ebenso Rückhalt wie terroristische Regimes und Umtriebe in Lateinamerika, die Diktatur Pinochets in Chile eingeschlossen.

Dem inhaltlichen Spektrum entsprach die stete Information über gleichgerichtete geistig-kulturelle und politische Vorstellungen und Bestrebungen anderer Periodika, Schriftenreihen und Bücher, Verlage, Tagungen, Vereine und Gruppierungen sowie einschlägige Auseinandersetzungen. Das reichte stets weit ins extrem rechte, teils sogar offen neonazistisch-rassistische Lager, beispielsweise die Verlage Grabert, Hohenrain, Ullstein/Langen Müller, Herbig, MUT, Seewald bzw. BusseSeewald, SINUS, Vowinkel, sowie Vereinigungen und Institutionen wie: Notgemeinschaft evangelischer Deutscher, Zeitgeschichtliche Forschungsstelle Ingolstadt, Institut für Staatspolitik, Ring Freiheitlicher Studenten (RFS), Republikanischer Hochschulverband (RHV), Burschenschaft Danubia und andere Studentenverbindungen, DIE REPUBLIKANER, Bund Freier Bürger (BfB), extremistische Vertriebenenverbände sowie zahlreiche, auch lokale oder regionale konservative Zusammenschlüsse.

Als sich Franz Schönhuber 1981 zu seiner SS-Vergangenheit erklärend bekannte und seine andauernden rechtsextremen Neigungen offenbarte, erhielt er durch *Criticón* Publizität und Beistand. Seit 1970 gehörten Autoren des Magazins zum Kern führender Ideologen eines extremistischen Populismus und demagogischen Rigorismus, darunter Bruno Bandulet, Hellmut Diwald, Uwe Greve, Hannes Kaschkat, Klaus Hornung (seit 2001 Präsident des Studienzentrums Weikersheim), Hans-Ulrich Kopp, Armin Mohler, Klaus Motschmann, Dietrich Murswiek, Dietrich Pfaehler, Günter Rohrmoser, Alfred Schickel, Rolf Schlierer, Heimo Schwillk, Carl Gustav Ströhm, Karlheinz Weißmann und Bernard Willms.

Vorläufige Bilanz und Perspektive

Ende 1989/Anfang 1990 erschienen Autorenporträts über Karl Marx und Friedrich Engels: „Durch das aktuelle Auslaufen der geistigen und materiellen Konsequenzen des Marxschen Opus wird uns der Zugang zum Kern dieser erstaunlichen, das 20. Jahrhundert wesentlich mitbestimmenden Figur erheblich erleichtert. Verfremdet und geradezu gespenstisch wirken die einst von Ost und West als sakrosankt verehrten Einzelstücke der eigentlichen ‚Philosophie unserer Zeit‘, wenn man sie mit dem endgültigen heutigen Kollaps konfrontiert. Es lohnt sich, in dieser historischen Stunde, das menschliche und gedankliche Abenteuer des Stifters des Marxismus zusammenzufassen.“²⁸

Mit der weltgeschichtlichen Wende um 1990 und der staatlichen Einigung wurden neue Hoffnungen geweckt: „Das Wiedereintrücken der deutschen Rechten in eine historisch legitimierte Position ist eine unvermeidliche Folge der Wiedervereinigung.“ Dies zu begründen suchend, fragte Schrenck-Notzing: „Müssen diejenigen, die in der deutschen Frage bestätigt wurden, sich weiter unter diejenigen ducken, die total danebengetappt sind?“²⁹ Jedoch ergaben sich zunächst und unmittelbar keine neuartige Chance und Perspektive für die rechtsintellektuellen Vorreiter einer autoritär-sozialstaatsfeindlichen und großmachtpolitisch-hegemonialen Alternative in Politik und Gesellschaft. Zunächst profitierten ihre liberal- und sozialkonservativen Rivalen von den restaurativen Prozessen. Gelegentlich erwiderten sie die von rechts kommenden Attacken. Friedbert Pflüger erinnerte 1994 daran, dass der Nationalsozialismus wesentlich durch antidemokratisches und völkisch-nationalistisches Gedankengut der Konservativen Revolution vorbereitet worden ist: „Auch heute gibt es wieder eine *Konservative Revolution*. Ihre Anhänger sammeln sich um einige Publikationen wie *MUT*, *Criticón* und vor allem die *Junge Freiheit*, die sich selbst die TAZ der Rechten nennt.“³⁰

Mittel- und langfristig erwachsen aus dem Wandel des Zeitgeistes und den zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen allerdings erhöhte Chancen, den konservativ-nationalistischen Grundsätzen und Leitbildern zumindest schrittweise und graduell zu wachsendem Einfluss zu verhelfen. Signale dafür gehen von der Bush-Administration in den USA, von Rechtsverschiebungen in europäischen Ländern sowie von andauernder Krisenhaftigkeit und Instabilität in weiten Bereichen Ost- und Südosteuropas, Asiens, Afrikas und Lateinamerikas aus.

²⁸ Mladen Schwartz: Karl Marx 1818-1883, in: *Criticón*, 116, Nov./Dez. 1989, S. 265. S. auch: Klaus Motschmann: Friedrich Engels 1820-1895, in: *Criticón*, 117, Jan./Febr. 1990, S. 9-12.

²⁹ Critilo: Editorial, in: *Criticón*, 125, Mai/Juni 1991, S. 103.

³⁰ Friedbert Pflüger: Deutschland driftet. Die Konservative Revolution entdeckt ihre Kinder. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau 1994, S. 16.

Nachdem Criticón das Erscheinen der rechtskonservativen Jungen Freiheit (seit 1986) als „besonders erfreulich“ begrüßt, das Blatt in den folgenden Jahren wohlwollend begleitet und auch mal den Prospekt des JF-Buchdienstes als Beilage verbreitet hatte, war es nicht überraschend, dass sich Stammautoren wie Klaus Hornung, Hans-Helmuth Knütter und Klaus Motschmann im Juni 2002 als Erstunterzeichner eines „Appells für die Pressefreiheit“ gegen die Erwähnung der Zeitung in Berichten des nordrhein-westfälischen Verfassungsschutzes wandten.³¹ Ein criticón club wirbt 2002 darum, durch Mitgliedschaft „die Zeitschrift criticón als Plattform und Sprachrohr konservativer Publizistik zu fördern und zu stärken.“

Mit dem Übergang in die vierte Dekade der Zeitschrift und ins 21. Jahrhundert wurde eine neue Debatte über die Zukunft des Konservatismus eröffnet. Der Abdruck eines Aufsatzes von Constantin Frantz aus dem Jahre 1878 verdeutlichte das auch von einer neuen Generation fortgeführte Traditionsbewusstsein ebenso wie Beiträge zu Burke, Jünger – der „Prophet der Globalisierung“(!) – und Nietzsche, zu Leni Riefenstahl, über „die Ehre Preußens“, von Barry Goldwater (1963) und gegen die „bornierte Linke“. Die Kriegs- und Militärbücher der Verlage LangenMüllerHerbig werden als „Antworten zur ‚neuen‘ Wehrmachtsausstellung“ empfohlen.

Gefordert seien jedoch vor allem „kritische, provokante, schonungslose und ideenreiche Zwischenrufe zu allen wichtigen Politikthemen“: „Die demographische Zeitbombe, der Etikettenschwindel mit Namen Generationenvertrag, die steuerliche Ausbeutung des Mittelstandes, der Niedergang der Familien, währungspolitische Unsicherheiten oder die Bildungsmisere lassen sich nicht mit Rezepten der Konservativen Revolution lösen oder mit der Freund-Feind-Theorie bewältigen.“³² Damit ist der Auftrag der Vordenker einer Strömung der Politik und politischen Ideologie in Erinnerung gerufen und präzisiert worden, sich den veränderten Bedingungen und den neuen Hauptthemen zu stellen. Tatsächlich kann nur so ein Anspruch auf Einflussnahme auf den gesamtgesellschaftlichen Diskurs oder gar auf geistig-kulturelle Hegemonie ernstlich geltend gemacht und künftig aussichtsreich verfolgt werden. Criticón schickt sich an, diesem Leitmotiv aus seiner Gründerzeit gegen alle Widrigkeiten und Gegenkräfte unbeirrt treu zu bleiben.

³¹ Anzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3. Juni 2002, S. 45. Vgl.: Helmut Kellershohn (Hg.), Das Plagiat (Anmerkung 2).

³² Die Debatte: Wie zeitgemäß ist der Konservatismus? Vorbemerkung, in: Criticón, 165, Frühjahr 2000, S. 17.

Peter Strutynski

Mit Tabubrüchen zur Normalität

Rot-grüne Außen- und Sicherheitspolitik ist vor allem Kriegspolitik

Auch wenn die vierjährige Amtszeit der rot-grünen Regierungskoalition am 22. September 2002 zu Ende gehen und somit nur eine Episode bleiben sollte, hat sie zumindest außen- und sicherheitspolitische Spuren hinterlassen, die das Profil und die Rolle Deutschlands in der Welt nachhaltiger verändert haben als alle Regierungen seit dem zweiten Adenauer-Kabinet. Damals waren die entscheidenden Weichenstellungen für die Remilitarisierung der Bundesrepublik und ihren Eintritt in das westliche Militärbündnis NATO vorgenommen worden. So verheerend beide Schritte sich auf die Beziehungen zwischen den deutschen Staaten und auf die Weltpolitik im Zeichen des Kalten Krieges ausgewirkt haben, so gezähmt und zurückhaltend musste – jedenfalls aus heutiger Sicht – die Bundesrepublik 40 Jahre lang auf der weltpolitischen Bühne agieren. Die unsägliche Hallstein-Doktrin, mit deren Hilfe die DDR unter internationale Quarantäne gestellt werden sollte, war fast das einzige Instrument einer eigenständigen (west-)deutschen Außenpolitik. Es hatte sich zunehmend als stumpfe Waffe im Ost-West-Konflikt erwiesen und sich endgültig in dem Augenblick überlebt, als beide deutsche Staaten 1973 in die UNO aufgenommen wurden. Die Bipolarität und das atomare Patt der beiden Supermächte bestimmten aber auch noch danach das außenpolitische Koordinatensystem der Bundesrepublik. Dessen eine Achse enthielt die „unverbrüchliche Freundschaft“ mit den Vereinigten Staaten, die „transatlantische Partnerschaft“ einschließlich ihres militärischen Arms, der NATO. Auf der anderen Achse entwickelte sich die ökonomische und politische Position des Landes innerhalb der Europäischen Gemeinschaft (später der EU), die jahrzehntelang ausschließlich zivil verstanden wurde.

Beide Voraussetzungen gerieten nach dem Zusammenbruch der realsozialistischen Halbwelt und dem faktischen Ende der Blockkonfrontation ins Wanken. Nicht dass nun die über die NATO vermittelten euro-atlantischen Beziehungen oder die über die EU vermittelte zivile Vergemeinschaftung in Frage gestellt worden wären. Dies wäre ernsthaft von keiner wie auch immer zusammengesetzten Bundesregierung zu erwarten gewesen. Vielmehr erwuchs aus der mit der deutschen Einigung verbundenen Wiederherstellung der vollen staatlichen Souveränität die Möglichkeit, beiden Koordinaten eine zusätzliche Komponente hinzuzufügen: Die transatlantische Bindung unter der Hegemonie der USA erhielt mit einem erstarkenden europäischen Pfeiler ein internes Gegengewicht, und die europäische Vergemeinschaftung sollte – unter maßgeblicher deutscher Initiative – seit Amsterdam und Maastricht um eine außen- und militärpolitische Dimension ergänzt werden. Die politische Klasse diskutierte in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vorwiegend über

die Frage, wie aus einer gesicherten transatlantischen Deckung heraus die globale US-amerikanische Hegemonie zugunsten einer gleichberechtigten Triaden-Konkurrenz sturmreif geschossen werden könne. Jugoslawien hatte das Pech (die separatistischen slowenischen, kroatischen, bosnischen und albanisch-kosovarischen Kräfte das Glück), das Exerzierfeld für diesen im Verborgenen geführten Streit um die alleinige Führerschaft der USA oder eine europäische Mitsprache abzugeben. Der NATO-Krieg gegen Jugoslawien im Frühjahr 1999 war eine einzigartige Demonstration der militärischen Überlegenheit der USA – nicht gegenüber der jugoslawischen Armee, das stand ohnehin außer Frage, sondern gegenüber den anderen NATO-Partnern.

Kontinuität, „Normalität“ und „größere Verantwortung“

Die Beteiligung Deutschlands am völkerrechtswidrigen Jugoslawien-Krieg hatte eine Vorgeschichte, die mit der deutschen Einigung am 3. Oktober 1990 begann, also mitten in die Ära Kohl reichte. Im Wahlkampf 1998 wurden die beiden Spitzenkandidaten von SPD und Grünen, Gerhard Schröder und Joschka Fischer, nicht müde, die „Kontinuität“ und „Zuverlässigkeit“ ihrer Außen- und Sicherheitspolitik im Falle eines Wahlsiegs von Rot-Grün zu betonen. In der Koalitionsvereinbarung vom 20. Oktober 1998 erhält das Kontinuitätsversprechen deutliche Konturen: „Die neue Bundesregierung wird die Grundlinien deutscher Außenpolitik weiterentwickeln“, heißt es dort in Kapitel XI und benennt neben der Fortsetzung des europäischen Einigungsprozesses „das Atlantische Bündnis als unverzichtbares Instrument für die Stabilität und Sicherheit Europas ... Die durch die Allianz gewährleistete Mitwirkung der Vereinigten Staaten von Amerika und ihre Präsenz in Europa bleiben Voraussetzungen für Sicherheit auf dem Kontinent.“ Die „enge und freundschaftliche Beziehung zu den USA“ sei eine „unverzichtbare Konstante der deutschen Außenpolitik“.

Zur Kontinuität gehörte auch die Fortführung einer Politik, die nach dem Ende der Bipolarität von zwei Schlagworten geprägt war: „Normalität“ und „größere Verantwortung“. Mit der deutschen Vereinigung und der Erlangung voller staatlicher Souveränitätsrechte sei die neue Bundesrepublik ein ganz „normaler“ Staat geworden, ohne besondere Privilegien, aber auch ohne jede Beschränkungen. Normalität wurde dabei, wie Reinhard Mutz in „Friedensgutachten 1994“ zeigte, vor allem außen- und militärpolitisch definiert. Da es zu den selbstverständlichen Merkmalen „normaler“ souveräner Staaten gehöre, Kriege zu führen, müsse man sich künftig an „exterritoriale deutsche Militäreinsätze“ gewöhnen. „In der Auseinandersetzung über die künftigen Aufgaben deutscher Streitkräfte gehört der Normalitätsbegriff zu den meistgebrauchten und meistmissbrauchten Vokabeln. Er fungiert als ‚letztes Wort‘, als Suggestivformel, die einen fraglichen Sachverhalt als fraglos erscheinen lassen ...“ (Mutz 1994, S. 221) Als normal oder allgemein üblich wurde ausgegeben, was andere „normale“ Staaten etwa im Rahmen der NATO – seltener: im Rahmen der UNO – an „Frieden erzwingenden“ (peace enforcement) oder „Frieden sichernden“ (peace keeping) Maßnahmen bereits praktizierten:

Im Golfkrieg 1991, in Somalia 1992-1994 und schließlich auf dem Balkan seit 1994/95. Die Intensität der deutschen Beteiligung an solchen Interventionen wurde schrittweise gesteigert von einer rein finanziellen Unterstützung (Golfkrieg) über die Bereitstellung von Aufklärungskapazitäten (AWACS-Einsätze in der Adria) bis zur Bereitstellung von Tornado-Kampffjets (Bosnien) und schließlich der aktiven Beteiligung an Kampfeinsätzen (Kosovo).

Zuvor mussten die politischen und juristischen Fundamente geändert bzw. interpretiert werden, die einer Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen zu anderen als zu Verteidigungszwecken im Weg standen. Die Kohl- und die Schröder-Regierung bewerkstelligten dies, ohne auch nur ein Jota der hierfür einschlägigen Grundgesetzartikel zu verändern. Bekanntlich schreiben Art. 87a und 115a GG bindend vor, dass deutsche Streitkräfte nur zur Territorialverteidigung (einschließlich der Bündnisverteidigung) aufzustellen sind. Nach Art. 26 GG sind Handlungen verboten, die einen „Angriffskrieg“ vorbereiten bzw. dazu beitragen, das „friedliche Zusammenleben der Völker zu stören“. Und nach Art. 25 sind „die allgemeinen Regeln des Völkerrechtes ... Bestandteil des Bundesrechtes. Sie gehen den Gesetzen vor und erzeugen Rechte und Pflichten unmittelbar für die Bewohner des Bundesgebietes.“ Somit sind die deutschen Verfassungsorgane verpflichtet, das strikte Gewaltverbot, das sich aus der UN-Charta (Art. 2 Ziffer 4) ergibt, zu beachten. In einer „hochproblematischen Entscheidung“ (Friedensgutachten 1995, S. 10) des Bundesverfassungsgerichts vom 12. Juli 1994 sind alle diese Rechtssätze bis zur Unkenntlichkeit in eine allfällige Lizenz zum Kriegführen uminterpretiert worden. Der Parlamentsvorbehalt als die einzige Hürde, die einer Kriegsteilnahme entgegenstehen könnte, hat sich als vernachlässigbare Größe herausgestellt. Bei allen Kriegsentscheidungen der letzten Jahre gab es eine satte Mehrheit von knapp 95 Prozent im Bundestag – darüber darf die knappe Entscheidung vom 16. November 2001 (Teilnahme am US-Krieg „Enduring Freedom“) nicht hinwegtäuschen, ging es doch hier wegen der Vermischung mit der Vertrauensfrage um ein rein taktisches Abstimmungsverhalten der Fraktionen.

Die politischen Weichenstellungen für Auslandseinsätze der Bundeswehr sind nach der historischen Wende 1989/91 sukzessive vorgenommen worden. Die Römische Erklärung der NATO vom November 1991 enthielt bereits die strategische Neuorientierung des ursprünglich ebenfalls ausschließlich auf Verteidigung ausgelegten Militärbündnisses. Die Gefahr eines „großangelegten, gleichzeitig an allen europäischen NATO-Fronten vorgetragenen Angriffs“ sahen die NATO-Strategen als „praktisch nicht mehr gegeben“ an (BMV 1991, Ziffer 8). Stattdessen erwachsen dem Bündnis neue Sicherheitsrisiken, die „ihrer Natur nach vielgestaltig“ seien und „aus vielen Richtungen“ kämen (Ziffer 9). Und als Beispiele für solche neuen Risiken nannte das NATO-Dokument die „Verbreitung von Massenvernichtungswaffen“, die „Unterbrechung der Zufuhr lebenswichtiger Ressourcen“ sowie „Terror- und Sabotageakte“ (Ziffer 13). Das deutsche Verteidigungsministerium übernahm das Strategische Konzept der NATO ein Jahr später fast wortgleich in seine „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ vom 28. November 1992 (BMV 1992)

– die übrigens bis zum heutigen Tag in Kraft geblieben sind. In einer global vernetzten, chaotischen Welt, so heißt es dort, würden „unwägbar Risiken“ überall lauern und stets auch „deutsche Interessen“ berühren. Daher, so schlussfolgerten die Richtlinien, ließe sich „Sicherheitspolitik weder inhaltlich noch geografisch eingrenzen“ (Ziffer 24). Die Ziele deutscher Sicherheitspolitik werden dagegen sehr exakt beschrieben und lauten u.a.: „Aufrechterhaltung des freien Welthandels und des ungehinderten Zugangs zu Märkten und Rohstoffen in aller Welt ...“ (Ziffer 8/8) Von hier ist es nicht mehr weit bis zur Formulierung nationaler deutscher Interessen, die notfalls auch mit militärischen Mitteln zu verteidigen oder durchzusetzen sind. Das Weißbuch der Bundesregierung von 1994, das nahtlos an die Verteidigungspolitischen Richtlinien anknüpft, ersetzt den Begriff der Verteidigung durch die „neue Allzweckformel“ (Mutz) der „Krisenbewältigung“. Hierzu könnte – neben dem Einsatz verschiedener politischer Instrumente – „auch der Einsatz militärischer Mittel erforderlich werden“ (BMV 1994, Ziffer 256).

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die erweiterte Risikoanalyse und das veränderte Einsatzspektrum der Streitkräfte erhebliche Strukturveränderungen der Bundeswehr erforderlich machten. Die grobe Zweiteilung der Bundeswehr in „Hauptverteidigungskräfte“ und „Krisenreaktionskräfte“ (seit 2000: „Einsatzkräfte“) wurde schon von CDU-Verteidigungsminister Rühle in den 90er Jahren vorgenommen. In den konzeptionellen Rahmenbedingungen des Bundeswehrplans 99 hieß es hierzu: „Die Veränderung der politischen und strategischen Rahmenbedingungen und die daraus abgeleiteten Aufgaben und Fähigkeiten der Bundeswehr haben es erlaubt, den Gesamtumfang der Streitkräfte zu reduzieren und sie nach Präsenz und Einsatzbereitschaft – von präsenten und rasch verfügbaren über teilgekaderte bis hin zu voll gekaderten Verbänden – weiter zu differenzieren. In diesen Strukturen ist die Bundeswehr ein wesentlicher Faktor des außen- und sicherheitspolitischen Gewichts Deutschlands in der Allianz wie in der Europäischen und der Westeuropäischen Union. Sie ist in der Lage, durch Krisenreaktions- und Aufwuchsfähigkeit den Kernbeitrag zur Bündnisverteidigung in Europa zu leisten und an der internationalen Krisenbewältigung und Konfliktverhinderung teilzunehmen.“ (BwPl99, zit. n. Liebsch 1999, S. 50f.) Die rot-grüne Bundesregierung übernahm 1998 bereits eine in Teilen reformierte Bundeswehr mit einem Anteil an Krisenreaktionskräften von damals 53.000 Mann. Auch dies entsprach der „Normalität“ anderer NATO-Staaten (neben den USA vor allem Frankreichs und Großbritanniens).

Der zweite Begriff, der sich dem Normalitätsbegriff wie ein siamesischer Zwilling anheftete, hieß „Verantwortung“. Ein größeres Deutschland könne und müsse nun auch eine größere Verantwortung für die Welt übernehmen, tönte es unmittelbar nach der deutschen Einigung. Und das Grundsatzprogramm der CDU von 1994 trug den programmatischen Titel „Freiheit in Verantwortung“. „Wir Deutschen sind bereit und in der Lage“, heißt es dort, „unserer gewachsenen außenpolitischen Verantwortung gerecht zu werden. Deutschland muss wie alle anderen Partner ... an ... den gemeinsamen Aufga-

ben im Rahmen des NATO-Bündnisses teilnehmen ... Wir wollen, dass sich Deutschland ... an Aktionen der UNO, NATO, WEU und KSZE zur Wahrung und Wiederherstellung des Friedens beteiligen kann.“ (CDU 1994, Ziffer 129) In der rot-grünen Koalitionsvereinbarung von 1998 wird der Begriff in verschiedenen Richtungen konkretisiert als „besondere Verantwortung für Demokratie und Stabilität in Mittel-, Ost- und Südosteuropa“, als Verantwortung der EU „gegenüber den Ländern des Südens“, sowie als „besondere historische Verantwortung“ bzw. „Verpflichtung“ gegenüber Polen bzw. Israel. Die außenpolitischen Reden des Bundeskanzlers strotzen geradezu vor „Verantwortung“: Seine Bundesregierung, so betonte er in einer programmatischen Rede anlässlich des SPD-Programmforums „Sicherheit für Deutschland“ im Januar 2002, habe „aus ihrer Verantwortung für die gemeinsame Sicherheit ... schrittweise und konsequent ihre Außenpolitik weiterentwickelt“, eine Politik, die sich fast wie von selbst „aus unserer geografischen und politischen Lage im Herzen Europas“ (Kohl und Rühle sprachen immer von der „Mittellage“), „aus unseren Werten und Überzeugungen sowie aus unseren wohl verstandenen nationalen Interessen“ ergebe (Schröder 2002). Die Regierung habe „internationale Verantwortung übernommen – politisch, diplomatisch, humanitär, aber eben, als ultima ratio auch militärisch –, wie ich es mir zu Beginn meiner Amtszeit nicht hätte vorstellen können.“ Natürlich werden auch die deutsche Geschichte und die Tradition der Sozialdemokratie bemüht: Aus beidem erkläre sich, dass Schröders Partei „immer skeptisch gegenüber dem Einsatz militärischer Gewalt“ gewesen sei. „Wir wollen Gewalt vermeiden, nicht ausüben.“ Doch die deutsche Geschichte hält offenbar auch die gegenteilige Schlussfolgerung parat: „Aber die blutige Geschichte zweier Weltkriege darf nicht zum Vorwand werden, dass wir uns der Verantwortung entziehen, dass wir Mord und Unterdrückung geschehen lassen.“ „Glücklicherweise“ sei das Argument, Deutschland wäre „als geteilte Nation mit eingeschränkter Souveränität zu solcher Verantwortung nicht in der Lage“, heute nicht mehr gültig. Im Gegenteil: Gerade die Deutschen, die so viel „Hilfe und Solidarität unserer amerikanischen und europäischen Freunde“ erfahren habe, hätten nun auch die „Verpflichtung“, ihrer „neuen Verantwortung umfassend gerecht zu werden“ (ebd.).

Wenn Bundeskanzler Schröder in seiner Rede noch hinzufügte, dass diese Verpflichtung „eine militärische Beteiligung im Rahmen unserer Möglichkeiten ausdrücklich“ einschließe, so wäre das eigentlich nicht mehr notwendig gewesen. Es wurde auch ohne diesen Zusatz verstanden. Denn der „Suggestivbegriff“ (Mutz) von der „größeren Verantwortung“ war – genauso wie die „Normalität“ – in der politischen Sprache der 90er Jahre zur Chiffre geworden für eine militärisch gestützte Außenpolitik. Die rot-grünen Koalitionspartner bedienen sich dieser Chiffre heute nicht anders, als es die Vorgängerregierungen und die höchsten Offiziere der Bundeswehr (z.B. Klaus Naumann, Harald Kujat oder Helmut Willmann) getan haben. Lediglich Außenminister Fischer meidet das Wort von der „Normalität“ und umschreibt den gemeinten Sachverhalt lieber mit der Warnung vor einer „deutschen Sonderrolle“. In seiner

Rede anlässlich der dritten Botschafterkonferenz im Mai 2002 betont er sogar seine kritische Distanz zum Normalitätsbegriff, landet aber dennoch bei der militärischen Verantwortung der deutschen Außenpolitik: „Es geht – daran kann es seit dem 11. September endgültig keinen Zweifel mehr geben – nicht um eine Rückkehr in eine vermeintlich harmlose ‚Normalität‘ in einem befriedeten Europa, sondern um unsere Freiheit zu internationaler Verantwortung. Diese Verantwortung bringt aber auch Konsequenzen mit sich, die – wie im Falle der ultima ratio des Einsatzes militärischer Gewalt – von einem breiten Konsens in unserer Gesellschaft getragen werden müssen, um erfolgreich zu sein.“ (Fischer 2002a) Fischer bevorzugt einen internationalistisch gewendeten Nationalismus. Deutschlands Gewicht soll durchaus in die Waagschale der internationalen Politik gelegt werden, aber es soll nicht auffallen. Hierzu gibt es – Fischer würde sagen: „Gottlob!“ – die Europäische Union: „Nur in den gemeinsamen europäischen Institutionen kann Deutschland angesichts seiner Lage, Größe und Bedeutung sein Gewicht so einsetzen, dass es sich nicht erneut von seinen Nachbarn entfremdet.“ (Fischer 2002b)

Die Realität folgt dem Paradigmenwechsel auf dem Fuß und eilt ihm voraus

In der politikwissenschaftlichen Literatur werden die neuen Ideologeme, die sich hinter den Begriffen von der „Normalität“ und der „neuen Verantwortung“ verbergen, auch als „Paradigmenwechsel“ beschrieben. Gemeint ist damit der radikale Bruch mit der deutschen Außenpolitik der Kalten-Kriegs-Ära, die im Großen und Ganzen auf einen friedlichen Ausgleich mit den östlichen Nachbarn und auf wirtschaftlichen „Handel und Wandel“ in der Welt konzentriert war. In der Ära Kohl wurde der Paradigmenwechsel verbal vollzogen, aber erst in Ansätzen auch politisch umgesetzt. Die finanzielle Unterstützung der „Alliierten“ im Golfkrieg 1991, die Entsendung einer Sanitätseinheit nach Kambodscha (1991-94), die sehr zurückgenommene Beteiligung an der Somalia-Aktion 1993/94 und die relative militärische Abstinenz auf dem Balkan (vor dem NATO-Krieg 1999), die allerdings von sehr aggressiven diplomatischen Aktivitäten „kompensiert“ wurde, waren allesamt noch von jener Rücksichtnahme auf Verbündete und Weltöffentlichkeit geprägt, die jahrzehntelang die Außenpolitik eines halben und halbsouveränen Deutschland (West) bestimmt hatte. Es gab außenpolitische Schamgrenzen, die zu überschreiten selbst die konservativen Politiker in den 90er Jahren nicht gewagt hatten. Solche Tabus bezogen sich vor allem auf die Mahnung, von deutschem Boden dürfe kein Krieg mehr ausgehen, und auf das noch von Kanzler Kohl gegebene Versprechen, deutsche Soldaten würden nicht in Ländern wie Jugoslawien eingesetzt werden, die im Zweiten Weltkrieg Opfer des Vernichtungskriegs der deutschen Wehrmacht geworden waren. In der Bild-Zeitung las sich das kurz vor Weihnachten 1994 so: „Es bleibt aber bei unserer Position, dass wir aus Gründen der geschichtlichen Erfahrung keine deutschen Soldaten, also Bodentruppen, in das frühere Jugoslawien schicken.“ (BILD, 19.12.1994)

Gleichwohl hatte die CDU-geführte Bundesregierung den Schwenk zur Kriegsführungsfähigkeit vorbereitet, ideologisch mittels der Normalitäts- und Verantwortungsvokabel und real durch die beginnende Umwandlung eines Teils der Bundeswehr in eine Interventionsarmee. Der eigentliche Tabubruch blieb indessen dem Stichwortgeber der damaligen Oppositionspartei Bündnis90/Die Grünen Joschka Fischer vorbehalten, der auf dem Höhepunkt des Bosnienkrieges (Srebrenica!) das historische Vermächtnis des deutschen Antifaschismus „Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus!“ seines antimilitaristischen Inhalts beraubte und den Krieg aus humanitären Gründen relegitierte. Die reale Außenpolitik der rot-grünen Bundesregierung exekutierte später im Eiltempo, was die Theorie noch nicht einmal zu Ende gedacht hatte: Was auch immer seine ideologischen Verbrämungen sein mögen (eine „humanitäre Katastrophe“ verhindern: Kosovo; Afghanistan vom barbarischen Regime der Taliban befreien): Krieg wird wieder zu einem selbstverständlichen Mittel der Außenpolitik. Während in der Ära Kohl die Realität mitunter Mühe hatte, den neuen Paradigmen der Außenpolitik zu folgen, scheint es unter Rot-Grün fast umgekehrt zu sein: Die militär- und kriegsbetonte Realpolitik eilt ihren ideologischen Legitimationen häufig voraus, sodass es manchmal den Anschein hat, als stolpere die Berliner Republik nolens volens in eine neue Ära.

Eine friedenspolitische Bilanz nach vier Jahren Rot-Grün

Ulrich Albrecht, damals Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Friedens- und Konfliktforschung, sah bereits vor zwei Jahren insbesondere in der deutschen Beteiligung am Jugoslawienkrieg einen „Sündenfall in der grundsätzlichen Bedeutung, die dieses biblische Ereignis für den Schicksalsweg der Schöpfung angibt“ (Albrecht 2000, S. 3). Biblisch geriet auch die Abrechnung der Friedensbewegung in einem im Herbst 2000 verteilten Massenflugblatt: „Die zehn Todsünden in der Außen- und Sicherheitspolitik“ (Bundesausschuss Friedensratschlag 2000). Aus heutiger Sicht lässt sich bilanzierend zusammenfassen:

(1) Die Bundesrepublik beteiligte sich am NATO-Krieg gegen Jugoslawien, der ohne jegliches Mandat der Vereinten Nationen stattfand und gleichermaßen gegen das geltende Völkerrecht (Art. 2 Ziffer 4 der UN-Charta), das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (Art. 26) und den 2+4-Vertrag (Art. 2) verstieß. Damit trug die Bundesregierung auch die Verantwortung für die während des 78-tägigen Bombenkrieges getöteten Zivilisten sowie die angerichteten Schäden an zivilen Einrichtungen (Fabriken, Schulen, Krankenhäuser, Fernseh- und Rundfunkstationen, Brücken usw.). Beim Generalbundesanwalt seinerzeit eingereichte Strafanzeigen gegen die Bundesregierung, die sich auf Paragraph 80 des Strafgesetzbuches stützten („Wer einen Angriffskrieg ... vorbereitet ..., wird mit lebenslanger Freiheitsstrafe oder mit Freiheitsstrafe nicht unter zehn Jahren bestraft.“), wurden ohne weitere Prüfung abschlägig beschieden.

(2) Der NATO-Krieg gegen Jugoslawien verstieß zudem gegen das humanitäre Kriegsvölkerrecht (dies ist der Sammelbegriff für die Regeln der Genfer Konventionen zum Schutz der Zivilbevölkerung im Krieg und zur Begrenzung der Kriegführung). Und zwar einmal gegen das Verbot von vorsätzlich gegen die Zivilbevölkerung oder einzelne Zivilpersonen gerichteten Angriffen, die den Tod oder eine schwere Beeinträchtigung der körperlichen Unversehrtheit oder der Gesundheit zur Folge haben (Artikel 85 Absatz 3 des 1. Zusatzprotokolls von 1977 des Genfer Abkommens von 1949) (z.B. Angriffe auf chinesische Botschaft, Fernsehsender, Eisenbahn, Flüchtlingstreck); zum zweiten gegen das Verbot des Führens eines unterschiedslos wirkenden, die Zivilbevölkerung oder zivile Objekte in Mitleidenschaft ziehenden unverhältnismäßigen Angriffs (z.B. auf Fabriken, Infrastruktureinrichtungen wie Brücken usw.); zum dritten gegen das Verbot der Anwendung von Waffen, Geschossen und Material sowie Methoden der Kriegführung, die geeignet sind, überflüssige Verletzungen oder unnötige Leiden zu verursachen (z.B. der Einsatz von Clusterbomben oder von Geschossen mit abgereichertem Uran); zum vierten gegen das Verbot der Verwendung von Methoden oder Mitteln der Kriegführung, die dazu bestimmt sind oder von denen erwartet werden kann, dass sie ausgedehnte, langanhaltende und schwere Schäden der natürlichen Umwelt verursachen (Artikel 35 des 1. Zusatzprotokolls von 1977 des Genfer Abkommens von 1949) (z.B. Bombardierung von Ölraffinerien, Chemieanlagen oder Düngemittelfabriken). Obwohl es erdrückende Beweise gibt, dass die NATO alle diese Bestimmungen wiederholt wissentlich verletzt hat, ist beim Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag bisher keine Anklage gegen die NATO-Staaten erhoben worden. Ein einziges Verfahren gegen die Bundesregierung, das wenigstens noch eine Chance hat, ist von dem Berliner Anwalt Ulrich Dost im Auftrag einer Reihe von Betroffenen aus der Stadt Varvarin angestrengt worden. Hierbei geht es um Luftangriffe auf eine Brücke in der Ortschaft Varvarin, bei denen zehn Menschen starben und 16 zum Teil schwer verletzt wurden (Senft 2002).

(3) „Der Bund stellt Streitkräfte zur Verteidigung auf“, heißt es in Art. 87a des deutschen Grundgesetzes. Auch unter Berücksichtigung des Umstandes, dass unter die „Verteidigung“ auch das (NATO-)Bündnis fällt, verstieß die Bundesregierung gegen diesen Verfassungsartikel in zweifacher Weise. Einmal indem die Bundeswehr außer zur Verteidigung auch zu anderen Militäroperationen eingesetzt wurde und wird (Jugoslawien, Afghanistan), zum anderen durch die massive Umwandlung der Bundeswehr in eine Interventionsarmee.¹

(4) Die Herstellung einer strukturellen Angriffsfähigkeit bedarf einer anderen Ausrüstung und Bewaffnung als eine Armee zum Zwecke der Landesverteidigung. Folgerichtig wurden von der neuen Bundesregierung jene Beschaffungsmaßnahmen vorrangig behandelt, welche die Bundeswehr flexibler, transportfähiger und schlagkräftiger machen sollen (vgl. hierzu und zum Fol-

genden Henken 1999). Festgehalten wird z.B. am umstrittensten und teuersten Rüstungsprojekt, dem Eurofighter 2000 (Kosten bis zu 30 Mrd. €), vereinbart wurde der Bau eines europäischen Großraumflugzeugs A400 M, die Beschaffung des Kampfhubschraubers „Tiger“ (3 Mrd. €), des NATO-Hubschraubers NH-90 (3,5 Mrd. €) und des neuen gepanzerten Transportfahrzeugs (4 Mrd. €). Bei der Marine stehen mit der Korvette K 130 und der Fregatte 124 Kosten von rund 3,5 Mrd. € bis zum Jahr 2008 und noch einmal rund drei Mrd. € danach an. Mit den in der Entwicklung befindlichen Marschflugkörpern TAU-RUS, manuell lenkbaren Flugbomben POLYPHEM und Kampfdrohnen TAI-FUN soll die Reichweite der Artillerie erhöht werden. Solche präzisen Abstandswaffen verleihen der Bundeswehr eine künftigen Kriegsszenarien angepasste „Deep-Battle-Kapazität“. Die Gesamtkosten für Forschung, Entwicklung und Beschaffung der genannten und noch weiterer Großwaffensysteme belaufen sich für den Zeitraum 2001 bis 2015 auf geschätzte 110 Mrd. €.

(5) Solche Beschaffungen sind mit den Verteidigungsetats der 90er Jahre nicht mehr zu machen. Die von der rot-grünen Bundesregierung verabschiedete mittelfristige Finanzplanung sah für die Jahre 2000 bis 2003 eine leichte Senkung der Ausgaben für die Bundeswehr vor: von 45,3 Mrd. DM (23,4 €) im Jahr 2000 auf 43,7 Mrd. DM (22,3 Mrd. €) im Jahr 2003. Diese Vorgaben konnten schon für 2001 und das laufende Haushaltsjahr 2002 nicht eingehalten werden. Der Etatansatz für das Jahr 2003 liegt mit 24,4 Mrd. € bereits um mehr als 2 Mrd. € über den ursprünglichen Planungsdaten. Hinzu kommt, dass der Erlös aus Waffenverkäufen aus alten Bundeswehrbeständen und aus Veräußerungen von Liegenschaften zu einem großen Teil dem Verteidigungsministerium zugute kommt. Gleiches gilt für etwaige Einsparungen des Ressorts, die sich aus Rationalisierungen des inneren Dienstbetriebs sowie aus der Privatisierung bestimmter Aufgaben ergeben können. Die Militärausgaben der Bundesrepublik steigen also wieder und vollziehen eine weltweite Entwicklung nach, die bereits vor dem 11. September 2001 einsetzte und im wesentlichen von den USA forciert wird. Der Jahresbericht 2002 des Bonner Internationalen Konversionszentrums (BICC) belegt diesen Trend: Zwischen 1986 und 2000, dem letzten Jahr, für das ausreichend gesicherte Zahlen vorliegen, stiegen die Militärausgaben weltweit zunächst nur leicht an, nämlich um insgesamt 2 Prozent bis 1999 und weitere 3 Prozent im Jahre 2000. Vorläufige Schätzungen für 2001 deuten auf einen weiteren Anstieg um 3 bis 4 Prozent hin. Geht man von den für 2002 angekündigten Erhöhungen aus, kann für 2002 eine Erhöhung um weitere 4 bis 5 Prozent erwartet werden. Die globalen Militärausgaben werden, in laufenden Preisen, dann wieder bei ca. 900 Milliarden Dollar oder 960 Milliarden Euro liegen (BICC 2002). Bei seinem Besuch in Berlin im Mai 2002 forderte US-Präsident Bush die Bundesregierung und die anderen Verbündeten auf, ihre militärischen Kapazitäten und Budgets den neuen Bedrohungen anzupassen: „Jedes Land muss sich auf die militärischen Stärken konzentrieren, die es mit in das Bündnis bringen kann, mit den schwierigen Entscheidungen und den finanziellen Verpflichtungen, die dies erfordert.“ (Bush 2002)

¹ Vgl. dazu ausführlich den Beitrag von Pflüger in diesem Heft.

(6) Ein weiterer sensibler Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik ist der Rüstungsexport. Gerade hierzu hatte die rot-grüne Bundesregierung ehrgeizige Ziele formuliert: In der Koalitionsvereinbarung war versprochen worden, dass sich die Bundesregierung im Rahmen der EU dafür einsetzen wollte, „dass ein Transparenzgebot und der Menschenrechtsstatus möglicher Empfängerländer dabei als Kriterien enthalten sein sollen“ (Aufbruch und Erneuerung). Im Januar 2000 verabschiedete die Bundesregierung neue Rüstungsexportrichtlinien, in denen beide Versprechen als Absichtserklärungen auftauchten: So wird in den einleitenden „allgemeinen Prinzipien“ festgehalten, dass Rüstungsexporte dann nicht genehmigt werden, wenn „hinreichender Verdacht besteht, dass diese zur internen Repression“ missbraucht werden (Politische Grundsätze, Ziffer I.3), und es wird in Aussicht gestellt, dass die Regierung einen jährlichen Exportbericht herausgibt, „in dem die Umsetzung der Grundsätze der deutschen Rüstungsexportpolitik im abgelaufenen Kalenderjahr aufgezeigt sowie die von der Bundesregierung erteilten Exportgenehmigungen für Kriegswaffen und sonstige Rüstungsgüter im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen aufgeschlüsselt werden.“ (ebd. Ziffer V) Seither sind zwei solcher Berichte erschienen (für die Jahre 1999 und 2000), die in der Tat ein wenig mehr Transparenz in das Rüstungsexportgeschehen gebracht haben. Die Bilanz allerdings ist mehr als enttäuschend. Am 6. Juni 2002 veranstaltete die Bundestagsfraktion der PDS im Rahmen des „Forums Zukunft durch Abrüstung“ eine öffentliche Anhörung zum Thema „Rüstungsexportkontrolle: Bilanz und Perspektiven“ (vgl. Strutynski 2002). Alle eingeladenen Sachverständigen aus Wissenschaft und Menschenrechtsverbänden kritisierten die nach wie vor großzügige Genehmigungspraxis. Ganz selten sei das Prinzip „Menschenrechte“ auch zum Ausschlusskriterium gemacht worden, die Zahl der Empfängerländer aus der „Dritten Welt“ habe im Jahr 2000 gegenüber 1999 sogar weiter zugenommen (von 67 auf 92 Länder) und schließlich betrafen die tatsächlichen Ablehnungen von Exportanträgen ein Volumen von gerade einmal 10 Mio. DM – eine Quantité négligeable angesichts eines Gesamtumfangs der genehmigten Exportanträge von 5,6 Mrd. DM!

(7) In der Koalitionsvereinbarung 1998 hatte Rot-Grün „Initiativen“ versprochen, um die „Instrumente und Kompetenzen“ der OSZE zur friedlichen Streitschlichtung „durch bessere personelle und finanzielle Ausstattung zu stärken und ihre Handlungsfähigkeit auf dem Feld der Konfliktprävention und Konfliktregelung zu verbessern.“ (Aufbruch und Erneuerung.) Davon ist nicht viel übrig geblieben. Viel mehr Energie investierte die Bundesregierung in die Umwandlung der Europäischen Gemeinschaft in ein Verteidigungsbündnis. Die entscheidenden Schritte wurden während der deutschen Präsidentschaft 1999 getan. Im Januar 1999 kündigte Außenminister Fischer vor dem Straßburger Europaparlament an, die EU müsse „die Fähigkeit zu einem eigenen militärischen Krisenmanagement entwickeln, wann immer aus Sicht der EU ein Handlungsbedarf besteht“. (Zit. n. Pflüger 2000, S. 173) Im März wurde bei einem Dreiertreffen der Außen- und Verteidigungsminister Deutschlands,

Frankreichs und Großbritanniens in Bonn der weitere Fahrplan für eine europäische Militärpolitik beschlossen. Im Mai kamen die Außen- und Verteidigungsminister der WEU und der WEU-assozierten Staaten in Bremen zusammen (Deutschland hatte neben der EU- auch noch die WEU-Präsidentschaft inne), um über die deutsch-französisch-britische Initiative informiert zu werden. Ende Mai wurde bei den deutsch-französischen Konsultationen vereinbart, das Eurokorps von einer gemischten Einheit aus Verteidigungs- und Krisenreaktionskräften in eine reine Einheit zur Krisenreaktion umzuwandeln. Und schließlich wurde auf dem Gipfel in Köln Anfang Juni 1999 die europäische Einsatztruppe endgültig beschlossen: Es soll eine 60.000 Soldaten umfassende Interventionsstreitmacht installiert werden, die entweder im Rahmen der NATO oder eigenständig aktiv werden könne. Die weiteren Stationen im – gemessen an sonstigen Entscheidungsprozessen der EU – atemberaubenden Militarierungsprozess waren: Am 13. November 2000 beschloss der Ministerrat der Westeuropäischen Union (WEU), alle sicherheitspolitischen Funktionen an die EU zu übertragen. Zwar wird die WEU formell noch weiter existieren, und zwar als „Gefäß“ für die in Artikel 5 des WEU-Vertrags vorgesehene Beistandsverpflichtung der zehn Vollmitglieder. „Politisch bleibt von der WEU aber bloß noch eine Fassade.“ (Neue Zürcher Zeitung, 14.11.2000). Am 20. November 2000 trafen sich die 15 EU-Außen- und Verteidigungsminister in Brüssel zu einer „Truppenggeberkonferenz“, um – wie der Name schon sagt – abzustimmen, wie viele Truppen die einzelnen Staaten der EU-Militärmacht jeweils zur Verfügung stellen möchte. Berlin sagte bis zu 20.000 Soldaten zu. Einssatzfähig soll die Truppe im Jahr 2003 sein.

Wo bleibt das Positive?

Im Friedensgutachten 2002 der großen deutschen Friedensforschungsinstitute wird nicht zuletzt an der Militarisierung der EU ungewöhnlich scharfe Kritik geübt. Europa dürfe nicht in einen militärischen Wettlauf mit den USA treten, den es ohnehin nicht gewinnen könne. Vielmehr müsse die EU „ihre eigenen Interessen und Bedrohungslagen definieren und ihre Ressourcen ... in den Aufbau von Fähigkeiten investieren, mit denen sich die Ursachen der Konflikte, die sie besonders tangieren, am besten bearbeiten lassen. Europa ... muss seine Rolle in der internationalen Konfliktbearbeitung eigenständig bestimmen, um Perspektiven für die Überwindung von Gewalt zu öffnen. Es sollte in der Tradition eines umfassenden Multilateralismus seine zivilen und militärischen Fähigkeiten zur Konfliktprävention ausbauen ...“ (Friedensgutachten 2002, S. 11).

Gerade dies hatte seinerzeit auch die rot-grüne Bundesregierung versprochen, als sie in der Koalitionsvereinbarung festhielt: „Sie wird sich mit aller Kraft um die Entwicklung und Anwendung von wirksamen Strategien und Instrumenten der Krisenprävention und der friedlichen Konfliktregelung bemühen. Sie wird sich dabei von der Verpflichtung zur weiteren Zivilisierung und Verrechtlichung der internationalen Beziehungen, zur Rüstungsbegrenzung und

Abrüstung, zu einem ökonomischen, ökologischen und sozial gerechten Interessenausgleich der Weltregionen und zur weltweiten Einhaltung der Menschenrechte leiten lassen.“ (Aufbruch und Erneuerung, Kap. XI) Die Bundesregierung wolle Initiativen ergreifen, um die Instrumente der OSZE zur friedlichen Streitschlichtung zu stärken „und ihre Handlungsfähigkeit auf dem Feld der Konfliktprävention und Konfliktregelung zu verbessern.“ (ebd.) Auch im eigenen Land sollten die Friedens- und Konfliktforschung“ finanziell unterstützt und die „juristischen, finanziellen und organisatorischen Voraussetzungen für die Ausbildung und den Einsatz von Friedensfachkräften und -diensten (z.B. ziviler Friedensdienst)“ verbessert werden. Und in der Tat fehlt es nicht an Ansätzen zum Aufbau einer präventionspolitischen Infrastruktur (vgl. hierzu und zum Folgenden Debiel/Matthies 2000). So hat das Bundesministerium für Zusammenarbeit (das sog. „Entwicklungshilfeministerium“) schon 1999 einen Indikatorenkatalog zur Krisenprävention eingeführt und den Sozialen Friedensdienst eingerichtet, der im Jahr 2000 mit 17,5 Mio. DM ausgestattet wurde. Das Auswärtige Amt hat einen Ausbildungsgang für ziviles Friedenspersonal geschaffen und im Jahr 2000 für „internationale Maßnahmen auf dem Gebiet der Krisenprävention, Friedenserhaltung und Konfliktbewältigung“ 28,6 Mio. DM ausgegeben. Zu verweisen ist außerdem auf die Wiederaufnahme der institutionellen Förderung der Friedens- und Konfliktforschung durch die Gründung der Deutschen Stiftung Friedensforschung, die mit einem Gründungskapital von 50 Mio. DM ausgestattet wurde und 2001 ihre Arbeit offiziell aufnehmen konnte. Im Juni 2002 schließlich wurde das „Zentrum für internationale Friedenseinsätze“ (ZIF) gegründet. Damit verfügt das Auswärtige Amt über eine eigene Anlaufstelle in Berlin, in der die internationalen Einsätze ziviler Experten und Friedensfachkräfte konzipiert, betreut und nachbereitet werden. Die Fachkräfte sollen insbesondere für Einsätze der Vereinten Nationen, der OSZE und der EU zur Verfügung stehen, beispielsweise zur Wahlbeobachtung in Bosnien-Herzegowina.

Die militärischen Mittel, die forcierte Auf- und Umrüstung der Bundeswehr zu einer Interventionsarmee etwa oder die realen Kriegseinsätze – die allein im Jahr 2001 mehr Geld verbraucht haben, als die Friedens- und Konfliktforschung nach dem gegenwärtigen Stand in 500 Jahren erhalten soll – billigen der zivilen Konfliktprävention allerdings höchstens ein Mauerblümchendasein zu, ein Alibi, das sich einzig für die Präventionsrhetorik grüner Sonntags- und Parteitagsgesprächen eignet. Zu solchen Alibiveranstaltungen mutieren auch die für sich genommen durchaus akzeptablen Entscheidungen der Bundesregierung etwa zur Unterstützung des Internationalen Strafgerichtshofs oder zum Beitritt zum Ottawa-Protokoll zur Ächtung der Anti-Personen-Minen – jedenfalls so lange damit keine generelle Umkehr vom Kriegskurs der Bundesregierung verbunden ist.

Mit dem Kanzlerwort von der „Enttabuisierung des Militärischen“ (Die Zeit, 18.10.2002) und mit der Regierungserklärung Gerhard Schröders vom 11. Oktober 2001 wurde ein endgültiger Schlussstrich unter die Nachkriegsgeschichte gezogen: Seine Bereitschaft, „unserer größer gewordenen Verant-

wortung für die internationale Sicherheit gerecht zu werden, bedeutet auch ein weiter entwickeltes Selbstverständnis deutscher Außenpolitik“. (Schröder 2001) Im Kontext der Rede bedeutet sie darüber hinaus den Übergang zu einer Politik des „Deutschland zuerst“, die auch militärisch durchzusetzen sei, wenn es das „nationale Interesse“ erfordere. Zwischen dem NATO-Krieg gegen Jugoslawien und dem Eintritt in den US-geführten Krieg „Enduring Freedom“ liegen nicht einmal ganze drei Jahre. So lange (oder so kurz) hat es gedauert, bis die rot-grüne Koalition in der Normalität der Regierungspraxis neoimperialen Staaten angekommen ist, die den Krieg als gleichberechtigtes „politisches“ Instrument zur Durchsetzung von Macht- und Herrschaftsinteressen ansehen. Schröder mokierte sich schon kurz nach Ende des Kosovo-Kriegs Mitte 1999 in einem SPIEGEL-Interview über die Begriffsstutzigkeit der Öffentlichkeit: „Über eines habe ich mich immer gewundert: wie wenig wahrgenommen worden ist, dass die Entscheidung zum Krieg eine fundamentale Veränderung der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik bedeutet hat. Ich behaupte: Keine andere Regierung als unsere hätte sie so treffen können und so ausgehalten ...“ (Zit. n. Schwab-Trapp 2002, S. 340) Das mag zutreffend sein. Daraus allerdings den Schluss zu ziehen, Rot-Grün hätte in der nach dem 22. September 2002 zu erwartenden Oppositionsrolle die Chance, zu alten antimilitaristischen und pazifistischen Positionen zurückzukehren, schiene mir denn doch etwas realitätsfern zu sein. Die erzwungene parlamentarische Opposition allein ist keine Garantie für eine fundamental andere Politik. Außen- und sicherheitspolitische Annäherungen von SPD und – etwas verspätet – von den Grünen an die Militärpolitik der konservativen Kohl-Regierung gab es schon Jahre davor – dies zeigt das akribisch zusammengetragene Material einer diskursanalytischen Studie zum Wandel der „Kultur des Krieges“ im Zeitraum von 1991 bis 1999 (Schwab-Trapp 2002). So wie es in der Zeit von der Remilitarisierung der Bundesrepublik 1956 bis zum NATO-Doppelbeschluss 1979 in den großen außen- und sicherheitspolitischen Fragen einen „Konsens der Demokraten“ gegeben hatte, gibt es diesen Konsens heute und auf absehbare Zeit wieder – jetzt eben einschließlich der Grünen. Schröders Wahlkampfeslogan von 1998 „Wir machen nichts anders, aber vieles besser“ würde sich auch für Stoiber 2002 eignen, nur müsste er jetzt lauten: „Wir machen nichts anders, aber vieles noch schlimmer“. Das Aufbrechen des Konsenses in den 80er Jahren war einzig und allein außerparlamentarisch bewirkt worden. Hier dürfte auch künftig der Schlüssel für eine Umorientierung der Politik in diesem Land liegen – gleichgültig ob es Rot-Grün wider Erwarten doch noch einmal schafft oder ob eine rechtskonservative Kanzlermehrheit an die Regierung kommt.

Literatur

- Albrecht, Ulrich (2000): Zwei Jahre Rot-Grün - Was hat es gebracht? In: Friedenspolitische Korrespondenz, Nr. 3/2000, S. 3-4
- Aufbruch und Erneuerung. Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und Bündnis90/Die Grünen, Bonn, 20. Oktober 1998

- BICC-Bonn International Center for Conversion (2002): Conversion Survey 2002, Global Disarmament, Demilitarization and Demobilization, Baden-Baden
- BMV-Der Bundesminister der Verteidigung (Hrsg.) (1991): Die NATO-Gipfelkonferenz von Rom. Tagung der Staats- und Regierungschefs des Nordatlantikrats am 7. und 8. November 1991. In: Informationen zur Sicherheitspolitik, November
- BMV-Der Bundesminister der Verteidigung (Hrsg.) (1992): Verteidigungspolitische Richtlinien für den Geschäftsbereich des Bundesministers der Verteidigung, Bonn
- BMV-Der Bundesminister der Verteidigung (Hrsg.) (1994): Weißbuch 1994 zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage und Zukunft der Bundeswehr, Bonn
- Bundesausschuss Friedensratschlag (2000): Die zehn Todstünden in der Außen- und Sicherheitspolitik (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/bewegung/todsunden-flugblatt.html>)
- Bush, George W. (2002): Rede des US-Präsidenten George W. Bush vor dem Deutschen Bundestag am 23. Mai 2002 (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/bewegung/Bush-Besuch/bush-rede-berlin.html>)
- CDU-Grundsatzprogramm „Freiheit in Verantwortung“, 5. Parteitag, 21.-23. Februar 1994, Hamburg
- Debiel, Tobias/Matthies, Volker (2000): Krisenprävention: Was wurde erreicht? Eine Bestandsaufnahme zur deutschen Entwicklungs-, Außen- und Sicherheitspolitik, Bonn (AFB-Texte Nr. 2/2000)
- Fischer, Joschka (2002a): Rede von Bundesaußenminister Fischer zur Eröffnung der dritten Konferenz der Leiterinnen und Leiter der deutschen Auslandsvertretungen am 27. Mai 2002 (http://www.auswaertiges-amt.de/www/de/infoservice/presse/index_html?bereich_id=17&type_id=5&archiv_id=3252&detail=1)
- Fischer, Joschka (2002b): Europäische Herausforderungen zwischen Integration und Erweiterung und Deutschlands Verantwortung mitten in Europa - Rede von Bundesaußenminister Fischer im Rahmen der „Weimarer Reden über Deutschland“ am 10. April 2002 (http://www.auswaertiges-amt.de/www/de/infoservice/presse/index_html?bereich_id=4&type_id=5&archiv_id=3037&detail=1)
- Friedensgutachten 1995, hrsg. von Reinhard Mutz, Bruno Schoch und Friedhelm Solms, Münster
- Friedensgutachten 2002, hrsg. von Bruno Schoch, Corinna Hauswedell, Christoph Weller, Ulrich Ratsch und Reinhard Mutz, Münster-Hamburg-London
- Haid, Michael (2002): Darstellung der neuen strategischen Grundlagen der Bundeswehr im 21. Jahrhundert, Tübingen
- Henken, Lühr (1999): Rüstungsprojekte der Bundeswehr nach dem Krieg. In: Ulrich Cremer, Dieter S. Lutz (Hrsg.), Nach dem Krieg ist vor dem Krieg. Die Sicht der anderen zum Kosovo-Krieg und ihre alternativen Lehren und Konsequenzen, Hamburg, S. 81-96
- Kujat, Harald (2000): „Die Bundeswehr am Beginn des 21. Jahrhunderts“. Rede des Generalinspektors der Bundeswehr, General Harald Kujat, auf der 38. Kommandeur-Tagung der Bundeswehr in Leipzig am 13. November 2000 (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/themen/Bundeswehr/kujat-rede.html>)
- Lammers, Christiane/Schrader, Lutz (Hrsg.)(2001): Neue deutsche Außen- und Sicherheitspolitik? Eine friedenswissenschaftliche Bilanz zwei Jahre nach dem rot-grünen Regierungswechsel, Baden-Baden (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung e.V. [AFK])
- Liebsch, Lothar (1999): Was ist neu an der Bundeswehr? Die Bundeswehr zwischen

- Verteidigungsauftrag und weltweiter Einsatzoption. In: Ralph-M. Luedtke, Peter Strutynski (Hrsg.), Pazifismus, Politik und Widerstand. Analysen und Strategien der Friedensbewegung, Kassel, S. 45-54
- Mutz, Reinhard (1994): Militärmacht Deutschland? Die Bundeswehr auf der Suche nach ihrer Zukunft. In: Friedensgutachten 1994, hrsg. von Friedhelm Solms, Reinhard Mutz und Gert Krell, Münster/Hamburg, S. 213-228
- Pflüger, Tobias (2000): Die deutsche Rolle bei der Militarisierung Europas. In: Ralph-M. Luedtke, Peter Strutynski (Hrsg.), Nach dem Jahrhundert der Kriege. Alternativen der Friedensbewegung, Kassel, S. 170-181
- Politische Grundsätze der Bundesregierung für den Export von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern, (verabschiedet vom Kabinett am 19.01.2000) (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/aktuell/Export-Richtlinien.html>)
- Schröder, Gerhard (2001): „Das schließt auch die Beteiligung an militärischen Operationen ein“. Regierungserklärung des Bundeskanzlers am 11. Oktober 2001 (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/themen/Aussenpolitik/schroeder.html>)
- Schröder, Gerhard (2002): Sicherheit für Deutschland. Rede anlässlich des Programmforums „Sicherheit für Deutschland“ am 21. Januar 2002 in Berlin (www.spd.de/servlet/PB/-s/i5usp6ese5auiivzmbx1ptptq1kaxp5x/menu/1011057/)
- Schwab-Trapp, Michael (2002): Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999, Opladen
- Senft, Gabriele (2002): Die Brücke von Varvarin. Scheunen-Verlag Kückenshagen
- Strutynski, Peter (2002): Rüstungsexportkontrolle: Bilanz und Perspektiven. Schlechte Noten für die Bundesregierung (<http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/themen/export/hearing.html>)
- Weizsäcker-Kommission: „Die Zukunft der Bundeswehr“, Kurzfassung des Berichts, 23. Mai 2000

Z - Nr. 52

erscheint Anfang Dezember 2002

mit dem Schwerpunkt

Imperialismus-Diskussion

Das Heft enthält Beiträge zum Schwerpunkt u.a. von Gretchen Binus/Horst Heininger, Arno Klönne/Werner Biermann, Michael Krätke, Georges Labica, Leo Mayer/Fred Schmid, Rainer Perschewski, Marcello Firpo Porto

Weitere Beiträge u.a. von Rainer Diederich (Wofgang Mattheuers Fortschrittsverständnis), Dagmar Engelken/Thomas Gondermann/Wulf D. Hund (Antisemitismus ohne Antisemiten?); Andreas Wehr (Marxismus und Staat bei Losurdo)

Von „Friedenspolitik“ zu permanenter Kriegspolitik oder: Die Bundeswehr unter Rot-Grün

1. Vorbemerkung

Es gibt wenige Politikbereiche, in denen es tatsächlich substanzielle Änderungen zur Vorgängerregierung gegeben hat. Insbesondere im Bereich der Außenpolitik war Kontinuität angesagt. Doch in einem Politikbereich wurde eine sehr grundlegende „Neugestaltung“ vorgenommen: bei der Bundeswehr. Hier hat Rot-Grün aufbauend auf ersten Weichenstellungen der alten Regierung vollständig neue Grundlagen geschaffen.

Die Veränderung der Bundeswehr geschah in zwei Bereichen: Erstens in Qualität und Quantität der Auslandseinsätze und zweitens bei der Struktur. Zusammengefasst hat sich die Bundeswehr von einer Armee mit Hauptaufgabe Landesverteidigung und gelegentlichen Auslandseinsätzen zu einer „Armee im Einsatz“ (so der damalige Generalinspekteur Harald Kujat) entwickelt. Heute (im Sommer 2002) sind über 10.000 Soldaten der Bundeswehr im ständigen Auslandseinsatz von sogenannten „humanitären Aktionen“ bis hin zu reinen und brutalen Kampfeinsätzen (Kommando Spezialkräfte in Afghanistan).

2. Was wurde im Koalitionsvertrag angekündigt?

Im Koalitionsvertrag hieß es: „Die Bundeswehr dient der Stabilität und dem Frieden in Europa. Als fest in das atlantische Bündnis integrierte Armee ist sie im Sinne von Risikovorsorge weiterhin zur Landes- und Bündnisverteidigung zu befähigen.“ Es folgte die zentrale Aussage: „Eine vom Bundesminister der Verteidigung für die neue Bundesregierung zu berufende Wehrstrukturkommission wird auf der Grundlage einer aktualisierten Bedrohungsanalyse und eines erweiterten Sicherheitsbegriffs Auftrag, Umfang, Wehrform, Ausbildung und Ausrüstung der Streitkräfte überprüfen und Optionen einer zukünftigen Bundeswehrstruktur bis zur Mitte der Legislaturperiode vorlegen. Vor Abschluss der Arbeit der Wehrstrukturkommission werden unbeschadet des allgemeinen Haushaltsvorbehalts keine Sach- und Haushaltsentscheidungen getroffen, die die zu untersuchenden Bereiche wesentlich verändern oder neue Fakten schaffen.“

3. Der Angriff auf Jugoslawien als Einstiegsdroge für die Militarisierung der Außenpolitik

Das entscheidende Ereignis für die Veränderung der Bundeswehr war der vor dem vollzogenen Regierungswechsel beschlossene NATO-Angriffskrieg auf

Jugoslawien.¹ Die Bundeswehr war u.a. mit ECR-Tornados aktiv an den Bombardierungen Jugoslawiens von Ende März bis fast Mitte Juni 1999 beteiligt. Mit der Kriegsteilnahme war die Grundsatzentscheidung für Krieg als „normales“ Mittel der Politik getroffen.

Insgesamt war die deutsche Regierung mit der Leistung der Bundeswehr im Krieg jedoch nicht zufrieden, die deutschen Soldaten bekamen nur die Note ausreichend. Deshalb wurden erste Vorentscheidungen getroffen – auch bezüglich der schwierigen „Heimatfront“.

Die wesentliche Struktur der Bundeswehr blieb nach diesem Krieg, es kam nur zu kleinen Veränderungen: Die bisherige offizielle Gesamtzahl wurde von 340.000 auf 324.000 korrigiert, die Anzahl der Soldaten der Krisenreaktionskräfte, die als einziges für Kampf- und Kriegseinsätze genutzt werden können und dürfen, wurde von bisher 53.600 Soldaten oder 16 % der Gesamtzahl der Bundeswehr auf etwas über 60.000 erhöht. Die Teile mit höherer militärischer „Qualität“ wurden erhöht, während ansonsten eine rein zahlenmäßige Reduzierung stattfand. Quantitativ wurde abgerüstet, qualitativ aufgerüstet.

4. Die Strategiepapiere

In einer schnellen Folge wurden eine ganze Reihe von Strategiepapieren für die Effektivierung der Bundeswehr vorgelegt.²

4.1. Weizsäcker-Kommission

Am 23. Mai 2000 legte die „Weizsäcker-Kommission“³ ihren umfangreichen Bericht vor. Da Rudolf Scharping regelmäßig über die Beratungen und Ergebnisse der Weizsäcker-Kommission unterrichtet wurde, waren ihm die Konturen und die Grundrichtung der Vorschläge der Weizsäcker-Kommission bekannt. Scharping hatte deshalb inzwischen auch seinen Generalinspekteur angewiesen, eine Art Konkurrenzpapier aus Sicht der Militärs zu erstellen. Inhaltliche Vorgaben hier: Effektivierung der Bundeswehr, NATO-Kompatibilität und Erhaltung der Wehrpflicht.

Eine der zentralen Aussagen der Kommission „Gemeinsame Sicherheit und Zukunft der Bundeswehr“ ist die Feststellung: „Die Empfehlungen der Kommission lassen sich nur langfristig umsetzen. Sie zielen auf den Zeitraum der

¹ Der Jugoslawienkrieg und die deutsche Rolle soll hier nicht Thema sein, deshalb ein Verweis auf das Buch: „Der Jugoslawienkrieg, Eine Zwischenbilanz: Analysen über Republik im raschen Wandel. Hrsg. v. Johannes M. Becker und Gertrud Brücher. 2001, darin auch mein Beitrag zur Rolle der Bundeswehr im Jugoslawienkrieg.

² Näheres dazu in: Haid, Michael: Darstellung der neuen strategischen Grundlagen der Bundeswehr im 21. Jahrhundert, Studie, Juni 2002, <http://www.imi-online.de/downloadMH-BW-Studie-02.pdf>.

³ Die Kommission tagte unter der Leitung des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker.

nächsten zehn bis fünfzehn Jahre“.⁴ Ziel der Ausarbeitung müsse „eine ein-satzfähige, moderne und bezahlbare Bundeswehr sein.“⁵ Die Kommission ist hart in ihrem Urteil: „In der heutigen Struktur hat die Bundeswehr keine Zukunft. Die Wehrform produziert zu große Personalumfänge bei gleichzeitig zu schwachen Einsatzkräften.“⁶ Die zukünftigen Einsätze werden klar benannt: „Die Aufgaben der Bundeswehr haben sich völlig geändert. Die Bundeswehr wird vornehmlich außerhalb Deutschlands eingesetzt werden – entweder zur kollektiven Verteidigung eines Bündnispartners oder, was wahrscheinlicher ist – zu regional begrenzten Einsätzen der Krisenvorsorge und Krisenbewältigung.“⁷ Daraus abgeleitet kommt die Kommission zu folgender Empfehlung: „Die Kommission empfiehlt, Fähigkeiten, Strukturen und Umfänge der Bundeswehr primär aus der Eignung zu Kriseneinsätzen abzuleiten. Mit den dafür bereitgestellten Kräften wird auch die Bündnisverteidigung geleistet werden können.“⁸ Daher auch der Schluss der Kommission: „Die Orientierung auf Kriseneinsätze erfordert eine grundsätzlich neue Bundeswehr.“⁹ „Die Kommission empfiehlt, die deutschen Streitkräfte auf eine schnelle Reaktion in zwei gleichzeitigen Krisen hin auszurichten. die Bundeswehr konzentriert sich darauf, Kräfte für multinational geführte Einsätze und gemeinsame europäische Kontingente bereitzustellen. Sie richtet sich auch auf die Führung solcher Verbände ein.“¹⁰

4.2. Kirchbach-Papier

Im Kirchbach-Papier wird insbesondere die interne Struktur der Bundeswehr konkreter durchgeplant, ansonsten gleichen sich bestimmte Grundaussagen: „Die dafür benötigten Fähigkeiten und Streitkräfte ergeben sich aus dem Bedarf für gemeinsam definierte Einsatzarten, die von der humanitären Hilfe bis zu friedensschaffenden Operationen reichen. Dabei besteht Übereinstimmung zwischen Verbündeten und Partnern, dass eine solche Operation mittlerer Größe auch parallel zu einem vergleichbaren Einsatz des Bündnisses möglich sein muss. Die Bundeswehr muss daher in der Lage sein, sich gleichzeitig an zwei Operationen mittlerer Größe zu beteiligen.“¹¹

Interessant sind im Kirchbach-Papier Details: „Nachrichtengewinnung und Aufklärung sind in Verbindung mit sicherer Kommunikation Voraussetzung für die Sicherstellung einer kontinuierlichen nationalen Führung. Das frühzeitige Erkennen von Indikatoren krisenhafter Entwicklungen mit eigenen Mit-

⁴ Gemeinsame Sicherheit und Zukunft der Bundeswehr, Berlin 2000, Seite 3.

⁵ Ebd., Seite 13.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., Seite 47.

⁸ Ebd., Seite 48.

⁹ Ebd., Seite 49.

¹⁰ Ebd., Seite 53.

¹¹ Eckwerte für die konzeptionelle und planerische Weiterentwicklung der Streitkräfte, Seite 12.

teln und die Erstellung eines zutreffenden Lagebildes sind Voraussetzungen für eine nationale Urteils-, Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit und für die Vertretung deutscher Interessen in internationalen Organisationen. ... Vorrangig ist eine nationale Kernfähigkeit zur satellitengestützten Aufklärung zu schaffen, die gleichzeitig auch Informationen für die operative und taktische Ebene liefern kann.“¹² Ausschließlich im Kirchbach-Papier ist an mehreren Stellen klar und deutlich die Rede von „Nuklearer Teilhabe“¹³, womit wohl die Idee einer „Mitverfügung“ über französische Atomraketen genauso gemeint sein wird wie die gemeinsame Verfügung (deutsche Flugzeuge, US-amerikanische Atomwaffen mit US-amerikanischer „Betreuung“). Die „Kernfähigkeiten“ werden bei Kirchbach klar definiert: „Im Frieden sollten zunächst nur solche Kräfte bereitgehalten werden, mit deren Einsatz am ehesten zu rechnen ist.“¹⁴ „Die Streitkräfte werden sich in Zukunft auf ihre militärischen Kernfunktionen konzentrieren.“¹⁵ „Der Einsatz der Streitkräfte wird künftig vorrangig außerhalb der Grenzen Deutschlands erfolgen.“¹⁶ Es geht darum, „künftig in der Lage zu sein, „eine große Operation über einen mittleren Zeitraum nach mittlerer Vorbereitungszeit oder zwei mittlere Operationen mit sehr langer Einsatzdauer und mittlerer Vorbereitungszeit sowie mehrere kleinere Operationen von sehr kurzer bis zu sehr langer Einsatzdauer mit sehr kurzer bis mittlerer Vorbereitungszeit gleichzeitig durchführen zu können.“¹⁷

4.3. Ein Zwischenbericht: Das Scharping-Eckpunkte-Papier

Nach den Plänen des im Juli 2002 abgelösten Verteidigungsministers Rudolf Scharping (SPD) soll die Bundeswehr auf 255.000 einsatzbereite Soldaten verkleinert werden. Zentral ist die zukünftige Größe der „Einsatzkräfte“, sie soll 150.000 Soldat/inn/en betragen, das ist fast eine Verdreifachung von vor dem Jugoslawienkrieg (53.600 Soldat/inn/en)! Zentrale Aussagen im verbindlichen „Eckpunkte“-Papier Rudolf Scharpings sind jene, die die Fähigkeit der Bundeswehr an Kriegen teilzunehmen, „verbessern“ sollen: „Die Bundeswehr muß in der Lage sein, sich gleichzeitig an zwei Operationen mittlerer Größe zu beteiligen.“¹⁸ „Die Ausrüstung der Bundeswehr wird umfassend modernisiert.“ „Die Verbesserung der strategischen Verlegefähigkeit hat erste Priorität.“ „Schnell und wirksam einsetzbare Streitkräfte sind daher ein unverzichtbarer Teil des sicherheitspolitischen Instrumentariums.“¹⁹ „Deutsche Streit-

¹² Ebd., Seite 14.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd., Seite 20.

¹⁵ Ebd., Seite 24.

¹⁶ Ebd., Seite 56.

¹⁷ Ebd., Seite 21

¹⁸ Die Bundeswehr - sicher ins 21. Jahrhundert - Eckpfeiler für eine Erneuerung von Grund auf, Berlin, Juni 2000, Seite 12.

¹⁹ Ebd., Seite 11.

kräfte müssen im gesamten Aufgabenspektrum verwendbar, dabei auf einen umfassenden Einsatz vorbereitet und für die wahrscheinlichsten Einsätze rasch verfügbar sein. Sie müssen qualitativ und quantitativ dem politischen Gestaltungsanspruch und Gewicht Deutschlands im Bündnis sowie in den regionalen und überregionalen Organisationen entsprechen. ... auch über längere Zeiträume mobil, flexibel einsetzbar, überlebensfähig und durchhaltefähig sein, eine erfolgreiche Durchführung eigener sowie bündnisgemeinsamer oder europäischer Einsätze sicherstellen wie Einsätze im Rahmen von ad hoc Koalitionen lageabhängig aufwuchsfähig sein.²⁰

4.4. Das Ergebnis: „Ressortkonzept“

Am 29. Januar 2001 legte der damalige Verteidigungsminister Rudolf Scharping sein Ressortkonzept „Die Bundeswehr der Zukunft“ vor. In der ganzen Republik wurde daraufhin diskutiert, welche Bundeswehr-Standorte wo geschlossen werden sollen. Das ging jedoch am Thema vorbei. Thema des Ressortkonzeptes war „eine Veränderung der Bundeswehr von Grund auf“. In der Einleitung dieses Konzeptes stand, um was es ging: „Wesentliche Leitgedanken dieser Umstrukturierung sind die Bündelung von Aufgaben, der streitkräftegemeinsame Ansatz und die Konzentration der Streitkräfte auf den Einsatz“. Und weiter: „Die Bundeswehr wird kleiner, im Hinblick auf die gewandelten Anforderungen jedoch moderner und leistungsfähiger.“

5. Bundeswehr im Auslandseinsatz: Vom Balkan bis zum Hindukusch

„Zugegeben, man verliert schon ein bisschen den Überblick, wo deutsche Soldaten im Kampf gegen den Terrorismus überall im Einsatz sind,“ so Andreas Cichowitz am 28.02.2002 in den Tagesthemen der ARD. Inzwischen kann eine erste Zwischenbilanz von „Enduring Freedom“ (EF) gezogen werden.

Die Auslandseinsätze der Bundeswehr können in drei Kategorien eingeordnet werden: Da sind einerseits die „europäischen“ Bundeswehreinätze in Bosnien (SFOR = Stabilization Force), im Kosovo (KFOR = Kosovo Forces) und in Mazedonien (TFF = Task Force Fox). Zum zweiten gibt es die Beteiligung der Bundeswehr an der sogenannten „Schutztruppe“ in Kabul und näherer Umgebung (ISAF = International Security Assistance Force). Die dritte Kategorie der Bundeswehreinätze sind alle Auslandseinsätze im Rahmen von „Enduring Freedom“, dem sogenannten Antiterrorereinsatz.

Deutsche Soldaten befinden sich derzeit in Georgien (UNOMIG), Bosnien (SFOR), Jugoslawien/Kosovo (KFOR), Mazedonien (TFF), Usbekistan (ISAF), in der Türkei (Enduring Freedom = EF), Italien (NATO-Einsatzzentrale), am Horn von Afrika (EF), in der arabischen See (EF), im

²⁰ Ebd., Seite 12.

Mittelmeer (EF), in Kuwait (EF), in Bahrein (EF), in Djibouti (EF), in Kenia (EF), in den USA/Florida, Tampa (EF) und in Afghanistan (ISAF) sowie mit Elitetruppen im Kampfeinsatz in Afghanistan und anderswo (EF).

5.1. Die „europäischen“ Bundeswehreinätze: SFOR, KFOR, Fox, UNOMIG

Auf dem europäischen Kontinent hat die Bundeswehr derzeit am meisten Bundeswehrsoldaten stationiert.

5.1.1. SFOR / Bosnien

Die SFOR-Einheiten sollten als Nachfolgeoperation der NATO-geführten IFOR (IFOR = Implementation Force) ursprünglich nur von 1996 bis 1998 in Bosnien stationiert bleiben. In Bosnien entwickelte sich stattdessen das erste NATO-Protectorat und damit der erste langfristige NATO-„Besatzungs“-Einsatz. Heute (2002) sind von den ursprünglich „zugelassenen“ 3.000 noch fast 1.600 Bundeswehr-Soldaten an SFOR in Bosnien beteiligt. Der Großteil der Soldaten ist im Lager Rajlovac stationiert, dem Sitz des Deutschen Heereskontingentes SFOR, weitere Soldaten finden sich im Außenlager Filipovići, beim Stab in Mostar oder beim SFOR-Hauptquartier in Butmir bei Sarajevo. Das deutsche Kontingent ist Teil der Multinationalen Division Süd-Ost (MND-SE) mit Sitz in Mostar mit Kontingenten aus Frankreich, Italien, Marokko und Spanien. Das Ganze steht unter französischer Führung. An SFOR sind NATO-Staaten und 16 Nicht-NATO-Staaten beteiligt (davon 14 sogenannte PfP-Staaten, also Staaten, die am NATO-Programm „Partnership for Peace“ teilnehmen, einschließlich Russland und der Ukraine). Das PfP-Programm ist de facto eine „NATO-Mitgliedschaft light“.

5.1.2. KFOR / Kosovo

Als Folge des NATO-Angriffskrieges gegen Jugoslawien wurden im Bereich Kosovo, das formal noch zu Jugoslawien gehört, aber de facto unabhängig bzw. NATO-Protectorat ist, ab dem 12.06.1999 Einheiten der KFOR stationiert. Bis zu 8.500 Bundeswehrsoldaten können bei diesem zweiten langfristigen Besetzungseinsatz der Bundeswehr auf dem Balkan eingesetzt werden. Beim derzeit laufenden Einsatz sind ca. 5.000 Soldaten im Kosovo.

5.1.3. Task Force Fox / Mazedonien

Der Einsatz Fox in Mazedonien ist der Folgeeinsatz der Operation „Amber Fox“, der auf den Einsatz „Essential Harvest“ folgte. „Essential Harvest“ war der NATO-Militäreinsatz, bei dem es offiziell darum ging, in drei Stufen 3.000 Waffen von der auch in Mazedonien militärisch agierenden UCK einzusammeln. Real ging es darum, daß UCK-Kämpfern für die registrierte Abgabe irgendeiner - auch sehr alten - Waffe bei den Einheiten von „Essential Har-

vest“ später von der mazedonischen Regierung Amnestie gewährt wurde. (Näheres hierzu in den IMI-Studien 07 und 08 aus dem Jahr 2001.²¹) Im Rahmen von Task Force Fox sind derzeit 221 deutsche Soldaten eingesetzt.

5.1.4. UNOMIG in Georgien

In Georgien sind 11 Bundeswehrsoldaten im Rahmen der UNOMIG-Mission stationiert. UNOMIG gibt es seit 1993, seit 1994 ist die Bundeswehr beteiligt. Offizielle Aufgabe ist „die Kontrolle und Überwachung des Moskauer Waffenstillstands- und Truppenentflechtungsabkommens zwischen Georgien und Abchasien vom 14. Mai 1994 sowie die Schaffung von Voraussetzungen für eine sichere und geordnete Rückkehr der Kriegsflüchtlinge“²²

5.2. In Afghanistan und auf einem Drittel des Globus

5.2.1. ISAF

Die Bundeswehr hat 1.225 Soldaten im Rahmen von ISAF (International Security Assistance Force) im Einsatz, der „Schutztruppe“ für den Großraum Kabul. Seit 19.03. 2002 hat die Bundeswehr in Kabul auch die taktische Führung der Multinationalen Brigade übernommen. Damit stehen ca. 4.700 Soldaten aus 18 Staaten unter dem Kommando des deutschen Brigadegenerals. Der Einsatzradius der ISAF-Truppen ist ausdrücklich auf den Großraum Kabul beschränkt. Die ISAF-Truppen befinden sich im wesentlichen an zwei Stationierungsorten: 980 Soldaten in Kabul, 165 in Usbekistan.

Deutsche „Schutztruppen“ gab es im übrigen schon einmal in der Geschichte. Die deutschen Kolonialtruppen, die insbesondere in Namibia bzw. „Deutsch-Südwestafrika“ ihr Unwesen trieben, hießen ebenfalls „Schutztruppen“.²³

5.2.2. Der Einsatz im Rahmen von „Enduring Freedom“ oder eine „epochale Kriegsermächtigung“

²¹ IMI-Studie 2001/06: IMI (Seifert, Andreas / Haydt Claudia / Pflüger, Tobias): Intervention? Mazedonien 2001. Materialien zur Diskussion um Krieg und Frieden auf dem Balkan und die Rolle der Bundeswehr, Broschüre, <http://www.imi-online.de/download/Mazedonien-Broschuere.pdf>, - IMI-Studie 2001/07: Pflüger, Tobias: Mit Lügen in den nächsten Krieg. Was will die Bundeswehr in Mazedonien? in: Graswurzelrevolution 261, September 2001, <http://www.imi-online.de/download/Bundeswehr-in-Mazedonien-imi-studie-2001-07.pdf>.

²² <http://www.bundeswehr.de/ie/wir/einsatz/unomig.php>.

²³ Diese „deutschen Schutztruppen“ waren u.a. für ein Massaker an den Hereros verantwortlich, bei dem von den ca. 70.000 Hereros mehr als 50.000 durch deutsche Schutztruppen umgebracht wurden. Heute würde man sagen, die deutschen Schutztruppen betrieben eine ethnische Säuberung, einen Völkermord. Die Begründung des damaligen Oberbefehlshabers der deutschen Truppen General von Trotha ist im heutigen Kontext interessant: „Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme in Strömen von Blut und in Strömen von Geld.“ (zit. nach IPS [Inter Press Services] Dritte Welt Nachrichtenagentur GmbH [Deutschland-Filiale des IPS-Inter Press Service], <http://www.ips-germany.org/countdown/1904.htm>).

Am 7. November 2001 beantragte die Bundesregierung beim Bundestag eine „Ermächtigung“ zum Einsatz der Bundeswehr. Der Bundestag stimmte darüber in einer kombinierten Abstimmung zusammen mit der Vertrauensfrage (für Gerhard Schröder) ab. Damit konnten nur noch vier Abgeordnete als kalkulierte Gegenstimmen aus Reihen der Bündnisgrünen (und eine Abgeordnete, die deshalb extra aus der SPD-Fraktion austreten musste) gegen die Kriegsermächtigung stimmen.

Die zentralen Sätze der Kriegsermächtigung sind: „Im Rahmen der Operation ENDURING FREEDOM werden bis zu 3.900 Soldaten mit entsprechender Ausrüstung bereitgestellt: ABC-Abwehrkräfte, ca. 800 Soldaten / Sanitätskräfte, ca. 250 Soldaten / Spezialkräfte, ca. 100 Soldaten / Lufttransportkräfte, ca. 500 Soldaten / Seestreitkräfte einschließlich Seeluftstreitkräfte, ca. 1800 Soldaten / erforderliche Unterstützungskräfte, ca. 450 Soldaten.“

„Die Beteiligung mit deutschen Streitkräften an der Operation ENDURING FREEDOM ist zunächst auf zwölf Monate begrenzt.“

„Einsatzgebiet ist das Gebiet gemäß Art. 6 des Nordatlantikvertrags, die arabische Halbinsel, Mittel- und Zentralasien und Nord-Ost-Afrika sowie die angrenzenden Seegebiete.“

„Deutsche Kräfte werden sich an etwaigen Einsätzen gegen den internationalen Terrorismus in anderen Staaten als Afghanistan nur mit Zustimmung der jeweiligen Regierung beteiligen.“

Der Beschluss bedeutet u.a.:

- Eine Aushebelung des „Parlamentsheers“ (Ermächtigung zu Einsätzen für mindestens ein Jahr),
- ein Einsatzgebiet auf mindestens einem Drittel des Globus und
- alle Einsatzarten der Bundeswehr von sogenannten „humanitären Einsätzen“ bis hin zu reinen Kampfeinsätzen sind möglich.

Diese Kriegsermächtigung wurde Stück für Stück umgesetzt: Im Sommer 2002 befinden sich Bundeswehrsoldaten im Rahmen von „Enduring Freedom“ an folgenden Orten:

Luftwaffenbasis Tampa / Florida: 10

Kuwait: 50 ABC-Abwehrkräfte (mit umfangreichem Material) als Folgestationierung eines Manövers zusammen mit US- und Kuwaitischen Truppen. Friedrich Merz (CDU) sagt dazu: „Alles ABC-Abwehrmaterial ist in Kuwait geblieben, wenn es dort in der Region zu einem Konflikt kommt, ist Deutschland dabei.“²⁴ Das scheint zuzutreffen: Die 50 ABC-Abwehrkräfte sind ein Vorbote des fest geplanten Krieges der USA; Deutschlands und anderer Verbündeter gegen den Irak. Der Krieg wird wohl im Februar 2003 beginnen.²⁵

²⁴ Financial Times Deutschland 24.05.2002.

²⁵ vgl. hierzu u.a.: Wagner, Jürgen: Nächster Stopp Bagdad, IMI-Analyse 2002/011, 18.3.2002,

Afghanistan und an unbekanntenen Orten der Vorbereitung (genannt werden Oman, Iran, Schweiz, Deutschland): 92 Soldaten des Kommando Spezialkräfte (KSK) bzw. 92 Soldaten aus den Einheiten der Division Spezielle Operationen (DSO) (Luftlandebrigaden 31 (Oldenburg), 26 (Saarlouis) und Kommando Spezialkräfte (Calw)

Mittelmeer: 280

Arabische See / Horn von Afrika: 820

Bahrein: 140

Djibouti: 140

Kenia: 100

Die Stationierungen um Somalia können als Vorbereitung eines in Betracht gezogenen Angriffs auf Teile von Somalia interpretiert werden.

6. Das Beispiel „Bundeswehr am Horn von Afrika“

Die Bundeswehrführung hat drei Fregatten, drei Seeaufklärer, vier Hubschrauber und fünf Versorgungsschiffe ans Horn von Afrika entsendet (ursprünglich waren noch fünf Schnellboote vorgesehen, die allerdings nicht tropentauglich waren, da für Nord- und Ostsee konzipiert). Die offizielle Aufgabenbeschreibung für die deutsche Marine am Horn von Afrika ist:

- Durchführung von Seeraumüberwachungsoperationen in den Seegebieten um das Horn von Afrika
- Schutz der Seeverbindungslinien im Operationsgebiet
- Unterbindung des verbotenen Handels und Transports von Gütern, die der Unterstützung des internationalen Terrorismus dienen können, z.B. Drogen, Waffen, Munition, militärisches Gerät, Geldmittel etc.

Dies soll geschehen durch sogenannte „Maritime Interdiction Operations“ (MIO), also „Kontrolle von Handelsschiffen neutraler Staaten“, und sogenanntes „Boarding“ (Kontrolle von Ladung und Ladungspapieren). Notfalls sollen „Zwangsmaßnahmen“ „wie z.B. die Umleitung in Häfen zur weiteren Untersuchung von Schiff und Besatzung ergriffen werden“. (Alle Zitate aus der alten, nicht mehr existenten Internetseite der Bundeswehr, die neue enthält nur einen Bruchteil der vorigen Informationen.)

Soweit die offizielle Beschreibung. Die Realität ist wie häufig eine etwas andere: Die Bundeswehrsoldaten langweilen sich nach zuverlässigen Informationen offensichtlich ziemlich an ihren diversen Stationierungsorten rund um Somalia. Die Frage stellt sich also, was ist der Sinn oder Unsinn dieser Operation am Horn von Afrika?

Seit dem 12. Mai 2002 hat die deutsche Marine das Oberkommando über alle

und Pflüger, Tobias: Der Stachel im Zentrum, Ein politischer Reisebericht von einem (Konferenz-)Besuch in New York im April 2002, IMI-Analyse 2002/029, 16.05.2002, <http://www.imi-online.de>.

Operationen am Horn von Afrika, immerhin ein Gebiet viermal so groß wie die Bundesrepublik. Dem deutschen Oberkommando untersteht eines von neun Teilkontingenten der gesamten „Enduring Freedom“-Flotte, die aus über 80 Schiffen aus 16 Staaten besteht. Unter deutschem Kommando stehen Schiffe aus Großbritannien, Spanien, Deutschland und den USA. Das deutsche Kontingent nennt sich „Task Force 150“. Die Koordination liegt beim neuen Einsatzführungskommando in Potsdam-Geltow.

Die deutsche Marine agiert in internationalen Gewässern, maßt sich dort Hoheitsrechte an, die sie nicht hat und kontrolliert den internationalen Schiffsverkehr. Der Schiffsverkehr ist in dieser Region sehr stark. Fast alle Schiffe von Asien nach Europa und umgekehrt müssen z.B. durch die Meerenge Baar el Mandeb, die zwischen dem Golf von Aden und dem roten Meer liegt.

Piraten darf die Bundeswehr allerdings explizit nicht jagen. Deshalb rühmt sie sich, quasi als Nebeneffekt für Sicherheit in diesen strategisch wichtigen Gewässern zu sorgen, sprich Piraten agieren – so die Bundeswehrverantwortlichen – jetzt weniger, weil soviel Bundeswehrschiffe unterwegs sind. Dies wird allerdings vom zuständigen „International Maritime Bureau“ (IMB) bestritten, dort heißt es, die Piratenvorfälle hätten sich seit der Bundeswehrpräsenz verdoppelt.

Was genau der Auftrag der deutschen Marine nun ist, ist strittig zwischen dem US-Oberkommando in Bahrein und dem deutschen Kommando fürs Horn von Afrika: Die US-Einsatzzentrale sagt, „die Rolle der Task-Force ist es, die Gewässer um das Horn von Afrika und das arabische Meer zu überwachen“, die Aufgabe würde „weiterhin in der Überwachung und Auskundschaften (surveillance and reconnaissance) des Schiffsverkehrs bestehen und nicht im Abfangen (interdiction)“ (ZEIT, 8. Mai 2002). Das mag zwar wie ein Detaildisens klingen, ist aber höchst relevant: Die Küstengewässer in der „Hoheit“ Somalias sind tabu für die deutschen Afrikasegler, und völkerrechtlich unstrittig, es gibt kein Mandat und keine rechtliche Deckung von „Gewaltanwendung“. Sollte die Bundeswehr also tun, was die deutsche Bundeswehrführung verlautet, bricht sie mal wieder Recht, Gesetz und Völkerrecht. Aber, so schreibt die Zeit, heikle erzwungene Kontrollen überließe die deutsche Marine den US Navy Seals, einer harten US-Elitetruppe, die tatsächlich nach Funkbefragungen tausender Schiffe in der Region 75 „Bordgänge“ – sprich Schiffsstürmungen – durchgeführt habe. In einem knappen Dutzend von Fällen – so die New York Times – hätten die US-Truppen „Zwangsmaßnahmen“ durchgeführt. Sprich, die US Navy Seals führten inzwischen knapp ein Dutzend rechtlich nicht gedeckter Übergriffe auf „verdächtige Schiffe“ durch. Aber, so die ZEIT, „die (deutsche) Flotte ist nicht da, um Wasserpolizei zu spielen.“ Irgendwie dann doch, es ist eben mal wieder eine selbsternannte „Polizei“.

Stefan Gose schreibt in der antimilitarismus information²⁶, beim Bundeswehreinsatz ginge es um „Leichtmatrosen auf Fotosafari“ – schön formuliert,

²⁶ Gose, Stefan: Leichtmatrosen auf Fotosafari, in: ami 05/02.

aber es trifft die Sachlage wohl nicht ganz. Dazu ist es notwendig, sich die Situation in Somalia genauer anzuschauen.

Claudia Haydt hat in zwei IMI-Analysen²⁷ die Auswirkungen der Stationierung der deutschen Marine auf die Gesamtregion Somalia untersucht. Ihre Ergebnisse: Die Zeitschrift DIE WOCHE hat in einer ihrer letzten Ausgaben berichtet²⁸, dass die Stationierung deutscher Truppen sehr wohl als Ankündigung einer militärischen Intervention verstanden werden: „Scharpings (später wieder dementierte) Äußerung, Somalia wäre das nächste Ziel des „Anti-Terror-Kampfes“, wird dort (in Somalia) im Kontext der Entsendung des deutschen Kontingents gesehen. „Die Deutschen kommen! und „Wer es sich leisten kann, hat seine Familien außer Landes gebracht“.²⁹

„Somalia, das Land am Horn von Afrika, liegt günstig – militärisch, geostrategisch und bezüglich der wichtigsten Seehandelsrouten.“ „Die Antwort auf die Frage: Warum Somalia? ist so zynisch wie simpel: Motiv, Möglichkeit und Gelegenheit sind vorhanden, ebenso die willigen Komplizen. Das Land ist arm und hat keine Lobby Die Truppen der Allianz gegen den Terror sind positioniert. Der Startschuss wird kommen.“³⁰

Einzigster Verzögerungsfaktor könnte eine Einigung verschiedener Herrscher und Warlords im Gesamtbereich Somalia sein. Daran wird mit UN-Hilfe gearbeitet. Trotzdem steht die Kriegsdrohung weiterhin.

Warum ein Krieg in Somalia? Ein Hinweis findet sich in german-foreign-policy.com: Die Fachzeitschrift „Petroleum Economist“ habe schon 1991 im Auftrag des „United Nations Development Programme“ eine Studie erstellt, nach der im Bereich Somalia umfangreiche Öl- und Erdgasvorkommen vorhanden wären. Inwieweit das zutrifft, ist unklar, ein Hinweis ist es allemal. Oder um es deutlicher zu formulieren: Die Truppen-Stationierungen rund um Somalia sind Vorboten eines möglichen Krieges gegen Somalia, und an diesem Krieg will Deutschland dann wesentlich beteiligt sein. Der SPIEGEL schreibt dazu: „Im Kriegsfall der USA mit Somalia sollten die Boote zum Schutz von Frachtschiffen und Tankern zur Verfügung stehen“. (SPIEGEL 20.04.2002) Zusammengefasst: Die Truppen um das Horn von Afrika – geht man von derem offiziellem Auftrag aus – machen derzeit militärisch wenig Sinn. Was bleibt, ist gefährlich genug: Eine Funktion der Bundeswehr ist die Sicherung der Wassertransportwege von Öl, eine weitere Funktion ist die deutsche Bereitschaft, bei einem späteren Krieg gegen Somalia dabei zu sein.

²⁷ Haydt, Claudia: IMI-Analyse 2002/015: Warum Somalia? - Somalische Tragödie, in: Ossietzky 06/2002, 23. März 2002, <http://www.imi-online.de/2002.php3?id=57>, <http://www.imi-online.de/download/Warum-Somalia.pdf>, Haydt, Claudia: IMI-Analyse 2002/009: Der Krieg um Somalia, in: IPPNW-Forum 74 (März 2002), <http://www.imi-online.de/2002.php3?id=49>, <http://www.imi-online.de/download/somalia.pdf>.

²⁸ DIE WOCHE vom 11.02.2002.

²⁹ zit. nach Haydt, Claudia: IMI-Analyse 2002/009, a.a.O.

³⁰ ebd.

7. Resümee

Nach den Terroranschlägen des 11. September erklärte Gerhard Schröder für die Bundesregierung die uneingeschränkte Solidarität mit den USA im „Krieg gegen den Terror“. Damit war klar, deutsche Soldaten würden sich an diesem umfassenden Krieg beteiligen. US-Präsident George W. Bush erklärte, der Krieg gegen „den Terrorismus“ werde solange geführt, bis alle Terroristen „ausgeräuchert“ seien. Es wird immer terroristische Aktionen geben und die hegemoniale Wirtschafts- und Kriegspolitik der USA und ihrer Verbündeten wird wohl leider immer mehr Gruppen und Menschen dazu bringen, in einer Art „asymmetrischer“ Kriegsführung mit Terroranschlägen gegen die Dominanzpolitik der USA und ihrer Verbündeten zu agieren. Damit ist klar, spätestens seit dem 11. September befinden sich die USA und ihre Verbündeten in einem „permanenten Krieg“.

Rot-grün hat die Bundeswehr grundlegend neu ausgerichtet. Die Bundeswehr ist kriegsführungsfähig geworden und im Kernbereich eine Interventionsarmee. Inzwischen stehen über 10.000 Soldaten der Bundeswehr im langfristigen Auslandseinsatz. Reine Kampfeinsätze, die zudem unstrittig gegen das Kriegsvölkerrecht verstoßen (KSK-Truppen übergaben Gefangene an US-Truppen, die diese nicht als Kriegsgefangene behandeln), sind zur „Normalität“ geworden.³¹ Rot-grün hat die Militärpolitik der Vorgängerregierung nicht nur fortgeführt, rot-grün trägt die Verantwortung für zwei Angriffskriege (Jugoslawien und Afghanistan) und eine Reihe umfassender Stationierungen der Bundeswehr im Ausland. Offensichtlich bedurfte es einer rot-grünen Regierung, um im Bereich der Militärpolitik derart umfassende Änderungen auf die Schiene zu bringen. Krieg ist wieder Mittel von Politik geworden. Rot-grün steht somit für eine „eskalierende Kontinuität“ im Bereich der Militär- und Bundeswehrpolitik. Aus deklariertem „Friedenspolitik“ (Koalitionsvertrag) wurde permanente Kriegspolitik.

³¹ <http://www.imi-online.de/2002.php3?id=51>.

Kant-Impulse im Denken von Karl Marx

Im Entwicklungsgang der antifeudal-bürgerlichen Philosophie Deutschlands bildet das Denken Immanuel Kants, das die Fragestellungen der zeitgenössischen Naturwissenschaften und die geschichtlichen Erfahrungen des deutschen Bürgertums am Vorabend der Französischen Revolution in sich vereinte, einen Kristallisationspunkt. Wie M. Buhr formulierte, manifestierte sich im Denken Kants die „philosophische Unabhängigkeitserklärung des Menschen“¹, in seiner theoretischen Philosophie in der Erfassung der aktiven Rolle des Subjekts innerhalb des Erkenntnisprozesses, in der praktischen Philosophie im Bemühen um die schlüssige Begründung menschlicher Freiheit und des sittlichen Handelns im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft. Anliegen von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ war die Bestimmung des Wesens des philosophischen Denkens auf dem Hintergrund einer an der Newtonschen Naturwissenschaft und ihren Grenzen orientierten Position auf dem Boden des Vernunftapriorismus.

Theoretische Leistungen Kants

Kants transzendente Logik enthält gegenüber jenen Auffassungen, die Erkenntnis auf dem Wege einer mechanischen Assoziation von Wahrnehmungen und Vorstellungen zu gewinnen suchten, einen qualitativ neuen Denkansatz. Im Unterschied zu seinen Vorgängern ist bei Kant Erkenntnis überindividuell konstituiert. Die Transzendentalphilosophie Kants birgt, wenn auch in abstrakter Form, das Verständnis des gesellschaftlich-geschichtlichen Charakters der menschlichen Erkenntnis. Für das bürgerliche Bewusstsein wirkt sie in neuer Weise integrierend und normierend. Mit Kant geraten die Grundsätze und kategorialen Probleme der einzelwissenschaftlichen Theoriebildung und die methodologisch-erkenntnistheoretischen Fragestellungen im wissenschaftlichen Forschungsprozess in den Blickpunkt. Die transzendente Analytik habe, wie D. Bergner hervorhob, gegenüber Hegel den Vorteil, dass „der nüchterne Blick für die empirische wissenschaftliche Forschung stärker spürbar bleibt und damit die spezifischen Fragen der dialektischen Beziehungen zwischen Philosophie und Methodologie und Theorie der wissenschaftlichen Forschung deutlich als Probleme stehen“.² Zwar liegt der Erkenntnisfunktion die Anerkennung einer bewusstseinsunabhängigen Außenwelt zugrunde, doch wird Erkenntnis für Kant letztlich durch das Subjekt konstituiert.

¹ M. Buhr, *Vernunft – Mensch – Geschichte. Studien zur Entwicklungsgeschichte der klassischen bürgerlichen Philosophie* (Schriften zur Philosophie und ihrer Geschichte 7), Berlin 1977, S. 74.

² Vgl. D. Bergner, *Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 29 (1981) 12, S. 1488ff.

Nach Kant existiert eine ganze Hierarchie rationaler Bedingungen, die Erfahrung erst ermöglichen: die transzendente Apperzeption, die Kategorien, die Grundsätze der reinen Vernunft und die transzendentalen Schemata, die die Verbindung von Denken und Anschauung herstellen. J. Zelený bemerkte: „In der transzendentalen Logik lässt sich ... der durch die allgemeine Theorie der Rationalität und allgemeine logisch-psychologische Theorie des Bewusstseins formulierte Versuch einer Theorie des wissenschaftlichen rationalen Denkens erblicken.“³ Konstituieren die Instrumentarien des Verstandes die menschliche Erfahrung als Erscheinungserkenntnis, so führt die synthetische Tätigkeit der Vernunft jenseits der Erfahrungswelt und Erscheinungserkenntnis mit dem ihr immanenten Streben nach Totalität zur Annahme letzter „Dinge an sich“. Diese konstituieren Ideen, die nur in regulativer Weise Erkenntnis begründen können, aber mit der synthetischen Einheit der Natur kongruieren.

Kants Lehre von der architektonischen Struktur der Vernunft impliziert gegenüber seinen Vorgängern eine höhere Stufe philosophischer Begrifflichkeit. J. d'Hondt hob hervor, das philosophische Denken erlange bei Kant ein Niveau philosophischer Tiefgründigkeit, von dem nichts verloren gehen dürfe. Kant habe den gemeinen Menschenverstand verworfen, wie es Kopernikus vorher in der Astronomie getan hat.⁴ Kants theoretische Tiefe findet ihren Ausdruck in seinem Gedanken des Ansichseins, auch wenn er dieses als unerkennbar ansieht. Die Dialektik des Wirklichen verbirgt sich bei ihm in der Alternative von einer mechanisch vollständig determinierten Welt und der Konstitution der Sphäre intelligibler Freiheit als Ausdruck der Ohnmacht gegenüber den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen und einer Rebellion gegen sie, was sich in bürgerlicher Gestalt im Gegensatz von „Natur“ und „Vernunft“ unbegriffen reproduziert.⁵ Freiheit ist für Kant Selbstbestimmung durch praktische Vernunft. Er fasste den Menschen als Selbstzweck gegen eine Welt universeller Abhängigkeit. Das „Ding an sich“ ist in seiner tiefsten Dimension Träger der Sittlichkeit, Raum der menschlich-gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeit, die der Erscheinungswelt in letzter Instanz das Gepräge gibt. Der Formalismus im ethischen Denken Kants ist Bedingung für die Fixierung von Prinzipien einer bürgerlich-humanen Welt, der Normen und Maximen einer bürgerlichen Gesellschaft in idealisierter Form gegenüber ihrer realen Gestalt.

Bezugspunkte Kants im Marxschen Denken

Kants Theorie der theoretischen und praktischen Vernunft ist zunächst im allgemein-umfassenden Sinne eine konstitutive Voraussetzung der philosophischen Lehre von Karl Marx. Seine Auffassungen von der architektonischen

³ J. Zelený, *Kants transzendente Logik*, in: *Revolution der Denkart oder Denkart der Revolution. Beiträge zur Philosophie Immanuel Kants*, hrsg. v. M. Buhr und T. I. Oiserman (Schriften zur Philosophie und ihrer Geschichte 1), Berlin 1976, S. 69.

⁴ Vgl. J. d'Hondt, *Kant und die philosophische Tiefe*, in: ebenda, S. 69.

⁵ Vgl. W. Heise, *Die Wirklichkeit des Möglichen. Dichtung und Ästhetik in Deutschland 1750-1850*, Berlin 1990, S. 351.

Struktur der Vernunft, sein Bemühen um das Erfassen der Totalität des Wirklichen und der zunächst antinomisch interpretierten Widersprüchlichkeit der äußeren Wirklichkeit wie des erkennenden Denkens sind für die dialektische und materialistische Position Marx' unabdingbar. Gelingt es ihm, die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft zu entschlüsseln, sind auch jene kognitiven Instrumentarien dabei Voraussetzung, die von Kant gegen idealistische Hypostasierungen und borniertes Verharren auf der Oberfläche der Erscheinungen entwickelt wurden. Freilich gehen in die theoretischen Fundamente der Marxschen Lehre die außerordentlichen Weiterentwicklungen und Umformungen des Kantschen Denkens in der klassischen deutschen Philosophie ein, namentlich die Hegels. Kants Instrumentarien sind für Marx präsent, aber am wenigsten unmittelbar. Im Gegensatz zum Kantschen Apriorismus zielt Marx darauf ab, die wirkliche Bewegung der Dinge im Detail zu erschließen. Ist deren inneres Band gefunden, kann nach Marx die wissenschaftliche Darstellungsweise scheinbar die Gestalt einer „Konstruktion a priori“ besitzen.⁶ Aber ohne den Apriorismus Kants, dessen Verständnis des Wesens einer wissenschaftlichen Theoriebildung, wäre etwa Marx' logische Ableitung der relativen Wertform im „Kapital“ nicht möglich gewesen. Marx korrigiert die Kantische Apriorismuskonzeption durch die Momente der Relativität und Historizität. In Marx' materialistischer Gedankenführung beginne die wissenschaftliche Analyse „post festum und daher mit den fertigen Resultaten des Entwicklungsprozesses“. So besitzen Formen, welche Arbeitsprodukte zu Waren stempeln, „bereits die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens, bevor die Menschen sich Rechenschaft zu geben suchen nicht über den historischen Charakter dieser Formen, die ihnen vielmehr bereits als unwandelbar gelten, sondern über deren Gehalt“. Haben für Kant die Vernunftkategorien den Status der Apriorität, so sind für Marx die Kategorien der bürgerlichen Ökonomie „gesellschaftlich gültige, also objective Gedankenformen für die Produktionsverhältnisse dieser historisch bestimmten gesellschaftlichen Produktionsweise“. ⁷ Gegenüber Hegel hat Kant den Vorzug, dass bei ihm die Gegenständlichkeit erhalten bleibt, nicht subjektiviert wird. In jedem Fall ist die theoretische Philosophie Kants unabdingbar für moderne wissenschaftliche Theoriebildung, auch wenn ihre Voraussetzungen einer Kritik bedürfen.

Die praktische Vernunft Kants birgt ein Ensemble gedanklicher Bestimmungen, moralischer Postulate und abstrakter Visionen, in denen sich die Überzeugung progressiver Gerichtetheit der Menschheitsentwicklung, die Exponierung menschlicher Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit, des Werts und der Würde des Menschen, des Fortschritts der Kultur und Humanität, das Bewusstsein solidarischen Handelns und die Utopie einstiger Freiheit artikulieren. Sie bereiten sich vor und vollziehen sich in einem antagonistischen Prozess des Sich-Herausarbeitens aus dem Naturzustand und des Übergangs zur

Zivilisation, der Überwindung egoistischer Triebe und Neigungen, und kulminieren in einem Zustand der Moralität. Kants Verständnis der „Kausalität aus Freiheit“ deutet das Begreifen der spezifischen Gesetzmäßigkeit des historischen Prozesses an. Sein Bewusstsein von der Allgemeingültigkeit und Verbindlichkeit der Gesetze des sittlichen Handelns normiert bürgerliches Selbstverständnis mit einer gesamtgesellschaftlichen Zielsetzung. Kants Lehre von der praktischen Vernunft und von der Autonomie des Subjekts, gerichtet gegen Auffassungen, wonach Geschichte bloße Fortsetzung von Naturgeschichte ist, wird, von idealistischen Hypostasierungen befreit, gedankliches Ferment der Marxschen Position von der „Subjektivität *gegenständlicher* Wesenskräfte, deren Action daher auch eine *gegenständliche* sein muß“. ⁸ Abgesehen vom allgemeinen Zusammenhang von Kantscher und Marxscher Position finden sich bei letzterem Bezugnahmen, Wertungen, Impulse, die direkte Rückgriffe auf das Gedankenpotential Kants auch im einzelnen deutlich machen.

J. Zelený hebt hervor, dass uns „Kant ... in einigen Fragen dadurch näher (steht) als die nachkantische spekulative Philosophie, weil er die *menschliche* Vernunft behandelt, die im menschlichen Leben mit der ... durch etwas anderes als die Vernunft gegebenen Realität konfrontiert wird“. ⁹ In gewisser Hinsicht erfolgt bei Marx eine Rückkehr zu Kant gegen die hypostasierte Vernunft Hegels. „Marx kehrt auf einer neuen Ebene ... zu Kant zurück, da er in den endlichen Menschen, wie sie in den jeweils bestimmten und historisch wandelbaren gesellschaftlichen natürlichen Verhältnissen tätig sind, das Alpha und Omega aller Theorie sieht“. Zugleich scheint uns Marx, wie Zelený vermerkt, in seiner „prinzipiellen Anerkennung der Schranken und Grenzen der menschlichen Vernunft Kant näher zu stehen als Hegel, wenn auch diese Nicht-Absolutheit des menschlichen Erkenntnisvermögens durch beide Denker wesentlich anders gefasst wird – bei Kant im Zusammenhang mit seiner übergeschichtlichen Unterscheidung von Erfahrungswissenschaft und 'Ding an sich', bei Marx als Folge seiner praktisch-historischen Auffassung der Wirklichkeit“. ¹⁰ Marxistischem Denken ist wesensmäßig gegenüber der Hypertrophierung der Vernunft bei Hegel, seinem Insistieren auf absoluten Wahrheiten, auch wenn diese selbst bei ihm geschichtliches Entwicklungsprodukt sind, eine gewisse Kantnähe eigen, indem es Anerkennung der Progression der Erkenntnis mit dem Bewusstsein ihrer Relativität und Beschränktheit verbindet. Die fehlerhafte Extrapolation gewonnener Einsichten in der Geschichte der marxistischen Denktradition, so z. B. verkürzte Revolutionserwartungen oder schematische Annahmen über künftige Geschichtsverläufe, schließt, wenn auch nicht in erster Linie, die Übernahme konzeptioneller Irrtümer Hegels, die aus seinem absoluten Idealismus entspringen, ein.

⁸ K. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte, in: MEGA(2), Bd. I/2, S. 106f.

⁹ J. Zelený, Kants transzendente Logik, a. a. O., S. 74.

¹⁰ J. Zelený, Die Wissenschaftslogik bei Marx und das „Kapital“, Berlin 1968, S. 310.

⁶ K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, Hamburg 1872, in: MEGA(2), Bd. II/6, S. 709.

⁷ Ebenda, S. 106f.

Als Student verfasste Marx den Entwurf einer Rechtsphilosophie, die, wie er schrieb, „im Grundschema an das Kantische grenzt, in der Ausführung gänzlich davon abweicht“.¹¹ Bereits während der Abfassung dieser Arbeit empfand Marx den „Gegensatz des Wirklichen und Sollenden“ des Idealismus Kants und Fichtes als störend, und er gelangte zu der Einsicht, es müsse „im konkreten Ausdruck lebendiger Gedankenwelt ... das Objekt selbst in seiner Entwicklung belauscht, ... die Vernunft des Dinges selbst muß als in sich widerstreitendes fortrollen und in sich seine Einheit finden“.¹² Der Drang zu Objektivität und Wirklichkeit und die Abneigung gegen die idealistische Sollensphilosophie führten Marx zum Junghegelianismus. In den Anmerkungen zur Doktordissertation bedient sich Marx der Kantschen Widerlegung der Gottesbeweise als Belege für eine atheistische Argumentation. Eine hohe Wertschätzung Kants enthielt Marx' Aufsatz „Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule“, in dem er seine Philosophie im Kontrast zu den Theorien des französischen ancien régime „mit Recht als die *deutsche Theorie* der französischen Revolution“¹³ bezeichnete.

Marx' in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ von 1844 veröffentlichter Aufsatz „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ enthält, mit Blick auf Kant, eine tiefgehende Wertung der Leistungen und Grenzen der theoretischen Tradition Deutschlands seit der Reformation. Deutschland stehe nach Marx nur in theoretischer Hinsicht auf dem Niveau der Geschichte. Die revolutionäre Vergangenheit Deutschlands sei die Reformation. Der Bauernkrieg, die radikalste Tatsache der deutschen Geschichte, scheiterte an der Theologie. Die politisch rückständige deutsche Gegenwart werde an der Philosophie zerschellen. Deutschland bilde das „*theoretische Gewissen*“ der anderen Völker. In die theoretische Tradition Deutschlands seit der Reformation ist ihr linker Flügel, die radikale Sektenopposition, die deutsche Aufklärung und besonders die klassische deutsche Philosophie eingeschlossen. Marx würdigt die Exponierung des Menschen in der deutschen theoretischen Tradition und die in ihr enthaltene Radikalität. Humanistischer Kern und praktische Manifestation der radikalen theoretischen Tradition Deutschlands ist nicht die politische, vielmehr die „menschliche Emanzipation“. Marx schlussfolgert: „Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst. ... Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der Mensch *das höchste Wesen für den Menschen* sei, also mit dem *categorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“.¹⁴ Die Überlegungen Marx' schließen

u.a. an die Schrift von H. Heine „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ an, die die deutsche Philosophie als „eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit“ wertete. Heine verweist auf „deutsche Jakobiner“, die aus der deutschen Philosophie revolutionäre Schlussfolgerungen ziehen werden, speziell auf radikale Kantianer, die „erbarmungslos mit Schwert und Beil, den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzte Wurzel der Vergangenheit auszurotten“.¹⁵ Marx befindet sich in der Gedanken tradition des revolutionären Demokraten Johann Benjamin Erhard, der aus dem Kantianismus radikale Konsequenzen zog und an die frühen Schriften Fichtes anknüpfte. In seiner Schrift „Über das Recht des Volkes zu einer Revolution“ (1795) verfocht Erhard die Idee der Volkssouveränität. Nach Erhard ist „eine Revolution ... rechtmäßig, wenn durch sie eine offenbare Beleidigung der Menschenrechte aufgehoben werden soll“.¹⁶ Bei Entmündigung des Volkes bestehe sogar eine Pflicht auf Revolution. Erhard wirkte in Süddeutschland als Organisator jakobinischer Bestrebungen. Marx' Aufsatz verdeutlicht in verdichteter Form die aktive Rolle des theoretischen Denkens als unerlässliche Bedingung grundlegender historischer Veränderungen. Er steht mit dem Rigorismus seiner Diktion auch in der Tradition des Kantschen Denkens, besonders des Linkskantianismus.

1845/46 exemplifizieren Marx und Engels ihre Kritik der „deutschen Ideologie“ am Muster der Kantschen Philosophie. Kant habe den von Rousseau formulierten Allgemeinwillen, seine Idee der Volkssouveränität, in die moralische Selbstbestimmung der praktischen Vernunft verwandelt. Der „gute Wille“ Kants habe „vollständig der Ohnmacht, Gedrücktheit und Misère der deutschen Bürger, deren kleinliche Interessen nie fähig waren, sich zu gemeinschaftlichen Interessen einer Klasse zu entwickeln“,¹⁷ entsprochen. Aus der Unentwickeltheit der deutschen Zustände und der Konstitution des Staates zu einer scheinbar selbständigen Macht entsprang ein scheinbarer Widerspruch zwischen der Form, in der die deutschen Theoretiker die Interessen der Bürger aussprachen, und diesen Interessen selbst. Kant machte so „die materiell motivierten Bestimmungen des Willens der französischen Bourgeois zu reinen Selbstbestimmungen des ‚freien Willens‘, des Willens an und für sich, des menschlichen Willens, und verwandelte ihn so in rein ideologische Begriffsbestimmungen und moralische Postulate“.¹⁸ Die Kantwertung der „Deutschen Ideologie“ steht unter ideologieanalytischem Vorzeichen. In gewisser Weise geht die Analyse hinter den früheren Aufsatz Marx' „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ zurück, insofern sie die verborgenen Implikationen der praktischen Vernunft Kants, ihre möglichen radikalen Konsequenzen, nicht expliziert.

¹¹ K. Marx an Heinrich Marx. 10./11. November 1837. In: MEGA(2), Bd. III/1, S. 10f.

¹² Vgl. K. Marx, Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie, in MEGA(2), Bd. I/1, S. 90f.

¹³ K. Marx, Das philosophische Manifest der philosophischen Rechtsschule, in: MEGA(2), Bd. I/1, S. 194.

¹⁴ K. Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEGA(2), Bd. I/2, S. 176f.

¹⁵ H. Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Stuttgart 1977, S. 140f.

¹⁶ J. B. Erhard, Über das Recht des Volkes zu einer Revolution, hrsg. v. H. G. Haasis, München 1970, S. 52.

¹⁷ K. Marx/F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: MEW, Bd. 3, Berlin 1958, S. 177.

¹⁸ Ebenda, S. 178.

Bereits in seiner Schrift „Das Elend der Philosophie“ bringt Marx gegen den Hegelianismus Proudhons, seine Hypertrophierung der Vernunft, Gedankenelemente des Kantschen Kritizismus zur Geltung. In den „Ökonomischen Manuskripten“ von 1857/58 übt er im „Kapitel vom Geld“ eine grundsätzliche Kritik an den Geldillusionen der kleinbürgerlichen politischen Ökonomie, wonach die Reform der Zirkulationssphäre die kapitalistische Gesellschaft grundlegend verändern und ihre inneren Widersprüche ausschließen könne. Dieser Illusion liegt das Nichtbegreifen des Zusammenhangs von kapitalistischer Warenproduktion und Geld zugrunde. „Der Tauschwerth des Products erzeugt das Geld neben dem Product. Wie es nun unmöglich ist, Verwicklungen und Widersprüche, die aus der Existenz des Geldes neben den besonderen Waaren hervorgehn, dadurch aufzuheben, daß man die Form des Geldes verändert, ... ebenso unmöglich ist es, das Geld selbst aufzuheben, solange der Tauschwerth die gesellschaftliche Form der Producte bleibt.“ Wie der gesellschaftliche Charakter der Produktion wächst, „wächst die Macht des Geldes, d.h. setzt sich das Tauschverhältniß als eine den Produzenten gegenüber äussere und von ihnen unabhängige Macht fest ... Das Geld bringt diese Gegensätze und Widersprüche nicht hervor; sondern die Entwicklung dieser Widersprüche und Gegensätze bringt die scheinbar transzendente Macht des Geldes hervor.“¹⁹

„Transzendental“ gebraucht Marx im regulativen Sinne, im Sinne der Begriffsbildung der transzendentalen Dialektik. Marx enthüllt gewissermaßen den „transzendentalen Schein“, der erzeugt wird, wenn mit den Instrumentarien des bürgerlichen ökonomischen Verstandes der kapitalistische Produktionsprozess in seiner Totalität erschlossen werden soll. Er verwendet hier Elemente der Kantschen Vernunftkritik zur Bestimmung der Erkenntnisgrenze der bürgerlichen Ökonomie. Im Kapitel über den Warenfetischismus im „Kapital“ enthüllt er den Ursprung des „transzendentalen Scheins“, der in dem Geheimnis der Warenproduktion und der bürgerlichen Geldillusionen eingeschlossen ist: „Das Geheimnißvolle der Waarenform besteht ... darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältniß der Producenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existirendes gesellschaftliches Verhältniß von Gegenständen.“²⁰ Was bei Kant noch bloße kognitive Schranke des Denkens war, in der Struktur des Denkens gründete, wird bei Marx in seiner gesellschaftlich-geschichtlichen Bedingtheit erfasst. Kants Auflösung des „transzendentalen Scheins“ unter kognitivem Vorzeichen wird bei Marx zur Kritik des gegenständlichen Scheins der Warenproduktion unter geschichtlichem Aspekt. In Marx' Analyse geht freilich die gesamte Entwicklung der Erkenntnisse ein, die in der klassischen deutschen Philosophie, besonders bei Hegel, zu dem Problem der gesellschaftlichen Entäußerung und Entfremdung gewonnen wurden.

¹⁹ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/58, in: MEGA(2), Bd. II/1.1, S. 80f. – Vgl. hierzu auch: St. Dietzsch, Dimensionen der Transzendentalphilosophie 1780-1810, Berlin 1990, S. 38ff.

²⁰ K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Hamburg 1872, in: MEGA(2), Bd. II/6, S. 103.

Kantnähe in der Marxschen Hegelkritik

Denkelemente und Argumentationsfiguren Kants werden auch in Marx' Überlegungen zur Methode der politischen Ökonomie in Abgrenzung von Hegels Identifikation von Denken und Sein deutlich. Hegel unterliegt nach Marx der Illusion, das Reale als Resultat des sich selbst bewegenden Denkens aufzufassen, während die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen. Der Entstehungsprozess des Konkreten ist davon zu unterscheiden. Für das Bewusstsein ist die konkrete Totalität als Gedankentotalität „in fact ein Product der Denkens, des Begreifens ...; keineswegs aber des ausser und über der Anschauung und Vorstellung denkenden und sich gebärenden Begriffs, sondern der Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe“.²¹ J. Jánoska u.a. bemerken dazu: „Wenn Marx der Hegelschen Ineinssetzung von Denken und Realbewegung eine Absage erteilt, indem er auf ein Objekt oder Konkretes außerhalb hinweist, ist die Affinität zur Kantschen Unterscheidung offensichtlich ... Ähnlich wie Kant mit dem transzendentalen Gedanken sowohl gesicherte Urteile oder Gesetze erlangt, wie auch gleichzeitig eine Art Denkinhalt oder Erkenntnisraum produziert, bezieht sich Marx mit der Betonung des Denkens nicht bloß auf Denkinhalte, sondern auch auf das Denken im Sinne eines spezialisierten Objektbereichs als Denkpraxis oder ... als Form der *Aneignung*“.²² Erkenntnis ist für Marx nicht bloße innerbegriffliche Explikation, sondern hat stets die äußere Welt, vermittelt durch Anschauung und Vorstellung, zur Voraussetzung: „Das reale Subject bleibt nach wie vor ausserhalb des Kopfes in seiner Selbständigkeit bestehn; solange sich der Kopf nämlich nur spekulativ verhält, nur theoretisch. Auch bei der theoretischen Methode daher muß das Subject, die Gesellschaft, als Voraussetzung stets der Vorstellung vorschweben.“²³ Im Unterschied zu Kant ist für Marx der Ausgangspunkt kein unerschließbares Äußeres, kein „Ding an sich“, sondern selbst „Zusammenfassung vieler Bestimmungen“.²⁴ Der wirkliche Ausgangspunkt des Konkreten strukturiert, vermittelt durch Anschauung und Vorstellung, auch das Denken inhaltlich. Bei Marx liegt der Akzent im Unterschied zu Kant auf der theoretischen Durchdringung der äußeren Realität. Gegen Hegel und in gewisser Weise übereinstimmend mit Kant betont Marx die relative Autonomie des erkennenden Denkens bzw. der Aneignung gegenüber dem Gegenstand. „Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe“ korrespondiert bei Marx in bestimmtem Maße mit dem Stellenwert der „produktiven Einbildungskraft“ Kants. „Vorschweben des Subjekts“ bedeutet bei Marx, anschließend an Kant und über ihn hinausgehend, dass in der Begriffs-

²¹ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/58, in: MEGA(2), Bd. II/1.1, S. 37.

²² J. Jánoska, M. Bondeli, K. Kindle, M. Hofer, Das „Methodenkapitel“ von Karl Marx. Ein historischer und systematischer Kommentar, Basel 1994, S. 112.

²³ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/58, in: MEGA(2), Bd. II/1.1, S. 37.

²⁴ Ebenda, S. 36.

bewegung der Bezug zu den inneren Bestimmungen des Gegenstandes bewusst reflektiert werden muss. Bei Marx ist das Subjekt, die Gesellschaft, als „Einheit des Mannigfaltigen“ letztlich determinierendes Moment der begrifflichen Tätigkeit, wobei der Weg des Denkens von „abstrakten Bestimmungen“ zur „Reproduktion des Concreten“ führt. Auch die Verwendung der Begriffe „Einheit des Mannigfaltigen“ und „Reproduktion des Concreten“ bei Marx verweist auf eine bestimmte Kantnähe.

Von der „Kritik der reinen Vernunft“ zur „Kritik der politischen Ökonomie

Mit der Aufklärung und namentlich mit Kant gewinnt der Begriff der Kritik einen grundlegend neuen Stellenwert. Kritik ist konstitutiver Bestandteil bürgerlichen Selbstbewusstseins. Das Zeitalter der Aufklärung ist das Zeitalter der Kritik. Die Entfaltung der Kritik ist untrennbar mit der Herausbildung der bürgerlichen Öffentlichkeit, dem Abbau religiöser und ständischer Bildungen, verbunden. Bestehende Denkgewohnheiten wie auch gesellschaftliche Institutionen müssen vorurteilsfrei überprüft werden. Für Kant ergibt sich die Frage nach der Ausmessung der Dimensionen und der Grenzen des menschlichen Vernunftvermögens aus der Distanz zur rationalistischen Ontologie, zur religiösen Dogmatik und zum flachen Empirismus. Eine hypertrophierte Gestalt erlangte die wissenschaftliche Kritik in den Ausläufern des Junghegelianismus. Marx empfand gegenüber dieser „reinen Kritik“ in hohem Maße Abneigung. Der junge Marx ging zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts von der Kritik der herrschenden Philosophie zur Kritik der Politik über, wobei er zu Positionen der revolutionären Demokratie gelangte. Mit der Einsicht, dass die ökonomischen Verhältnisse die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens bilden, gerät 1844 die Kritik der Ökonomie ins Zentrum der Aufmerksamkeit.²⁵ Wie F. Mehring bemerkte, sei das „ureigenste Element der Lehre, die Marx hinterlassen hat ..., Ansporn zum Denken, zur Kritik und Selbstkritik“.²⁶ Kritik der politischen Ökonomie hat für Marx einen Doppelstatus: Kritik der bürgerlichen ökonomischen Lehren und Kritik der ökonomischen Verhältnisse des Kapitalismus.²⁷ Beginnt Kants Vernunftkritik mit der Betrachtung der elementarsten Anschauungsformen a priori und schreitet sie von ihnen nach einem architektonischen Plan zu einer systematischen Analyse des Leistungsvermögens wie der Grenzen der menschlichen Vernunft fort, so nimmt Marx' Ökonomiekritik die Analyse der Ware als der Elementarform des Reichtums der Gesellschaft zum Ausgangspunkt, auf den sich die zusam-

²⁵ Vgl. hierzu: W. Goldschmidt, Karl Marx als Kritiker. Von der Kritik der Philosophie über die Kritik der Politik zur Kritik der politischen Ökonomie, in: M. Hahn/H. J. Sandkühler (Hrsg.), Karl Marx. Kritik und positive Wissenschaft, Köln 1986, S. 96ff.

²⁶ F. Mehring, Karl Marx. Geschichte seines Lebens, Berlin 1960, S. 387.

²⁷ Vgl. H.-G. Backhaus, Über den Doppelsinn der Begriffe „politische Ökonomie“ und „Kritik“ bei Marx und in der Frankfurter Schule, in: Wolfgang Harich zum Gedächtnis, hrsg. v. St. Dornuf u. R. Pitsch, Bd. II, München 2000, S. 10ff.

menhängende Untersuchung des kapitalistischen Produktionsprozesses gründet. Im Spannungsfeld von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zu Marx' Kritik der politischen Ökonomie erlangt Kritik, die eine ursprünglich vorrangig kognitive Funktion hat, eine gesellschaftlich revolutionäre Dimension. Im Marxschen Denken besitzt Kritik einen fundamentalen Status. Erst die selbstkritische Untersuchung der bürgerlichen Gesellschaft ermöglicht, wie Marx betont, die Erschließung der Ökonomie vorangegangener Geschichtsperioden.²⁸

In einem Brief an F. Lassalle äußert Marx über den Gegenstand seiner Forschungen: „Die Arbeit, um die es sich zunächst handelt, ist Kritik der ökonomischen Kategorien oder, if you like, das System der bürgerlichen Ökonomie kritisch dargestellt. Es ist zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben“.²⁹ Im Nachwort zur zweiten Auflage des ersten Bandes des „Kapital“ macht Marx darauf aufmerksam, dass politische Ökonomie aus bürgerlicher Sicht in die Periode des „unentwickelten Klassenkampfes“ falle. Unbefangenes Studium der gesellschaftlichen Verhältnisse innerhalb des bürgerlichen Gesichtskreises ist nur unter bestimmten Bedingungen möglich. Ricardo mache den „Gegensatz der Klasseninteressen ... zum Springpunkt seiner Forschungen, indem er diesen Gegensatz naiv als gesellschaftliches Naturgesetz auffaßt“. Die kapitalistische Ordnung als geschichtlich vorübergehende Entwicklungsstufe werde als „absolute und letzte Gestalt der gesellschaftlichen Produktion“ interpretiert. Damit aber sei die bürgerliche Ökonomie bei ihrer „unüberschreitbaren Schranke“ angelangt. Der Klassenkampf läutete die Totenglocke der wissenschaftlichen Ökonomie: „An die Stelle uneigennütziger Forschung trat bezahlte Klopffechtere, an die Stelle unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung das böse Gewissen und die schlechte Absicht der Apologetik.“ Die Kritik der bürgerlichen Ökonomie könne nur die Klasse vertreten, „deren geschichtlicher Beruf die Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise und die schließliche Abschaffung der Klassen ist“.³⁰ Während Kant Schranken der Erkenntnis in der Struktur des menschlichen Erkenntnisvermögens schlechthin begründet sieht, verweist Marx auf die sozialen Schranken des Denkens bürgerlicher Theoretiker, auf die Grenzen des bürgerlichen Denk- und Erkenntnishorizonts überhaupt. Ständige Selbstkritik, so betont Marx mit hohem Nachdruck, ist Wesenselement der proletarischen Partei: Im Unterschied zu den bürgerlichen Revolutionen, für die Exstase der Geist jedes Tages ist, an deren Stelle jedoch bald langer Katzenjammer tritt, kritisieren die proletarischen Revolutionen „beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von Neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Er-

²⁸ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/58, in: MEGA(2), Bd. II/1.1, S. 41.

²⁹ K. Marx an F. Lassalle, 22. Februar 1858, in: MEW, Bd. 29, S. 550.

³⁰ K. Marx, Das Kapital, Bd. I, Hamburg 1872, in: MEGA(2), Bd. II/6, S. 701ff.

bärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhaft ihnen gegenüber wieder aufrichte, schrecken stets von Neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit der eignen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht“.³¹

Kritik im Marxschen Sinne ist Kritik der bürgerlichen Wissenschaft, ihrer theoretischen Grundlagen, zum anderen, über intellektuelles Selbstverständnis hinausgehend, Kritik der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, Aufdeckung ihrer inneren Antagonismen, ihrer Entwicklungstendenzen und -schränken, Erhellung der inneren Mystifikation der gesellschaftlichen Beziehungen im Kapitalismus. Das schließt Eindringen in die Tiefe der gesellschaftlichen Prozesse, Korrektur und Präzisierung gewonnener theoretischer Positionen ein. Das bürgerliche Denken verbindet Weite der Kritikmöglichkeiten, die die Oberfläche der gesellschaftlichen Erscheinungen betreffen, mit der unkritischen Hinnahme der Grundlagen der bürgerlichen Ordnung selbst als „naturgegeben“. Demgegenüber war der Staatssozialismus in Verletzung marxistischer Grundprinzipien in hohem Maße durch Subjektivismus, Wunschenken, Ausschaltung von Kritik, Errichtung von Denkschablonen und Erkenntnisbarrieren, weitgehendes Eliminieren gesellschaftlicher Kontrollmöglichkeiten und Fehlen von Alternativkonzeptionen gekennzeichnet.

Mensch und Geschichte

Die Frühphase der klassischen deutschen Philosophie birgt mit der Definition des Menschen als Selbstzweck, mit den in ihr begründeten Ansichten zur Stellung des Menschen im Geschichtsprozess spezifische Vorleistungen, Bezugspunkte und Impulse für Positionen Marx'. Gerade in dieser Frage kristallisierte sich die Erwartungshaltung des Citoyen, die heroische Illusion in der bürgerlichen Revolution. Hier ist besonders auf Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zu verweisen. Der gegenwärtige Zustand gesellschaftlicher Disharmonie und Zerrissenheit, der Vereinseitigung und Zerstückelung des Individuums, der einer ursprünglichen Harmonie folgte, solle durch eine Ordnung harmonischen Zusammenwirkens der Individuen, menschlicher Entfaltung und Vollendung, abgelöst werden. In Kants „Kritik der Urteilskraft“ heißt es: „Von dem Menschen (und so jedem vernünftigen Wesen in der Welt), als einem moralischen Wesen, kann nicht weiter gefragt werden: wozu er (quem in finem) existire. Sein Dasein hat den höchsten Zweck selbst in sich, denn so viel er vermag, er die ganze Natur unterwerfen kann, wenigstens welchem zuwider er sich keinem Einflusse der Natur unterworfen halten darf.“³² Auch wenn Kant Schillers triadisches Konstruktionschema der Geschichte nicht direkt vertritt, so kommt doch bei ihm die Vision

³¹ K. Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEGA(2), Bd. I/11, S. 101f.

³² I. Kant, Kritik der Urteilskraft, in: Kant's gesammelte Schriften (Akad.-Ausg.), Bd. V, Berlin 1908, S. 435.

einer einstigen vollen Entfaltung des Menschen zur Geltung. Mit seiner Auffassung vom Menschen als Selbstzweck steht Marx auch in der Tradition speziell der frühen klassischen deutschen Philosophie. In den „Ökonomischen Manuskripten“ von 1857/58 heißt es: Wenn „die bornirte bürgerliche Form abgestreift wird“, bestehe der Reichtum im „absolute(n) Herausarbeiten“ der „schöpferischen Anlagen“ des Menschen, „ohne andre Voraussetzungen als die vorhergegangne historische Entwicklung, die diese Totalität der Entwicklung, d.h. der Entwicklung aller menschlichen Kräfte als solcher, nicht gemessen an einem vorhergegebenen Maaßstab, zum Selbstzweck macht“.³³ Im dritten Band des „Kapital“ spricht Marx von der „menschlichen Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt“, vom „wahren(n) Reich der Freiheit“ im Kontrast zum „Reich der Nothwendigkeit als seiner Basis“.³⁴

Zur Kantforschung in der DDR

In dem anlässlich des Kantjubiläums 1954 verfassten Aufsatz von Ernst Bloch „Zweierlei Kant-Gedenkjahre“ betonte dieser, dass sich die bürgerliche Gesellschaft zu Kant eigentlich beziehungslos verhalte. Mit dem Übergang zum 20. Jahrhundert sei auch die nationalliberale Interpretation Kants überflüssig geworden. Kant bleibe eigentlich unsichtbar, auch seinen Schranken war Beliebigkeit eigen. Die gleiche Klasse, die 1924 Kant feierte, entfesselte den Zweiten Weltkrieg. „Ihr Menschengesicht hieß Buchenwald und Maidanek, ihr Entwurf zum ewigen Frieden Überfall auf die Sowjetunion, ihre Beförderung des Reichs sittlicher Zwecke brachte es auf 25 Millionen Tote.“ Der Neukantianismus habe aus Kant alle bürgerlichen-revolutionären Auftriebe und Elemente entfernt, alles Formalistische in Kant aufs Höchste aufgebläht, alle seine Tribute an die deutsche Misere im Übermaß verstärkt. Es sei nun an der Zeit, Kant ohne seine Fälscher zu werten. Gegenüber der unverbindlichen spätbürgerlichen Interpretation Kants, der Aufblähung seiner Schwächen und Unzulänglichkeiten, werde erst im Lichte der Marxschen Lehre seine Größe unverlierbar. Hätte Kant allein die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ geschrieben, würde er unsterblich sein und triumphierend mit Demokrit, Epikur und den französischen Materialisten gefeiert werden. Bloch verweist auf Kants kategorischen Imperativ, der fast wie ein Optativ, wie „eine Antizipationsformel hin zu nicht-antagonistischer Gesellschaft“ wirke. Im Primat des „Gesolltseins vor dem Gewordensein“ zeige sich Kant als „echtester Philosoph der bürgerlich-revolutionären Aufklärung und als weit mehr“.³⁵ Kants Denken weise – im Unterschied zu Hegel – über den bürgerlichen Horizont hinaus und sei von historischem Optimismus durchdrungen, der nicht flach, sondern zutiefst theoretisch sei. Die weiteren, anlässlich des

³³ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/58, in: MEGA(2), Bd. II/1.2, S. 392.

³⁴ K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1863 – 1867, in: MEGA(2), Bd. II/4.2, S. 838.

³⁵ E. Bloch, Zweierlei Kant-Gedenkjahre, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 2 (1954), H. 1, S. 5ff.

Kantjubiläums 1954 in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ veröffentlichten Kantaufsätze machten gegenüber der gedanklichen Enge und Einseitigkeit spätbürgerlicher Kantinterpretation auf in ihr zumeist vernachlässigte Aspekte seines Denkens aufmerksam. Georg Klaus veranschaulichte in einem Aufsatz „Kants ‚Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels‘ und das moderne Weltbild“ den Anteil Kants zur Durchsetzung des materialistisch inspirierten Entwicklungsdenkens, seine Pionierrolle für die Ausbildung der kosmogonischen Theorie aus heutiger Sicht. Wolfgang Harich verwies in seinem Beitrag „Ein Kant-Motiv im philosophischen Denken Herders“ in Antithese zur bürgerlichen Konzeption von der ahistorischen Aufklärung, im Kontrast zur geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweise von W. Dilthey und Th. Litt, auf Kantinspirationen beim jungen Herder, die in dessen spätere Naturphilosophie einfließen und wesentlich zur Ausprägung des historischen Sinnes in Herders Weltanschauung beigetragen haben. Bereits im ersten Heft der Zeitschrift erschien 1953 ein Aufsatz von Georg Mende „Kant und das Problem des ewigen Friedens“.

Den qualitativen Fortschritt der klassischen deutschen Philosophie im Vergleich zur Philosophie der Aufklärung wie die historischen und die innertheoretischen Voraussetzungen für die Ausbildung des Idealismus der deutschen Klassik erörterte Gottfried Stiehler in seiner Monographie „Der deutsche Idealismus von Kant bis Hegel“.³⁶ Stiehler erhellt den Zusammenhang zwischen der Konstitution des idealistischen Denkens und den Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis in der deutschen Philosophie an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert besonders hinsichtlich der Entwicklung des dialektischen Denkens, des Begreifens der „tätigen Seite“ sowie der Religions- und Sozialkritik.

Zu einem Höhepunkt bei der Aneignung des philosophischen Erbes Kants in der DDR gestaltete sich das Kantjubiläum 1974. An den Universitäten der DDR fanden wissenschaftliche Konferenzen und Veranstaltungen mit beachtlichem wissenschaftlichen Niveau statt. Das Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR führte gemeinsam mit dem Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR im März 1974 in Berlin ein Symposium durch, auf dem namhafte Wissenschaftler des In- und Auslands Vorträge hielten.³⁷ Zu erwähnen sind hier u.a. die Beiträge von M. Buhr, T. I. Oiserman, B. M. Kedrow, H.-J. Treder, J. d'Hondt, J. Zelený, A. S. Bogomolow, M. Thom, W. R. Beyer, H. Ley, N. Merker, A. Gedö, D. Wittich, V. Ruml und R. Steigerwald. Im Mittelpunkt der Konferenzbeiträge standen Untersuchungen zur Rolle des Kantschen Denkens im Prisma der gesellschaftlichen Umbruchprozesse im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert und ihrer intellektuellen Reflexion, die Leistung seiner Weltanschauung als Quintessenz, Ausdruck und weitere Voraussetzung des naturwissenschaftli-

chen Fortschritts sowie Kants revolutionierende Impulse für Dialektik, Geschichtsphilosophie und Ethik als Manifestation bürgerlichen Selbstverständnisses. Der erschienene Protokollband dokumentiert die gedankliche Tiefe marxistischer Kantforschung. Das Symposium stand im Gegensatz zur der traditionellen Orientierung bürgerlicher Kantinterpretation, die sich weitgehend auf die Analyse der formellen Strukturen idealistischen Denkens beschränkte und sich in den Grenzen einer engen – insgesamt natürlich berechtigten – Kantphilologie bewegte. Ein vielschichtiges Problemspektrum behandelte das im Rahmen der Kantehringung 1974 entstandene Buch „Zum Kantverständnis unserer Zeit“, hrsg. von H. Ley, P. Ruben und G. Stiehler.³⁸ Hervorzuheben sind hier Analysen von H. Ley, in denen die epikureische Grundtendenz in Kants Naturverständnis, der Zusammenhang von empirischen Herangehen und theoretischer Konstruktion bei ihm besonders vergegenwärtigt wurde. Eine der bemerkenswertesten Leistungen der Kantforschung der DDR war die Monographie von Martina Thom „Ideologie und Erkenntnistheorie. Untersuchung am Beispiel des Kritizismus und Transzendentalismus Immanuel Kants“.³⁹ M. Thom verfolgt detailliert die Herausbildung des Kantschen Kritizismus besonders unter dem Gesichtspunkt der ihm vorgeschalteten sozial- und moraltheoretischen Aspekte. Die Autorin begründet überzeugend, dass Kants Transzendentalphilosophie eine qualitativ neue Phase bei der begrifflichen Erfassung der geschichtsgestaltenden und sich selbst bestimmenden Tätigkeit des Menschen bildet, woraus sich die veränderte Sicht der Erkenntnisproblematik ergibt.

Die Kerngedanken des Kantschen Denkens sind von beeindruckender Aktualität, gerade im Vorfeld des Kantjubiläums 2004. In einer Welt drückender sozialer Ungerechtigkeiten, maßlosen Profitstrebens, wachsender Gewalttätigkeiten und angesichts der Gefahr des Rückfalls der Menschheit in Barbarei ist Kants Bestimmung des Menschen als Selbstzweck, seine außerordentliche Hochschätzung der menschlichen Würde von großem Gewicht. Kants Lehre von der theoretischen und praktischen Vernunft ist, wie M. Buhr betont, unverzichtbarer Bestandteil des europäischen geistigen Erbes, eines Denkens, das die Jetzt-Zeit überschreitet, „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eins nimmt sowie das Ziel vorgibt, das zu einer pazifizierten Menschheit, zu universellem kulturellem Austausch und zu universeller sozialer Gerechtigkeit

³⁸ Berlin 1975.

³⁹ Berlin 1980. – Die Forschungsarbeiten zu Kant sind hier nur sehr auszugsweise genannt. Hinzuweisen ist insbesondere auf die Arbeiten von M. Buhr (vgl. Fußnote 1) und W. Heise (vgl. Fußnote 5). Nicht unberücksichtigt dürfen die in der DDR erschienenen Texteditionen zu Kant bleiben. Neben den wiederholt aufgelegten Hauptschriften Kants erschienen u.a.: Kants Frühschriften in zwei Bänden, hrsg. v. G. Klaus unter Mitarbeit von M. Buhr, Berlin 1961; Von den Träumen der Vernunft. Kleine Schriften zu Kunst, Philosophie, Geschichte und Politik, hrsg. v. St. Dietzsch, Leipzig und Weimar 1981; Schriften zur Religion, hrsg. v. M. Thom, Berlin 1981; Zum ewigen Frieden. Mit Texten zur Rezeption 1789 – 1800, hrsg. von M. Buhr und St. Dietzsch, Leipzig 1984.

³⁶ Berlin 1970.

³⁷ Vgl. Anm. 3.

führen soll“⁴⁰. Im besonderen hat Kants Idee des ewigen Friedens als Kulminationspunkt der praktischen Vernunft hohen Stellenwert. Sie ist als philosophischer Entwurf „keine Utopie oder naive Illusion eines altmodischen Philosophen, sondern – im Gegenteil – eine für unsere Welt zwar nicht einzig mögliche, doch einzig sinnvolle Alternative der nackten Gewalt und der barbarischen Selbstzerstörung“. ⁴¹ Dabei aber ist die Intention der Verbindung der Ideen Kants und Marx', wie sie die „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ zum Ausdruck bringt, indem sie die Impulse von Kants kategorischem Imperativ aufnimmt und weiterführt, letztlich unabdingbar.

Bernd Belina

Law and Order im 'Land of the Free'

Anmerkungen zu einigen neueren Arbeiten zur Kriminalpolitik in den USA*

Bei Fragen der ‚Inneren Sicherheit‘ erfreut sich der Blick über den Atlantik hierzulande in Politik und Medien großer Beliebtheit. Das gilt spätestens seit dem Spiegel-Titel „Aufräumen wie in New York“ (Spiegel, 07.07.97) und insbesondere für das vermeintliche Erfolgsmodell vom Big Apple: *Zero Tolerance*, das sich mittlerweile zu einem echten globalen Exportschlager gemausert hat (Wacquant 2000, Smith 2001). Insgesamt überwogen in der hiesigen Debatte die Erfolgsmeldungen über die Arbeit von Polizeichef Bratton („der amerikanische Super-Polizist, der die Gewalt-Hochburg New York wieder sicher gemacht hat“; Röbel 1997) und Bürgermeister Giuliani (Schipprack 1997). Doch es meldeten sich auch kritischere Stimmen zu Wort, die entweder die Übertragbarkeit der Strategie auf deutsche Großstädte anzweifelten (Schenk 1997), oder auf die mit dieser Strategie einhergehende wachsende Zahl von Polizeiübergriffen hinwies (Pinzler 1999, Preute 1997). Jenseits des Beispiels New York allerdings wird die allgemeine Entwicklung im Bereich der ‚Inneren Sicherheit‘ in den USA weit weniger thematisiert.

Das hat sich in Folge der Terroranschläge des 11. September 2001 zumindest im Bereich der ‚Terroristenbekämpfung‘ zeitweise geändert: Auch hierzulande wird wahrgenommen, dass in den USA ernsthaft über den Nutzen der Folter zur Erlangung von Informationen diskutiert wird (Kreye 2001a) und Justizminister Ashcroft verlautbaren lässt: „Ausländische Terroristen, die Kriegsverbrechen gegen die Vereinigten Staaten begehen, haben meiner Meinung nach kein Anrecht auf den Schutz der amerikanischen Verfassung und verdienen diesen auch nicht“ (zit. nach Koydl 2001). Die Gesetzesänderungen in der Folge des 11. September, die das amerikanische Recht tiefgreifend verändert haben (Kreye 2001b), werden im Folgenden nicht thematisiert – nicht nur, weil die hier vorgestellten Bücher weit früher entstanden sind, sondern auch, weil das Augenmerk vielmehr auf die ‚ganz normale‘ Entwicklung der letzten rund 30 Jahre gerichtet werden soll, die in der hiesigen Öffentlichkeit recht wenig Aufmerksamkeit erlangt hat. Der augenscheinlichste Indikator für die angesprochene Entwicklung ist die schier explodierende Anzahl von Ge-

⁴⁰ M. Buhr, Das geistige Erbe Europas als Chance, in: Europa und die geistige Situation der Zeit. Beiträge zum geistigen europäischen Erbe, hrsg. v. M. Buhr, Napoli 2000, S. 283f.

⁴¹ M. J. Siemek, Kants Entwurf des „ewigen Friedens“ und das politische Ethos der europäischen Moderne, a. a. O., S. 135.

* Chambliss, William J. (1999): Power, politics, and crime. Boulder: Westview Press. 180 Seiten; Currie, Elliott (1998): Crime and Punishment in America. Why the Solutions to America's Most Stubborn Social Crisis Have Not Worked – and What Will. New York: Henry Holt. 240 Seiten; Parenti, Christian (1999): Lockdown America. Police and Prison in the Age of Crisis. London und New York: Verso. 300 Seiten.

Seitenzahlen in Klammern beziehen sich jeweils auf diese Titel, Übersetzung der Zitate: B.B.

fängnisinsassen in den USA, die den norwegischen Kriminologen Nils Christie dazu bewegen hat, ab der zweiten Auflage seines Buches *Crime Control as Industry – Towards Gulags Western Style?* auf das Fragezeichen hinter dem Untertitel zu verzichten (Christie 2000). Was den Anteil der Bevölkerung hinter Gittern angeht, nimmt die USA unter den westlichen Industrieländern eine Ausnahmestellung ein: Mitte 2001 war jeder 145. US-Amerikaner hinter Gittern (Washington Post 2002). Im Vergleich mit der BRD liegt dieser Anteil hier in etwa um den Faktor 10 niedriger. Ende 2000 befand sich rund jeder 1500. Bundesbürger im Freiheits- oder Jugendstrafvollzug (berechnet nach Cornel 2002).

Von diesem Phänomen der Masseneinsperrung ausgehend, liefern die drei genannten Bücher den Versuch eines Überblicks über neuere Entwicklungen im *criminal justice system* der USA insgesamt. Alle drei Autoren sind Kritiker dieser Entwicklungen, die zudem versuchen, ihre wissenschaftliche Kritik auch einem außerwissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen. Bei diesem Unterfangen setzen die Autoren, entsprechend ihrer Profession und ihrer politischen Stoßrichtung, unterschiedliche Schwerpunkte.

Law and Order in Ideologie und Praxis

Der Soziologe und Kriminologe William J. Chambliss, ehemaliger Präsident der *American Society of Criminology*, Autor zahlreicher Bücher und einer der Protagonisten der in den frühen 70er Jahren entstandenen marxistisch orientierten *Radical Criminology* (Michalowski 1988: 43), konzentriert sich auf i.w.S. kriminologische Fragen. Im ersten Teil des Buches beschäftigt er sich unter der Überschrift *Propaganda* mit den Fragen, wie *law and order* zum dominierenden Thema US-amerikanischer Innenpolitik wurde, und wie das Thema nicht zuletzt dank der statistischen Erfassung von Kriminalität und der Publikation dieser Zahlen am Kochen gehalten wird. In Zusammenhang mit einem knappen Abriss der Karriere von *law and order* (auf die weiter unten, bei der Besprechung von Parenti näher eingegangen wird) betont Chambliss, dass die andauernden Verschärfungen der Gesetze und die explodierenden staatlichen Ausgaben für *law enforcement* gerade nicht, wie von konservativer Seite immer betont wird, eine Reaktion auf ‚Sorgen und Ängste der Bevölkerung‘ waren: „Seit 1964 wurde das ‚Kriminalitätsproblem‘ einer widerwilligen Öffentlichkeit aufgedrängt und reflektierte nicht deren Ansichten“ (29). Anhand der Ergebnisse der alljährlichen Gallup-Umfrage nach den ‚wichtigsten Problemen‘, mit denen die USA konfrontiert seien, zeigt Chambliss, dass die staatliche Propaganda erst lange nach dem Aufkommen der *law and order*-Politik ihre ideologische Wirkung entfaltete. Drogenmissbrauch und Kriminalität/Gewalt nahmen erstmals 1988 resp. 1994 Spitzenplätze in diesen Umfragen ein, während in den 1960er bis 80er Jahren Themen wie Vietnam, die hohen Lebenshaltungskosten und die Arbeitslosigkeit dominierten (20).

In den Ausführungen zur Entstehung der offiziellen Kriminalstatistiken, allen voran der vom FBI erstellten *Uniform Crime Report* (UCR), berichtet der

Autor von verschiedenen „schmutzigen Tricks“ (39), mit deren Hilfe kontinuierlich eine riesige Gefahr suggeriert wird, die schon bei genauerem Hinsehen so nicht besteht. Wie auch bei der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) des BKA basiert der UCR auf den von der Polizei gesammelten Daten über angezeigte Straftaten und Tatverdächtige (also nicht etwa auf gerichtlichen Entscheidungen, ob ein Verbrechen vorliegt und der Verdächtige auch der Täter war). Weil nun die Strafverfolgungsbehörden ein Interesse an hohen Fallzahlen haben, um damit den weiteren Ausbau ihrer Apparate einzufordern, ist der von ihnen selbst zusammengestellte UCR so konstruiert, dass er immer möglichst viele und möglichst schwere Delikte beinhaltet. Zwei Beispiele mögen das belegen: So zählt eine einzige Schlägerei, an der fünf Personen beteiligt waren, als zehn schwere Körperverletzungen, weil fünf Täter und - in Personalunion - fünf Opfer beteiligt waren.

Ein zweites Beispiel ist die gängige Praxis des *plea bargain*, die ebenfalls einige statistische Tücken birgt. Dabei macht die Anklagevertretung vor Gericht „im Gegenzug für ein Schuldeingeständnis des Täters [...] Zugeständnisse hinsichtlich der angeklagten Delikte“ (Hay 2000: 285). Z.B. wird ein Angeklagter, dem ursprünglich versuchter Totschlag vorgeworfen wird, für Körperverletzung verurteilt, oder aus Drogenhandel, Waffenbesitz und Widerstand gegen die Staatsgewalt wird ein einfacher Drogenbesitz. Das wissen natürlich auch Polizisten und Staatsanwälte, die beide ein Interesse daran haben, dass ‚ihr‘ Täter auch wirklich verurteilt wird, und neigen deshalb zu deutlich übertriebenen Anklagen, um eine Verurteilung sicherzustellen. „Die offiziellen Statistiken jedoch nehmen die schwerste angezeigte Straftat auf und nicht diejenige, zu der sich der Angeklagte schließlich bekennt und für die er verurteilt wird“ (41). Diese Statistiken, deren Ergebnisse in Medien, Politik und Wissenschaft als objektive Messzahlen der ‚Kriminalität‘ herangezogen werden, sind also reine Ideologieproduktion und Teil der „Angsterzeugungskampagne“ (55), die die Legitimation zum weiteren Ausbau der repressiven Staatsorgane liefern soll.

Der zweite Teil von *Power, politics, and crime* befasst sich unter dem Titel *Practice* mit den praktischen Konsequenzen von *law and order*. Chambliss zeigt, wie das Vorgehen der Polizei im afroamerikanischen Ghetto mit Scheinkäufen von Drogen, verdachtslosen Fahrzeugdurchsuchungen und einer insgesamt wesentlich höheren Kontrolldichte „Ghettokriminalität“ zu einer „self fulfilling prophecy“ (63) macht. Weiter zeigt er, dass der *war on drugs* zur Folge hat, dass „Amerikas Ghettos und Barrios sich unter einem Belagerungszustand und im Krieg mit der Polizei befinden“ (88) und den größten Teil des Nachschubs für die Gefängnispopulation liefern. Dass nicht nur die Hautfarbe, sondern auch die Klasse ein Grund ist, ins Visier der Staatsorgane zu geraten, zeigt Chambliss anhand zweier Gruppen weißer Jugendlicher an einer suburbanen Highschool, deren Entwicklung er über zwei Jahre hinweg begleitet hat. Während die eine Gruppe, aus ‚gutem Hause‘ stammend, in der Wahrnehmung ihrer Umwelt aus lauter feinen Kerlen bestand, galt für die andere, ärmere Gruppe, dass Lehrer und Polizei sie per se für deviant hielt und deshalb immer ein Auge auf sie hatte. Diese Wahrnehmung jedoch erweist

sich bei näherem Hinsehen als deutlich verzerrt, waren doch die reicheren Jugendlichen eindeutig in mehr und folgenreichere illegale Aktivitäten verwickelt, als ihre ärmeren Schulkameraden, wenn auch – und das ist der entscheidende Unterschied – nicht in ihrem Vorort, sondern Downtown.

Im dritten Abschnitt geht der Autor auf die weiter reichenden Konsequenzen der *law and order*-Politik ein. So zeigt er, dass der US-amerikanische Staat mittlerweile für ‚Innere Sicherheit‘ mehr Geld ausgibt, als für das Erziehungswesen. Anschließend entwickelt er eine etwas konstruiert wirkende Verschleierungstheorie, der zufolge das Thema ‚Kriminalität‘ ablenken soll von Polizeibrutalität und Korruption, von der Verwicklung der CIA und anderer Regierungsinstitutionen in verbrecherische Machenschaften sowie von den Verbrechen der großen Konzerne: „Straßenkriminalität ist ein Deckmantel, hinter dem wesentlich tödlichere, teurere und schwerere Verbrechen stattfinden“ (155).

Abschließend wendet sich Chambliss der Frage nach den Lösungen der aufgezeigten Probleme zu. Und obwohl er ein ganzes Buch hindurch nichts als Kritik für die hetzenden Politiker und ihre Staatsapparate übrig hatte, fällt ihm hier nichts Besseres ein, als mit wohlmeinenden Ratschlägen aufzuwarten bezüglich der Polizeiausbildung, der Kontrolle der Strafverfolgungsbehörden und der Notwendigkeit, die Verbrechen großer Konzerne strenger zu verfolgen. Gerade so, als hätten die Herrschenden, denen er gerade dreißig Jahre der Verschärfung der Repression nachgewiesen hat, nur darauf gewartet, dass ein Wissenschaftler ihnen genau das rät, was sie ja offenbar und vermutlich mit guten Gründen eben nicht tun: die Daumenschrauben lockern. So bleibt bei all den interessanten Beispielen und Aspekten der aktuellen Kriminalpolitik in den USA doch festzuhalten, dass eine Erklärung, warum denn über das Gewaltmonopol des Staates seit einigen Dekaden ganze Bevölkerungsteile kriminalisiert und hinter Schloss und Riegel gebracht werden, bestenfalls angedeutet wird.

Um es vorwegzunehmen: Dasselbe gilt auch für *Crime and Punishment in America*. Auch hier beschränkt sich der Autor darauf, die aktuelle Entwicklung zu skandalisieren und hilfreiche Vorschläge zu unterbreiten, anstatt sie zu erklären. Doch der Reihenfolge nach: Der Autor, Elliot Currie, ist ebenfalls Soziologe und Kriminologe, Professor in Berkeley und hat ebenfalls bereits zahlreiche Bücher zu den Themen Kriminalität und Drogen veröffentlicht. Sein Anliegen im vorliegenden Werk ist es, angesichts der „Entscheidungen, die vor uns liegen“ (10) Argumente für eine Kriminalpolitik zu liefern, die bei diesen anstehenden Entscheidungen auf Prävention und Rehabilitation setzt und nicht den aktuellen *law and order*-Trend fortführt.

Currie beginnt mit einer Beschreibung der Masseneinsperrungen (die er das „Gefängnisexperiment“ nennt), um dann drei „Gefängnismythen“ zu entschleiern, die von konservativen Wissenschaftlern wie James Q. Wilson, John J. DiIulio oder Charles Murray in die Welt gesetzt wurden, die Mythen, dass die Justiz zu lasch ist, dass Gefängnisse Probleme lösen („prison works“), und dass sie sich ökonomisch rechnen („prison pays“). So zeigt Currie z.B. anhand der

three strikes-Gesetzgebung in Kalifornien (nach der ein zum dritten mal Verurteilter, unabhängig von der Schwere der Straftat, automatisch zu 25 Jahren Haft verurteilt wird), mit welcher absurden Berechnungen der letzte der drei Mythen wissenschaftlich belegt wird: In einer immer wieder herangezogenen Studie des kalifornischen *Office of Planning and Research* wird behauptet, „dass die three-strikes Regelung zahlreiche Morde pro Jahr verhindern würde – um genau zu sein mehr, als in Kalifornien derzeit begangen werden“ (68).

Im Anschluss an die Wiederlegung dieser Ideologien durchforstet der Autor die umfangreiche Literatur zu den Bereichen Prävention, Sozialpolitik und Justiz, um Alternativen zur derzeitigen Politik aufzuzeigen. Als (im amerikanischen Sinne) liberaler Advokat einer auf die sozialen und ökonomischen Wurzeln von Kriminalität abzielenden Verbrechensbekämpfung plädiert er für die Konzentration auf zwei Bereiche: „Verbesserungen am Arbeitsmarkt und verstärkte Bereitstellung entscheidender sozialer Services und Einrichtungen“ (149). Um nicht als Kommunist oder etwas noch Schlimmeres zu erscheinen, beruhigt er den/die Leser(in) aber zugleich: „Das Reduzieren der Kriminalität erfordert nicht die Abschaffung von Armut und Ungleichheit“ (148). Gegen Armut – so könnte man schließen – hat er also anscheinend nichts einzuwenden, nur gegen arme Leute, die kriminell werden.

Zum Schluss jedenfalls präsentiert Currie erneut eine historische Entscheidung, vor der ‚wir‘ (d.h. ‚America‘) stünden, die Entscheidung zwischen Gefängnis und Sozialpolitik. Diese Entscheidung wird, so der Autor, nicht weniger sein als „ein Test unseres Charakters als Nation“ (193). Gerade dieser Schluss mag belegen, was eingangs über dieses Buch gesagt wurde: dass, wer auf Erklärung hofft, Skandalisierung findet und vor allem konstruktive Vorschläge, wie der Nation geholfen werden kann. Davon, dass in derzeitigen Gesellschaften Ausschluss (Gefängnis) und Integration (Sozialpolitik) nur zwei verschiedene Strategien zur Erreichung desselben Zwecks sind, nämlich Herrschaftssicherung und Erhaltung des ‚sozialen Friedens‘ (oder, wie das früher hieß, ‚Reproduktion der Produktionsverhältnisse‘; vgl. Cremer-Schäfer/Steinert 1997), sieht der Autor nicht nur ab: Wenn er fordert, dass Armut nur gelindert werden soll, damit die Betroffenen nicht mehr kriminell werden (s.o.), stellt er sich ganz in den Dienst der Sache des Staates oder, in seinem Verständnis, der ‚Nation‘. Currie kritisiert den Wahnsinn des US-amerikanischen *criminal justice systems* aus dem Geist der Nation.

Sozialökonomische Entwicklung und Ausbau des Criminal Justice Systems

Einen anderen Weg schlägt der Soziologe Christian Parenti in *Lockdown America* ein. Ihm kommt es darauf an zu zeigen, in welchem Zusammenhang der Ausbau des *criminal justice systems* mit der ökonomischen und sozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte steht. Die polit-ökonomischen Grundlagen entwickelt Parenti im ersten der drei großen Teile des Buches unter dem Titel *Crisis*. Sein zentrales Argument lautet: „Beginnend in den späten 60er Jahren

stürzte der US-Kapitalismus in eine doppelte Krise, und es war in Reaktion auf diese Krise, dass der heutige Ausbau von criminal justice begann“ (xii). Dabei macht er zwei Wellen aus, deren erste in den 1960ern mit dem Wahlkampf des Republikaners Barry Goldwater beginnt, in dem Kriminalität erstmals als Thema auftaucht. „Goldwater verlor, aber seine Aussage gewann“ (7). Inhalt dieser Aussage war und ist bis heute die Mobilisierung des weißen Rassismus gegen die schwarze Stadtbevölkerung: „law and order kam auf als neuer politischer Code, unter dem eine weiße Wählerschaft unterschiedlicher Klassenlage vereint werden konnte“ (7). Pointiert hat das der amerikanische Schriftsteller Gore Vidal formuliert: Seit jener Zeit ist *law and order* der Code für *get the nigger* (zit. nach Sessar 1999: 30). In die Praxis umgesetzt wird diese Ideologie zum ersten mal unter L.B. Johnson 1968 mit dem *Omnibus Crime Act*, dem „ersten großen föderalen Kriminalitätsbekämpfungsgesetz“ (8). Mit ihm beginnt auch der seitdem andauernde Prozess der Zentralisierung im *criminal justice system*, in deren Zuge dem Zentralstaat eine immer stärkere Position gegenüber der traditionell lokal organisierten Polizei (vgl. Knöbel 1998) zukommt. Dieser Prozess wird ab 1968 unter Nixon durch ein Reihe weiterer Bundesgesetze in den Bereichen Drogen und Organisierte Kriminalität weiter vorangetrieben. Diese erste Welle analysiert Parenti als „eine Reaktion auf Rebellion und Chaos der 60er Jahre: als Versuch eine auf Rassen- und Klassenzugehörigkeit basierende Kontrolle wiederinzuführen“ (26). Sie endet zu Beginn der 70er recht abrupt mit dem Watergate-Skandal und wird von einer relativ liberalen Phase unter den Präsidenten Ford und Carter gefolgt.

Zur Erklärung der zweiten Welle von *law and order* ab den frühen 80er Jahren führt Parenti primär ökonomische Gründe an. Als Strategie zur Lösung von Überakkumulationskrise, Stagflation und sinkender Profitrate tut die Reagan-Administration das, was ideellen Gesamtkapitalisten in solchen Situationen gerne einfällt: „attack labour“ (37). „Bei der zweiten Welle der criminal justice Offensive geht es fundamental um die Kontrolle der neuen ‚deregulierten‘ Bevölkerungsteile, die durch den wirtschaftlichen Umbau entstanden sind“ (43). Standen im Hintergrund der ersten Welle unter Nixon also noch die nicht ganz abwegigen Befürchtungen von *urban riots* und Rebellion, geht es nun um „Management und Kontrolle der neuen städtischen Überbevölkerung“ (45).

Eine „neue Ära“ (50) beginnt mit dem *Crime Bill* von 1984, das u.a. die *asset forfeiture statues* enthält. Nach dieser Regelung können Behörden 90% der bei Razzien beschlagnahmten Werte (z.B. Geld, Waffen, Autos, Immobilien) behalten, wenn diese mit Drogengeld gekauft worden sind. Wie nicht überraschen wird, folgte darauf eine explosionsartige Zunahme der Beschlagnahmungen. Ein Beispiel für den Rassismus der Gesetzgebung liefern die im *Crime Bill* enthaltenen Bestimmungen, nach denen der Besitz einer bestimmten Menge von Crack (einer in der öffentlichen Wahrnehmung ‚schwarzen Droge‘) unter dieselbe Strafe gestellt wird, wie der Besitz der hundertfachen Menge an Kokain in Pulverform (vermeintlich von ‚Weißen‘ bevorzugt). In den Jahren 1988-92 schließlich wird das Feuerwerk von Gesetzesverschärfungen etwas unübersichtlich, weshalb Parenti sie unter der Überschrift *Crime Bills a-go-go* (60) abhandelt.

Auch das Ende der Reagan-Bush-Ära und der Wahlerfolg des Demokraten Clinton 1994 brachten keine Richtungsänderung. Das kann auch nicht verwundern, war es doch eines der zentralen Wahlversprechen Clintons, 100.000 neue PolizistInnen auf die Straßen zu bringen. Auch seine Teilnahme an der Hinrichtung eines psychisch kranken Afroamerikaners in seinem Heimatstaat Arkansas während des Vorwahlkampfes sollte beweisen, dass auch er für eine harte Linie steht. Noch 1994 folgten dann der *Violent Crime Control and Law Enforcement Act*, der weitere Gesetzesveränderungen (mehr Geld für Polizei, Gefängnisse und die Grenzpolizei sowie eine weitere Strafverschärfung v.a. im Bereich der Drogen) enthielt.

Im zweiten Teil des Buches, überschrieben mit *Police*, geht es um drei zentrale Entwicklungslinien der Polizeiarbeit in den letzten Jahrzehnten: die *Zero Tolerance*-Strategie, die Militarisierung der Polizei und die Aufrüstung an der Grenze zu Mexiko.

Ihre erste Anwendung fand die *Zero Tolerance*-Strategie zur Ahndung und Verhinderung auch minimalster Normverstöße in New York, zunächst nur in der U-Bahn, dann in der gesamten Stadt, was u.a. eine drastische Zunahme (rassistischer) Polizeiübergriffe zur Folge hatte. Parenti verweist auf den in den USA besonders augenfälligen Zusammenhang dieser Strategie der Vertreibung unerwünschter Gruppen (Obdachlose, DrogenkonsumentInnen, Prostituierte, ‚herumhängende‘ Jugendliche) mit neuen Entwicklungen der städtischen Ökonomie, den „clean streets“ der von Parenti mit „FIRE“ („finance, insurance, and real estate“; 91) bezeichneten innerstädtischen Geschäftsbereiche.

Nachdem in Los Angeles 1966 das erste SWAT (Special Weapons Attack Team) Team gegründet wurde, verbreitete sich dieser Typus der Spezialeinheit während der 80er Jahre über das ganze Land. Diese Einheiten „betrachten Polizeiarbeit als Krieg“ (112) und greifen entsprechend auf „Ausrüstung, Ausbildung, Rhetorik und Taktiken der Kriegsführung“ (112) zurück. Zu ihrer Verbreitung trug vor allem die finanzielle Unterstützung des Zentralstaates bei. Derartige Einheiten existieren inzwischen auch in mittleren und kleinen Städten, wo sie, in Ermangelung von Geiselnbefreiungen und Terroristenjagd, zusehends auch Routineaufgaben übernehmen. Parenti berichtet in diesem Zusammenhang von zahlreichen Todesfällen und geht auch auf die symbolische Bedeutung dieser Art der Polizeiarbeit in Armenvierteln ein: „Die ritualisierte Zurschaustellung des Terrors ist integraler Bestandteil amerikanischer Polizeiarbeit. Dieses Spektakel gehört zu der Art des Staates, arme Bevölkerungsteile zu kontrollieren“ (135).

Eine dritte herausragende Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist die Aufrüstung an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze. Parenti zeigt, dass ein ökonomischer Effekt dieser Politik eine „unorganisierte, eingeschüchterte und unterwürfige Klasse immigrierter ArbeiterInnen“ (150) ist. Auch hier führt der Autor zahlreiche Beispiele an, von denen eines kurz erwähnt sei: 1998 wurden in eine Wäscherei in Staten Island zehn mexikanische ArbeiterInnen verhaftet und abgeschoben, fünf Tage, nachdem sie sich bei den Behörden darüber beschwert

hatten, dass ihr Chef ihnen 159.000 \$ an Lohn schuldig geblieben war. AktivistInnen vermuten nun, dass der Besitzer der Wäscherei sich selber wegen illegaler Beschäftigung angezeigt hat, um den ausstehenden Lohn zu sparen (150).

Der dritte Teil des Buches, *Prison*, beschäftigt sich mit der bereits eingangs erwähnten Entwicklung der Gefangenenzahlen. Parenti macht dafür zwei Gründe aus: Zum einen handle es sich um eine „Strategie zur Verwaltung der Widersprüche des restrukturierten amerikanischen Kapitalismus“ (169), zum anderen aber auch um ein eher unintendiertes „Nebenprodukt von Wahlkampfstrategien“ (169). Denn der rhetorische Wettlauf zwischen Republikanern und Demokraten um das Image der härteren Verbrechensbekämpfer materialisiert sich schließlich in Gesetzesverschärfungen und mittlerweile über zwei Millionen Strafgefangenen. Im Folgenden geht es um die Schwächung des Rechtsstatus der Gefangenen und die Verschlechterung der Lebensbedingungen in den Gefängnissen in den vergangenen 20 Jahren. Schließlich sammelt Parenti nur als schockierend zu bezeichnende Berichte aus dem Inneren US-amerikanischer Gefängnisse, in denen es um Vergewaltigung, Gangterror und die Funktionalität beider Phänomene für die Kontrolle der Gefangenen geht.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die folgende Auseinandersetzung mit der Frage, ob der „*prison industrial complex*“ eine Art neuen Keynesianismus bedeutet, wie von Kritikern des Gefängnisbooms vielerorts behauptet wird. Parenti betont, dass die staatlichen Ausgaben für das *criminal justice system*, die Privatisierung von Gefängnissen, die dazugehörigen Dienstleistungen und die (gar nicht so weit verbreitete und überraschend wenig profitable) Ausbeutung der Arbeitskraft der Gefangenen zwar jeweils konkreten Partikularinteressen von Kapital und lokalem Staat entgegenkommen, dass diese aber nicht der Grund des Gefängnisbooms sind. Damit unterscheidet er sich angenehm von der gerade unter US-amerikanischen Linken verbreiteten Neigung, staatliche Politik auf die Rolle des Erfüllungsgehilfen einzelner Kapitale zu reduzieren. Anstatt einer Indienstnahme des Staates durch kapitalistische Partikularinteressen das Wort zu reden, verweist Parenti darauf, dass das Subjekt der Kriminalpolitik immer noch der Staat und ihr Zweck die Kontrolle der Reservearmee ist. Dass damit die Voraussetzungen erfolgreicher Akkumulation für das Kapital insgesamt geschaffen werden, ist nicht damit zu verwechseln, dass einzelne Kapitale (Gefängnisbau, Ausbeutung der Arbeitskraft der Gefangenen) sich eine goldene Nase verdienen und die ganze Politik deshalb auf die Lobbyarbeit dieser Kapitalfraktionen zurückzuführen ist.

Die Ausführungen in allen drei Teilen des Buches leisten eine treffende Analyse der aktuellen Entwicklung der Kriminalpolitik in ihrem Zusammenhang mit dem Wandel des US-amerikanischen Kapitalismus. Doch anstatt es dabei zu belassen, verfällt der Autor auf den letzten drei Seiten des Buches dann doch noch darauf, konstruktive Vorschläge zu machen (mit Verweis auf Currie 1998), sich in die Rolle des amerikanischen Volk hinein zu imaginieren und der Bekämpfung der notwendigen Übel des Kapitalismus durch einen besseren Kapitalismus das Wort zu reden („Die Schaffung von Arbeit muss

im Zentrum jedes echten ‚war on crime‘ stehen“; 243; gemeint ist sicherlich Lohnarbeit). Anders als Currie (s.o.) macht Parenti zwar nicht den theoretischen Fehler, Wohlfahrtsstaat und Kriminalpolitik als Alternativen zu betrachten („Therapie und Gaskammer schließen sich keineswegs gegenseitig aus“; 243), auf der Ebene praktischer Vorschläge aber macht auch er diese scheinbare Alternative auf. Und das, obwohl er doch gerade noch festgestellt hat, dass der „aufkommende Polizeistaat, oder criminal justice industrial complex, wenn auch nicht notwendigerweise als solcher geplant, [...] die derzeit von den Eliten bevorzugte Form der Klassenkontrolle ist“ (241).

An allen drei Büchern ist also festzuhalten, dass sie, in unterschiedlichem Ausmaß, die z.T. treffende Analyse in eine konstruktive Kritik umwandeln, die nicht nur nicht notwendig wäre, sondern vor allem die gerade geleistete Analyse z.T. ad absurdum führt. Denn wenn die menschenfreundlichere Alternative eigentlich für alle, einschließlich des zuständigen Staates, tatsächlich besser wäre, dann wären all die aufgeführten Gründe für die tatsächlich eingeschlagene *law and order*-Politik plötzlich hinfällig. Dieser Schluss ist offenbar dem interessierten Standpunkt geschuldet, das Elend der Opfer der Kriminalpolitik für das Elend der USA zu halten – mithin also dem Standpunkt eines nationalen Mythos.

Literatur

- Cornel, Heinz (2002): Neuere Entwicklungen hinsichtlich der Anzahl der Inhaftierten in Deutschland, in: Neue Kriminalpolitik 14. Jg. H. 2, S. 42-43.
- Cremer-Schäfer, Helga und Heinz Steinert (1997): Die Institution „Verbrechen & Strafe“, in: Kriminologisches Journal 29. Jg., S. 243-255.
- Hay, Peter (2000): US-Amerikanisches Recht, München.
- Knöbel, Wolfgang (1998): Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozeß. Staatsbildung und innere Sicherheit in Preußen, England und Amerika 1700-1914, Frankfurt a.M. und New York.
- Kreye, Andrian (2001a): Töten, bevor sie uns töten, in: SZ, 08.11.01, S. 15.
- Kreye, Andrian (2001b): Voll auf Feme. Bushs Antiterrorismus verändert das amerikanische Recht, in: SZ, 06.12.01, S. 17.
- Koydl, Wolfgang (2001): Ein Rechtsstaat läuft Amok, in: SZ, 29.11.01, S. 11.
- Michalowski, Raymond (1988): Radikale Kriminologie in den USA – Die Evolution marxistischer Analysen von Staat, Recht und Kriminalität, in: Helmut Janssen, Reiner Kaulitzky und Raymond Michalowski (Hg.): Radikale Kriminologie, Bielefeld, S. 35-61.
- Pinzler, Petra (1999): Feind und Helfer, in: Die Zeit, 29.07.99, S. 7.
- Preute, Claus (1997): Rudy macht New York sicherer, in: Focus, 21.04.97, S. 290-292.
- Röbel, U. (1997) Wann lernen wir endlich von den USA?, in: Bild, 29.08.97, S. 2.
- Schenk, Dieter (1997): Bratton vorm Kopf, in: Der Spiegel, 29.09.97, S. 70-77.
- Schippack, Annette (1997): Hart wie ein Cowboy, in: Focus, 03.11.97, S. 368-369.
- Sessar, Klaus (1999): Der Begriff der „Ausländerkriminalität“ im öffentlichen Diskurs, in: Monatszeitschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 82. Jg., S. 30-35.
- Smith, Neil (2001): Global Social Cleansing: Postliberal Revanchism And the Export of Zero Tolerance, in: Social Justice 28. Jg., S. 68-74.
- Wacquant, Loic (2000): Elend hinter Gittern, Koblenz.
- Washington Post (2002): Prison Population Growth Slowed, Justice Dept. Says, in: Washington Post, 11.04.02, S. 2.

Hans Luft

Nicht zu vergessen: Ökonomische Gesetze

Der Wirtschaftsweise Horst Siebert hat in seinem jüngsten Buch über den sogenannten Kobraeffekt gezeigt, wie Regeln für wirtschaftliches Handeln der Menschen oft etwas anderes bewirken als vom Gesetzgeber beabsichtigt.¹ Das Problem ist so alt wie das ökonomische Denken. Adam Smith z.B. hatte auf die Versuchungen aus einer ungerechten Steuer verwiesen: „Im Gegensatz zu allen normalen Rechtsgrundsätzen schafft das Gesetz hier zunächst die Versuchung und bestraft dann jene, die ihr erliegen. Es verschärft die Bestrafung zudem gewöhnlich im Verhältnis gerade zu dem Umstand, den es mildern sollte, nämlich der Versuchung, das Verbrechen zu begehen.“²

Objektives und Subjektives

Es gibt eben jenseits der juristischen Gesetze Zusammenhänge, die unabhängig von diesen wirken. Friedrich Engels machte auf ein weitergehendes Problem aufmerksam: „Die Zwecke der Handlungen sind gewollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt, oder soweit sie den gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schließlich ganz andere als die gewollten Folgen.“³

Wer denkt da nicht an das, was die DDR-Bevölkerung zu Wendezeiten wollte: eine konvertible, im Ausland geachtete Währung, Reisefreiheit nach allen Richtungen, ein Auto ohne Wartezeiten, die Überwindung der Defizite heute hier und morgen dort, freie Wahlen ohne Einheitslisten usw. Sie haben das alles bekommen, aber eben auch, was sie nicht wollten, nämlich Arbeitslosigkeit, Deindustrialisierung weiter Landstriche, Privatisierung nicht nur staatlicher Industrie, sondern auch vieler Einrichtungen der öffentlichen Daseinsvorsorge, Verschuldung der Kommunen. Man wählte mehrheitlich eine Volkskammer, die den schnellen Weg zur Einheit Deutschlands beschließen sollte und auch tatsächlich beschloß, ohne auf Risiken und Nebenwirkungen zu achten. Daran, daß nun auch der Arbeitsmarkt ein Käufermarkt werden könnte, wo nicht der lohnabhängig Beschäftigte als der Verkäufer seiner Arbeitskraft, sondern der Arbeitgeber als deren Käufer das Sagen hat, daß also das Kapital nicht zur Arbeit geht, sondern die Arbeit zum Kapital gehen muß, dachten die wenigsten.

Auch an diesem Beispiel zeigt sich, daß die Absichten der Menschen das eine, die Resultate das andere sind, letztere von Kräften bestimmt werden, die dem

¹ Horst Siebert: Der Kobra-Effekt. Wie man Irrwege der Wirtschaftspolitik vermeidet, Stuttgart/München 2001, S. 11ff.

² Adam Smith: Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen, Dritter Band, Berlin 1976, S. 218/219.

³ Friedrich Engels: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, MEW, Bd. 21, Berlin 1969, S. 297.

Einzelnen nicht sofort sichtbar sind. Das führt zum Begriff des ökonomischen Gesetzes. Darunter verstehen wir wesentliche, stabile, sich wiederholende Zusammenhänge in den Beziehungen der Menschen bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit. Ihr Wirkungsbereich ist der Reproduktionsprozeß als Einheit seiner vier Phasen Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion.

Ökonomische Gesetze sind nun keineswegs eine Erfindung von Sozialisten, sie gehörten schon vor Marx und Engels z.B. bei den alten britischen Merkantilisten Child, Davenant und Mun vor mehr als 300 Jahren, aber auch bei Malthus und John Stuart Mill zum Gegenstand ihrer Forschungen.⁴ Erst recht kommt heute kein Ökonom an den Wechselbeziehungen zwischen Preisen, Angebot und Nachfrage im Warenaustausch vorbei, die als Gesetz von Angebot und Nachfrage bzw. als Gesetz der abnehmenden Nachfrage (Samuelson)⁵ in die Literatur Eingang gefunden haben. Steigt der Preis eines Gutes unter sonst gleichen Umständen, sinkt die nachgefragte Menge. Anders ausgedrückt: übersteigt das Angebot eines Gutes die Nachfrage (Käufermarktsituation), sinkt bei sonst gleichen Umständen der Preis. Umgekehrt führt ein Zurückbleiben des Angebots hinter der Nachfrage (Verkäufermarktsituation) zum Steigen der Preise.

Hier wird der ganze Unterschied zwischen ökonomischen und juristischen Gesetzen deutlich. Ökonomische Gesetze haben objektiven Charakter. Das heißt: Sie sind, einmal die wirtschaftliche Tätigkeit der Menschen gegeben, von deren Willen unabhängige sogenannte Sachzwänge.⁶ Demgegenüber sind juristische Gesetze von einem Gesetzgeber bewußt in Kraft gesetzte Normen, also vom Willen der Menschen abhängig. Das bedeutet weiter:

Erstens: Ökonomische Gesetze sind von juristischen Gesetzen unabhängig. Juristische Gesetze haben als rechtsverbindliche Normen subjektiven Charakter. Ihre Wirksamkeit ist dabei desto kräftiger, die Versuche, sie zu umgehen, sind desto weniger erfolgreich, je besser sie sich den Erfordernissen ökonomischer und anderer objektiver Gesetze annähern bzw. diesen entsprechen.

Zweitens: Die Verletzung ökonomischer Gesetze führt zu ihrer Durchsetzung hinter dem Rücken der Menschen wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem ein statisch fehlerhaft gebautes Haus über dem Kopf zusammenbricht.⁷ So werden bei ungenügendem Angebot einer Ware vom Staat festgelegte Höchstpreise durch Schwarzmarktpreise übertroffen.

⁴ Jürgen Kuczynski: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in England 1640 – 1760, Tribüne Verlag, Berlin 1954, S. 182.

⁵ Paul A. Samuelson/William D. Nordhaus: Volkswirtschaftslehre. Köln 1987, S. 117.

⁶ Der polnische Ökonom Oskar Lange, der die ökonomischen Gesetze in Kausal-, Struktur- und Funktionalgesetze unterschied, schreibt, daß jede der menschlichen Handlungen „für sich allein genommen, bewußt und zielstrebig ist; unabhängig vom menschlichen Willen sind dagegen die Bedingungen, unter denen sich diese Handlungen vollziehen und die das gegenseitige Aufeinanderwirken dieser Handlungen hervorrufen, so daß ihr gesellschaftliches Ergebnis den Charakter eines spontanen Prozesses erhält.“ (Oskar Lange: Politische Ökonomie, Bd. 1, Berlin 1969, S. 101).

⁷ Karl Marx: Das Kapital, Erster Band, MEW, Bd. 23, Berlin 1969, S. 89.

„Nur vermittelt der Entwertung oder Überwertung der Produkte“, schreibt Friedrich Engels, „werden die einzelnen Warenproduzenten mit der Nase darauf gestoßen, was und wie viel davon die Gesellschaft braucht oder nicht braucht.“⁸ Die Verletzung juristischer Gesetze kann dagegen nur durch zielgerichtetes Handeln der Menschen korrigiert werden.

Drittens: Das juristische Gesetz kann durch einen einfachen Rechtsakt aufgehoben bzw. geändert werden, die ökonomischen Gesetze dagegen nicht, es sei denn, es verändern sich grundlegend die Rahmenbedingungen ökonomischer Tätigkeit.

Marx über ökonomische Gesetze

Das ökonomische Gesetz von Angebot und Nachfrage beschäftigte Generationen von Ökonomen. Es ist noch keineswegs ausgereizt. 2001 bekamen die Nobelpreise für Wirtschaftswissenschaft drei US-Forscher (George Akerlof, Michael Spence und Joseph Stiglitz) für ihre Arbeiten über Märkte mit asymmetrischer Information, die das Verhältnis von Angebot und Nachfrage modifiziert.⁹

Spätestens hier muß auf das doppelte Verdienst von Karl Marx verwiesen werden. Erstens hatte er anknüpfend an Smith und Ricardo die Wertgröße der Waren als Schwankungszentrum der Preise durch den zu ihrer Produktion gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand bestimmt (Wertgesetz).¹⁰ Zweitens entwickelte er als erster in der Geschichte des ökonomischen Denkens, daß die allgemeinen Gesetze der Warenproduktion nicht durch ihre Verletzung, sondern durch ihre Wirkung auch auf die menschliche Arbeitskraft durch deren Verwandlung in eine Ware als Objekt des Kaufs und Verkaufs (doppelt freier Lohnarbeiter) umschlagen in die Gesetze der kapitalistischen Aneignung,¹¹ etwa das Mehrwertgesetz¹² als das Bewegungsgesetz der ka-

⁸ Friedrich Engels: Vorwort zu Marx Schrift „Das Elend der Philosophie“, MEW, Bd. 21, Berlin 1969, S. 184.

⁹ Bisher betrachtete man Märkte, auf denen beide Seiten, Käufer wie Verkäufer, gleich gut informiert waren, also Märkte mit symmetrischer Information, wo der Preismechanismus für eine optimale Bereitstellung von Gütern sorgt. Das ist nicht mehr der Fall, wenn z.B. die Verkäufer die Qualität ihrer angebotenen Ware/Leistung gut kennen, die Käufer dagegen die Qualität nicht ausreichend beurteilen können. Als Konsequenz dieser von Akerlof beschriebenen Informations-Asymmetrie werden alle diesbezüglichen Waren zum gleichen Preis gehandelt, was dazu führt, daß die qualitativ besten, da sie keinen ausreichenden Preis erzielen, vom Markt verdrängt werden. Akerlof spricht von adverser Selektion. Wie man diese durch glaubwürdige Signale mindern kann, zeigt Spence. Während bei Spence die informierte Partei Signale sendet, betrachtet Joseph Stiglitz das umgekehrte Szenario, wo die uninformierte Partei versucht, die Informierten zu trennen, z.B. im Versicherungsgeschäft, wo die Versicherungsnehmer ihr Risiko kennen, die Versicherungsgesellschaften erst einmal nicht (siehe weiter: Neue Zürcher Zeitung vom 11.10.2001).

¹⁰ Karl Marx: Das Kapital, Erster Band, a.a.O., S. 54.

¹¹ Vgl. ebenda, S. 610.

¹² „Arbeitskraft wird hier gekauft, nicht um durch ihren Dienst oder ihr Produkt die persönlichen

kapitalistischen Produktionsweise oder das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation,¹³ letzteres mit dem Hinweis, es werde „gleich allen anderen Gesetzen in seiner Verwirklichung durch mannigfache Umstände modifiziert“.¹⁴

Historisches und Aktuelles

Gewinn resp. Profit als Erscheinungsform des Mehrwerts kann auf unterschiedlichen Wegen erzielt werden, einmal durch Innovationen, Qualitätsarbeit und Kundenfreundlichkeit, Cleverness beim Risikomanagement, Einsparung von Material und Energie, aber auch von Arbeitszeit, was keineswegs Entlassungen zur Folge haben muß, sondern zunächst Abbau von Überstunden und in der Perspektive die Verkürzung der Lebensarbeitszeit. Anders sieht es bei Gewinn aus, der auf Kosten von Beschäftigung und Ausbildung, durch Lohndumping und Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sowie Schädigung der Umwelt erzielt wird. Eine solche Ausbeutung von Mensch und Natur verletzt die auch in Artikel 14 Grundgesetz gebotene Sozialpflicht des Eigentums, weshalb sie abzulehnen und zu bekämpfen ist, was, wie die Geschichte lehrt, die kapitalistische Wirtschaftsordnung keineswegs beseitigt. So erfolgte der Aufschwung nach der Weltwirtschaftskrise 1929 bis 1932 diametral entgegengesetzt, in den USA und anderen westeuropäischen Ländern nach dem Roosevelt'schen New Deal, in Deutschland und Italien durch Militarisation der Wirtschaft und Vorbereitung eines Aggressionskrieges nach dem Göring'schen Konzept „Kanonen statt Butter“ (1936).

Die Rooseveltsche Wirtschaftspolitik setzte nicht die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus außer Kraft, wohl aber ähnelte sie einem Bauern, der die Auswirkungen einer Dürre durch bodenschonende Fruchtfolgen und künstliche Beregnung in Grenzen gehalten, ohne daß er sich aus der Abhängigkeit von Naturgesetzen gelöst hat. Allerdings war in Europa durch die faschisti-

Bedürfnisse des Käufers zu befriedigen. Sein Zweck ist Verwertung des Kapitals, Produktion von Waren, die mehr Arbeit enthalten, als er zahlt, also einen Wertteil enthalten, der ihm nichts kostet und dennoch durch den Warenverkauf realisiert wird. Produktion von Mehrwert oder Plusmacherei ist das absolute Gesetz dieser Produktionsweise.“ (Karl Marx: Das Kapital, Erster Band, MEW, Bd. 23, S. 647)

¹³ „Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee ... Je größer aber diese Reservearmee im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Übervölkerung, deren Elend im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Arbeitsqual steht. Je größer endlich die Lazarusschicht der Arbeiterklasse und die industrielle Reservearmee, desto größer der offizielle Pauperismus. Das ist das absolute allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation.“ (Karl Marx: Das Kapital, Erster Band, a.a.O., S. 673/674) Dagegen gab Malthus den Arbeitern die Schuld an ihrer Armut und Arbeitslosigkeit. Nach dem von ihm formulierten und auch von Lassalle übernommenen sogenannten Ehernen Lohngesetz würden höhere Löhne zu größerer Kinderzahl und damit letztendlich zu einem Überangebot an Arbeitskräften führen. Aber in Wirklichkeit führte Armut zu Übervölkerung, während bei wachsendem Wohlstand die Kinderzahl abnahm, was zeigt, wie Irrtümer die Gesetzesforschung beeinflussen können.

¹⁴ Karl Marx: Das Kapital, Erster Band, a.a.O., S. 674.

sche Herrschaft der Kapitalismus so diskreditiert, daß nach dem Sieg der Anti-Hitler-Koalition 1945 nicht nur in Osteuropa die Dominanz des privatkapitalistischen Eigentums an den Produktionsmitteln infragegestellt wurde. Es sei an umfangreiche Nationalisierungen in Großbritannien, Frankreich, Italien und Österreich oder den Ausbau des staatlichen Sektors in Nordeuropa erinnert. Nicht nur im sowjetisch besetzten Sachsen, sondern auch im amerikanischen besetzten Hessen votierte 1946 die Mehrheit der Bürger für die Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher bzw. die Überführung von Monopolunternehmen besonders der Grundstoffindustrie in Gemeineigentum. Selbst die CDU forderte 1947 in ihrem Ahlener Programm die Verstaatlichung von Bergbau, Stahl und verschiedener Großbetriebe in anderen Branchen.

Angesichts dieser Situation war deutlich geworden, daß nur durch eine Umverteilung von Mehrwert resp. Profit zugunsten der lohnabhängig Beschäftigten privates Kapitaleigentum gerettet werden konnte. Es war dies die Stunde der sozialen Marktwirtschaft oder die Geburt des sogenannten rheinischen Kapitalismus, gefördert durch Marshall-Planhilfe und Westeinbindung der Bundesrepublik. Das Ergebnis war ein beträchtliches Wachstum des Wohlstandes bei nahezu Vollbeschäftigung. Zyklische Rezessionen waren so schwach, daß sie im Bewußtsein vieler Menschen kaum noch wahrgenommen wurden. Es war die Zeit des „Wirtschaftswunders“ oder wie Wolfgang Cezanne in seinem Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre, das sich in der Tradition von Artur Woll sieht, theoretisch verallgemeinert: „In der zweiten Hälfte der 70er Jahre kehrte sich die in der Phillips-Theorie unterstellte negative Beziehung zwischen Arbeitslosenquote und Inflationsrate zunehmend um. Es setzte sich auf Grund entsprechender Erfahrungen die Ansicht durch, daß zwischen Vollbeschäftigung und Preisniveaustabilität nicht nur kein Konflikt besteht, sondern sogar umgekehrt eine Komplementarität. Für die Wirtschaftspolitik bedeutet dies, Preisniveaustabilität anzustreben auch und gerade zum Zwecke der Erreichung eines hohen Beschäftigungsgrades.“¹⁵

Erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands kehrten die zyklischen Krisen ins Alltagsbewußtsein der Bevölkerung zurück, so zunächst 1992/93 eine mit dem Gründerkrach nach der Reichseinigung in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts vergleichbare. Die 2001 begonnene Rezession dauert den Voraussagen wissenschaftlicher Institute zum Trotz immer noch an, was zeigt, daß es noch keine praktikable Krisentheorie gibt.¹⁶

Die besondere Schärfe der gegenwärtigen Rezession (gespaltener Arbeitsmarkt in Deutschland, massenhafte Kapitalvernichtung nicht nur am Neuen Markt, sondern auch bei Großkonzernen des DAX zu Lasten der Masse der

¹⁵ Wolfgang Cezanne: Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 4. Auflage, München/Wien, S. 201.

¹⁶ Infolge dieses Defizits der ökonomischen und namentlich der Gesetzesforschung ist es kein Zufall, wenn das Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre von Heine und Herr einen extra Abschnitt mit mehreren Kapiteln der Marx'schen Wert-, Geld- und Reproduktionstheorie sowie dem Unterschied von Marx und Keynes widmet (Heine/Herr: Volkswirtschaftslehre, 22. Auflage, München 2000).

Kleinaktionäre, Rekordstand an Insolvenzen) erinnert trotz des allgemein höheren Lebensniveaus der Bevölkerung an die Weltwirtschaftskrise 1929-1932. Dennoch machen die Spitzen der deutschen Arbeitgeberverbände keinen Hehl aus ihrer Absicht, Massenarbeitslosigkeit und Globalisierung für Sozialabbau und Lohndumping großen Stils auszunutzen, Beschäftigte gegen Arbeitslose, Einheimische gegen Migranten auszuspielen. Sie und die sie unterstützenden neoliberalen Ökonomen wettern gegen Tariftreue und Kündigungsschutz und überhaupt gegen soziale Verantwortung des Staates, so als wären nicht gerade, woran Afheldt erinnert, „von Bismarck 1879 bis Roosevelt 1933 durch staatliche Eingriffe Nationalökonomien aus Katastrophen herausgeführt worden, in die sie durch einen geöffneten Weltmarkt gestürzt waren. Alle diese Wirtschaftsmodelle waren den spezifischen Anforderungen der jeweiligen Gesellschaft und den gerade herrschenden weltweiten Gegebenheiten angepaßt. Waren sie es nicht, wie die neoliberalen Versuche Rußlands nach 1990 zeigen, war das Ergebnis eine wirtschaftliche und soziale Katastrophe.“¹⁷

Bedeckt halten sich dagegen die Spitzen der deutschen Wirtschaft hinsichtlich ihrer eigenen, jeden Maßstab sprengenden Einkommen von im Durchschnitt mehr als zwei Millionen Euro jährlich.¹⁸ Solche Gehälter sind weder durch eigene Arbeitsleistung noch unter Berücksichtigung angemessener Vergütung von unternehmerischem Risiko gerechtfertigt. Kein noch so geringer Bestandteil des Supereinkommens der Aufsichtsräte und Vorstände der Aktiengesellschaften ist an ihren unternehmerischen Erfolg bzw. Mißerfolg gebunden. Da werden trotz Mitschuld an Kursverlusten – ob nun bei Holzmann, Infineon, Kirch, Daimler-Chrysler, Deutsche Bank, Bayer oder wie jüngst bei Telekom – die Vorstandsbezüge nicht etwa gesenkt, sondern sie wurden im Jahr 2001, als sich das Desaster der Telekom-Aktie¹⁹ schon abzeichnete, sogar um 90 Prozent erhöht, dafür wurde „großzügig“ auf Aktienoptionen verzichtet.²⁰ Eine Novellierung des Aktiengesetzes ist da vor jeder Veränderung in den Sozialsystemen dringend geboten. Sonst wird die soziale Stabilität als Grundlage auch für Rechtsfrieden und -sicherheit und damit für die Wirksamkeit der juristischen Gesetze gefährdet. Vorbote hierfür ist die um sich greifende schlechte Zahlungsmoral, die den traditionell guten Leumund des Geschäftsgebarens deutscher Kaufleute beschädigt.

¹⁷ H. Afheldt: Anpassung an die neoliberale Globalisierung, Parlament, Beilage vom 23.2.2002.

¹⁸ Nach Informationen der Berliner Zeitung vom 20. Juli 2001 führt die Liste der Topverdiener der Vorstandsvorsitzende des Axel Springer Verlags Gus Fischer mit einem Jahreseinkommen von 23 Millionen Mark (knapp 11,8 Millionen Euro) an, ihm folgen Porsche-Lenker Wendelin mit einem Jahresalar von 17 Millionen Mark, der damalige Deutsche-Bank-Chef Rolf Breuer mit 16,4 Millionen Mark, Infineon-Vorstandsvorsitzender Ulrich Schumacher mit 15,1 und Daimler-Chrysler Chef Jürgen Schrempp mit 12 Millionen Mark. Nur bei letzterem führte der niedrige Aktienkurs dazu, daß sein Jahresgehalt 2001 schrumpfte, auf immer noch traumhafte 2,7 Mio. Euro (Berliner Morgenpost vom 23. Juni 2002).

¹⁹ Die Telekomaktie ist inzwischen weit unter ihren Ausgabepreis von 14,57 Euro gefallen.

²⁰ Berliner Zeitung vom 29. Mai 2002, S. 27.

Gab es im Osten Deutschlands in der Wendezeit die Losung „Leistung muß sich wieder lohnen“, möchte man heute fordern „Ehrliches Geschäftsgebaren muß sich wieder lohnen, Mißmanagement gehört bestraft“. Das ökonomischen Gesetzen entspringende Profitstreben der Unternehmen muß von der Politik z.B. durch die erwähnte Reform des Aktienrechts sowie durch Steuer- und andere juristische Gesetze in solche Richtungen gelenkt werden, daß statt weiterer Differenzierung in den Einommen höhere Unternehmensgewinne mehr Volkswohlstand bei einem Maximum sozialer Gerechtigkeit bringen.

Gemeineigentum und ökonomische Gesetze

Wenn Siebert in seinem oben erwähnten jüngsten Buch behauptet, daß „nirgendwo geschrieben stehe, daß die einmal erreichte Realeinkommensposition einer Volkswirtschaft auf immer und ewig gehalten wird“²¹, dann erkennt er damit *erstens* den zyklischen Verlauf kapitalistischer Wirtschaftsentwicklung an, ohne jedoch näher das Warum oder die Länge und die Amplituden der einzelnen Phasen des Zyklus zu erklären.

Zweitens provoziert er einen Hinweis darauf, daß manches, was die damalige politische Ökonomie des Sozialismus bei Erläuterung eines sogenannten ökonomischen Grundgesetzes des Sozialismus im Zusammenhang mit dem Gesetz der wachsenden Bedürfnisse behandelte, so falsch nicht war. Ihr Hinweis, daß von Kriegen und Naturkatastrophen abgesehen das erreichte Lebensniveau der Bevölkerung der sozial gesicherte Ausgangspunkt seiner weiteren Erhöhung sein müsste,²² natürlich in Abhängigkeit von der Produktivitätsentwicklung, wurde leider von den Verantwortlichen in der Sowjetunion und ihrer Verbündeten trotz der Herausforderungen des rheinischen Kapitalismus nicht ernst genommen, das erreichte militärische Kräftegleichgewicht nicht mit der notwendigen Konsequenz für einen Aufschwung in Produktivität und Volkswohlstand genutzt, vom Wagnis nach mehr Demokratie ganz zu schweigen. So entartete der sozialistische Versuch und scheiterte schließlich.

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, wie der polnische Ökonom Oskar Lange, von der Keynes'schen Schule des ökonomischen Denkens kommend, seine Untersuchungen der ökonomischen Gesetze mit der Hoffnung verband, „daß durch gesellschaftliches Eigentum an den hauptsächlichsten Produktionsmitteln die Wirkung der ökonomischen Gesetze in der vom Menschen beabsichtigten Weise erfolgen wird“.²³ Lange bezog sich dabei ausdrücklich auf folgende Bemerkungen von Karl Kautsky: „Wenn ein Fabrikant eine Fabrik organisiert, so liegt es keineswegs in seinem Belieben, wie er das


²¹ Horst Siebert: Der Kobra-Effekt, a.a.O., S. 56.

²² Vgl. Hans Luft: Zu Fragen der Wirkung und der Ausnutzung der ökonomischen Gesetze des Sozialismus bei der Intensivierung der gesellschaftlichen Produktion. Wirtschaftswissenschaft Heft 12, 1983 (Verlag Die Wirtschaft Berlin), S. 1764.

²³ Oskar Lange, a.a.O., S. 105.

tut, obwohl er freier Herr über seine Produktionsmittel ist. Wenn er sich nicht an bestimmte Naturgesetze des Produzierens hält, wird sein Betrieb nie ein arbeitsfähiges Gebilde werden. Und das gleiche gilt von einer sozialistischen Gesellschaft“, in der allerdings die Möglichkeit besteht, „die Produktion den Naturgesetzen der Produktionsweise bewußt anzupassen, und so ohne Katastrophen und Krisen den Produktionsprozeß in Gang zu halten. Das setzt allerdings voraus, daß man diese Naturgesetze studiert. Ein sozialistisches Gemeinwesen, das glaubt, sich mit bloßer Gewalt über sie hinwegsetzen zu können, wenn es nur über die Produktionsmittel verfügt, wird stets scheitern.“²⁴

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd



iz3w ◀

www.iz3w.org

Gegen die Zumutungen des globalen Kapitalismus, gegen Rassismus oder das Gerede von 'ethnischen Konflikten' wendet sich die iz3w alle 6 Wochen auf 52 Seiten. Die Beiträge und Themenschwerpunkte beschäftigen sich mit Weltwirtschaft und Entwicklungspolitik, mit Migration, sozialen Bewegungen, Ökologie, Soziokultur und kritischen Theorien. Einzelheft €4,- Abo €32,-

► Bezug: linker Buchhandel, Dritte-Welt-Läden oder Informationszentrum 3. welt

iz3w ► PF 5328 · D-79020 Freiburg
Fon (0761) 740 03 · Fax 70 98 66
info@iz3w.org · www.iz3w.org

²⁴ Zitiert nach Oskar Lange, a.a.O., S. 109.

Neoliberaler Schulterchluss afrikanischer Eliten

Zur „Neuen Partnerschaft für afrikanische Entwicklung“

NEPAD – dieses Kürzel avanciert seit dem Gipfeltreffen der Organisation für afrikanische Einheit (OAU) im Juli letzten Jahres zum Synonym für einen Neubeginn Afrikas. Die „Neue Partnerschaft für afrikanische Entwicklung“ verfolgt nach Bekunden der afrikanischen Staats- und Regierungschefs die hehren Ziele, „den Kontinent von der Unterentwicklung zu befreien“, die „Armut auszulöschen“ und die beteiligten Staaten „auf den Weg nachhaltigen Wachstums und Entwicklung zu führen“.¹

Diese „Neue Partnerschaft“² begeisterte die westlichen Regierungschefs und internationalen Organisationen. Endlich hätte sich der „schwarze Kontinent“ zu einem eigenen Ansatz durchgerungen und versuche seine Probleme selbständig anzugehen. Dieser Enthusiasmus kommt nicht von ungefähr, haben sich die afrikanischen Staatsoberhäupter doch im wesentlichen des allgemein anerkannten Entwicklungskanons bedient: gute Regierungsführung, marktwirtschaftliche Orientierung, Demokratisierung, Integration in die globale Wirtschaft.³ Erklärtes Ziel der „Neuen Partnerschaft“ ist die Halbierung der Zahl der in extremer Armut lebenden Afrikaner bis 2015. Hierzu soll vor allem auf ein Wirtschaftswachstums von jährlich 7 Prozent im Laufe der nächsten 15 Jahre gesetzt werden.

Einen ersten internationalen Lackmus-Test hatte die „Neue Partnerschaft“ auf dem G8-Gipfel in Kanada zu überstehen, der die Finanzierung dieser afrikanischen Zusammenarbeit einen Tag lang thematisierte. „Unrealistische Erwartungen“ wären allerdings nicht angebracht, gab UN-Generalsekretär Kofi Annan bereits vor dem G8-Gipfel in Kananaskis, der sich einen Tag lang mit dem „Afrika-Aktionsplan“ befasste, zum Besten – und er sollte recht behalten. Der „Aktionsplan“ stellte die Reaktion der G8 auf die NEPAD dar, die bereits auf dem letzten G8-Gipfel in Genua vorgestellt wurde.

Zum Leidwesen westlicher Staaten erwarten die afrikanischen Initiatoren für so viel vorausseilenden Gehorsam ein gewisses pekuniäres Entgegenkommen der Geberländer. Wiseman Nkhulu, Generalsekretär des NEPAD, lancierte bereits im Frühjahr einen Finanzierungsbedarf von jährlich 64 Milliarden US-Dollar und schwärmte bereits von einem „Marshall-Plan für Afrika“.⁴

Der bisherige Einsatz seitens der afrikanischen Staatsoberhäupter hat sich nicht ausgezahlt: Kanzler Schröder wiegelte bereits vor Konferenzbeginn ab, es ginge „nicht um eine Art Marshall-Plan für Afrika“, sondern vielmehr „um die Teilhabe Afrikas an den Gewinnen der Globalisierung“.⁵ Worin diese aber bestehen könnten, ist die ungeklärte Frage – nicht nur – dieses Gipfels. Afrika kämpft mit unterschiedlichsten Herausforderungen in den Bereichen Nahrung, Verschuldung, Aids/HIV, der zunehmenden Ressourcenknappheit vor allem für die ländliche Bevölkerung und einer gleichbleibend hohen Quote Armer – fast 50 Prozent der Bevölkerung – mit einem Einkommen von unter einem Dollar pro Tag. Internationale Bemühungen, Afrika auf den „richtigen“ Entwicklungspfad zu bringen, sind bisher genauso zahlreich wie erfolglos.

Nahrung: Auf dem Welternährungsgipfel in Rom vom 10. bis 13. Juni dieses Jahres wurde eingestanden, dass die Aufgabe, die Zahl der Hungernden bis 2015 zu halbieren, ohne immense Anstrengungen nicht mehr zu bewältigen ist. Hier scheiden sich die Geister über die Strategie: Steigerung der Produktion für den heimischen Markt, wie vom „Forum für Nahrungssouveränität“⁶ – einer Plattform von 700 Nichtregierungsorganisationen und sozialen Bewegungen – gefordert, oder Öffnung der Agrarmärkte, um über Nahrungsimporte und die Nutzung gentechnisch veränderter Saaten, die Ernährungssituation zu stabilisieren – die bevorzugte Marschroute der Gipfeloffiziellen.⁷

Handel: Die bisherigen Vorleistungen des Nordens sind, wenn überhaupt der Logik einer stärkeren Exportorientierung gefolgt werden soll, sehr mager: Die WTO-Verhandlungen in Doha im November 2001 brachten keinen Durchbruch bei der Frage der Reduzierung von Agrarsubventionen in den Industrieländern und dem Marktzugang für die Länder des Südens. Die Europäische Union versuchte zwar bereits im Vorfeld mit ihrer im März 2001 in Kraft getretenen „Alles außer Waffen“-Initiative zugunsten der Least Developed Countries (LDC) ein Signal zu geben,⁸ scheitert aber letztendlich an ihrer eigenen Halbherzigkeit vor allem im Agrarbereich – sowie der makabren Tatsache, dass etliche der G8-Staaten selbst zu den führenden Waffenexporteuren der Welt gehören⁹ und der Anteil der weltweiten Waffenexporte afrikanischer Länder fast bedeutungslos ist. Die USA haben mit ihrem „African Growth and Opportunity Act“ (AGOA) bereits im Mai 2000 den Handel als Entwicklungsinstrument „entdeckt“. Das Gesetz ist im wesentlichen durch zwei Fak-

⁵ Gerhard Schröder, „Afrikas Zukunft liegt in Afrikas Händen“, in: Süddeutsche Zeitung, 26. Juni 2002.

⁶ Vgl. <http://www.forumfoodsovereignty.org/pressoffice/pressreleases/politicalstatement.htm>

⁷ Vgl. Erklärung des Welternährungsgipfels unter: www.fao.org/docrep/meeting/004/Y6948E.htm

⁸ Zur Kritik an der EBA-Initiative s. Klaus Schilder, Alles außer Waffen, Zucker, Bananen und Reis?, <http://www.weedbonn.org/eu/texte/EBA-Kritik.doc>

⁹ Vgl. „Amnesty International indicts G-8 over peace in Africa“, in: Daily Trust, 25. Juni 2002. Die G8 exportierten im Jahr 2000 Waffen im Wert von 29 Mrd. US-Dollar in Entwicklungsländer; allein Großbritannien exportiert jährlich Waffen im Wert von 600 Mio. US-Dollar nach Afrika.

¹ Vgl. Erklärung der NEPAD unter www.nepad.org/AA0010101.pdf

² Zur Entstehungsgeschichte vgl. Henning Melber, Afrika sucht seine Strategie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/2002, S. 482-490.

³ Vgl. für eine kritische Bestandsaufnahme des NEPAD: Rainer Falk, NEPAD – Neue Partnerschaft oder Neues Geld gegen Wohlverhalten?, Informationsbrief Weltwirtschaft und Entwicklung (W&E), Sonderdienst Nr.6/Juni 2002.

⁴ Summit seeks to sell African „Marshall Plan“, 27. März 2002, <http://www.namibian.com.na/2002/March/afrika/024FC7B5A1.html>

toren gekennzeichnet: *Erstens* ist es zeitlich, mengenmäßig und in Bezug auf Branchen und Staaten begrenzt, und *zweitens* ignoriert es sämtliche Fragen, die nach US-Ansicht außerhalb der Handelsbeziehungen liegen, wie die Schuldenstreichung und den Zugang zu natürlichen Ressourcen für die lokale Bevölkerung.¹⁰ Es zwingt die beteiligten afrikanischen Staaten zur Gleichbehandlung amerikanischer Investoren (national treatment) und zu bilateralen Abkommen mit den USA – zugespitzt handelt es sich schlicht um ein Investitions- und Handelsinstrument zugunsten der Vereinigten Staaten.

Schulden: Der auf dem G8-Gipfel in Köln 1999 ins Leben gerufene Schuldenreduzierungsansatz für hochverschuldete Niedrigeinkommensländer, die HIPC-Initiative, hat zwar zu einer Reduzierung der Schuldenlast dieser Staatengruppe geführt, allerdings nicht im ausreichenden Maße. Hier kommt die Erhöhung der Mittel für die HIPC-Initiative um 1,2 Milliarden US-Dollar auf dem G8-Gipfel in Kanada dem verspäteten Eingeständnis gleich, dass die Mittel von vornherein zu knapp bemessen waren.

Entwicklungshilfe: Neue Finanzmittel für Afrika wurden von den G8 in Kanada nicht zugesagt, vielmehr soll eine Neuaufteilung der auf der Geberkonferenz im mexikanischen Monterrey ohnehin zugesagten Mittel zugunsten Afrikas vorgenommen werden. Für den Kontinent ergeben sich dadurch ab 2006 jährlich rund sechs Milliarden US-Dollar. Diese Summe sollte aber nicht darüber hinweg täuschen, dass der öffentliche Finanzfluss Richtung Afrika von 18 Mrd. US-Dollar im Jahre 1990 auf 11 Mrd. US-Dollar (1998) drastisch zurückgegangen ist – und weiter sinkt.¹¹ Darüber können auch Finanzbeiträge einzelner Staaten im Vorfeld des Gipfels nicht hinwegtäuschen. Kanada fühlte sich als Gastgeber besonders in der Pflicht und steuerte 500 Mio. US-Dollar bei, während die USA ihre Finanzbeiträge für den Bildungsbereich auf 200 Mio. US-Dollar erhöhten. Allerdings machen gerade diese Einzelsummen einen prekären Trend deutlich: Die Zersplitterung der Unterstützung und die Bilateralisierung der Beziehungen – wie auch im Handelsbereich – schreitet weiter voran.

Aids/HIV: Über dem gesamten afrikanischen Kontinent schwebt zudem das Damokles-Schwert der rasant steigenden Zahl von Aids/HIV-Infektionen: Weltweit sterben täglich 8.000 Menschen an dieser Krankheit, 6.000 davon allein in Subsahara-Afrika. Um diesem Problem zumindest in finanzieller Hinsicht zu begegnen, wurde auf einer UN-Sondersitzung im Juni 2001 die Einrichtung eines Global Aids Fund beschlossen, der Anfang des Jahres seine Arbeit aufgenommen hat. Allerdings sieht die Bilanz auch hier sehr düster aus: Bereits nach sechs Monaten droht das „Aus“ für den Fonds.¹² Von den

¹⁰ Zur Kritik vgl.: „Will Africa benefit from the Africa Growth and Opportunity Act?“, 2. Mai 2000, http://speakout.com/activism/issue_briefs/1256b-1.html; vgl. auch „Africa: Growth and Opportunity Act a Danger“, 1. Oktober 2000, <http://www.corpwatch.org/bulletins/PBD.jsp?articleid=513>

¹¹ „G8 Unlikely to Advance Concrete Africa Plan“, 26. Juni 2002, www.allAfrica.com

¹² Vgl. „Bush plays shell game with African lives“, 24. Juni 2002, www.allAfrica.com

geschätzten 7-10 Mrd. US-Dollar pro Jahr, die für die Bekämpfung der Krankheit notwendig wären, wurden etliche Milliarden bisher nicht überwiesen. Vor allem die USA stehen hier in der Pflicht: Ihr Anteil am Fonds beläuft sich – theoretisch – auf ca. 3,5 Mrd. US-Dollar. Bush setzte stattdessen eine massive Kürzung auf 200 Mio. im US-Dollar US-Haushalt für das Jahr 2002 durch und versprach in zwei Jahren eine Erhöhung um 300 Mio. US-Dollar vorzunehmen. Die Ergebnisse der internationalen Aids-Konferenz in Barcelona im Juli 2002 waren für die afrikanischen Teilnehmer nicht minder ernüchternd: Außer freundlichen Aufforderungen zu mehr Bemühungen im Kampf gegen Aids und ein Ende der Stigmatisierung (Mandela) erbrachte die Konferenz keine konkreten Ergebnisse.¹³

Das Thema HIV/Aids offenbart aber eine viel grundlegendere Problematik: Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, dass lediglich 2% aller Aids-Kranken in Subsahara-Afrika Zugang zu Medikamenten haben – die Debatte um einen freien Zugang für afrikanische Unternehmen zu den Patenten multinationaler Pharma-Konzerne wurde auf dem G8-Gipfel wieder nicht thematisiert. Die heftige Kritik an Brasiliens Bemühung, afrikanischen Firmen günstige Ersatzpräparate zur Verfügung zu stellen ist symptomatisch für den Umgang mit Aids – geistige Eigentumsrechte, die durch das WTO-Abkommen zum handelsrelevanten Patentschutz (TRIPS) geschützt sind, wiegen schwerer als Tausende von Tote täglich.¹⁴

Die Liste könnte nahezu endlos weitergeführt werden – etwa bei der Biopiraterie und der Ressourcenausbeutung in den Ländern des Südens, die den Menschen vor Ort genau die Mittel entziehen, die sie für die oft geforderte eigenständige Entwicklung benötigen. Die Widersprüchlichkeiten und Unzulänglichkeiten der westlichen Politik sind offensichtlich. Entsprechend fällt die Beurteilung des G8-Treffens in Kanada aus. Die Entscheidungen des Gipfels haben mit „unserer Realität“ nichts zu tun, erklärte der malische Historiker Cheik Chikouna Cissé.¹⁵ Die westlichen Regierungen wollten sich aber gerade dieser Wirklichkeit nicht stellen.

Um „Dialogbereitschaft“ zu bezeugen, wurden Delegationen aus den fünf afrikanischen Staaten Südafrika, Senegal, Nigeria, Algerien, Ägypten und der UN-Generalsekretär Kofi Annan in die kanadische Provinz eingeladen. Die Auswahl dieser afrikanischen Staaten stellt alles andere als einen Zufall dar, vielmehr handelt es sich hierbei um die fünf Initiatoren der „Neuen Partnerschaft“. Diese haben sich bisher als Musterknaben für marktwirtschaftliche Reformen und für eine stärkere Weltmarktorientierung erwiesen – und afrikanische Kritiker befürchten, dass sie gegen die Interessen der Bevölkerung federführend sein werden bei der weiteren Ausgestaltung der Politik des Kontinents.

¹³ Zu den Ergebnissen der Konferenz vgl. www.unaids.org/barcelona/index.html

¹⁴ Vgl. „Brasilien bietet Hilfe für Generika-Produkte“, in: FTD, 9. Juli 2002, S. 15.

¹⁵ „Gegengipfel in Mali begegnet G-8-Beschlüssen zu Afrika mit Skepsis“, AFP am 28. Juni 2002, unter <http://de.news.yahoo.com/020628/286/2tyj3.html>

Über diesen diplomatischen Akt ging der Gipfel in punkto „Partizipation“ allerdings nicht hinaus: In einem Umkreis von 6,5 km wurde der Tagungsort durch Tausende Polizisten und Soldaten abgeriegelt. Der Unmut über den neo-liberalen Schulderschluss zwischen der afrikanischen und der westlichen Führungselite bahnte sich anderenorts seinen Weg. Der vom malischen Zweig der Schuldenkampagne „Jubilee 2000“ initiierte „Gegengipfel der Armen“ in Siby, 50 Kilometer südlich der Hauptstadt Bamako gelegen, brachte Delegierte von 200 sozialen Bewegungen, NGOs und Institutionen aus 45 Ländern an einen Tisch, um auf die prekäre Situation des Kontinents, insbesondere in Hinblick auf die Schuldenstreichung, aufmerksam zu machen.

Salih Booker, Geschäftsführer der NGO „Africa Action“ mit Sitz in Washington bringt es auf den Punkt: Ein System „weltweiter Apartheid“, in dem eine kleine Gruppe überwiegend weißer Staaten die Regeln für den Rest des Globus vorgibt, prägt das Verhältnis zwischen Nord und Süd.¹⁶

Die Notwendigkeit zu einem solchen „Gegengipfel“ ist aber auch Ausdruck fehlender Beteiligung der afrikanischen Bevölkerung bei der Formulierung der NEPAD-Zielsetzungen. Die „Partnerschaft“ wurde von afrikanischen Regierungen entwickelt, ohne ihre Bevölkerungen einzubeziehen.¹⁷ Kennzeichnend hierfür war die erste Finanzierungskonferenz im April 2002,¹⁸ zu der nur die Organisation für industrielle Entwicklung (UNIDO), Regierungsvertreter und Wirtschaftsverbände und -lobbyisten zugelassen waren. Die afrikanischen Regierungen setzen die „Privatisierung“ der Politik fort, die von internationalen Organisationen und westlichen Regierungen vorexerziert wird.

Diese Politik fügt sich reibungslos ein in das Konzept der Afrikanischen Union (AU), die auf dem Gründungsgipfel in Durban im Juli 2002 offiziell die Nachfolge der Organisation für Afrikanische Einheit angetreten hat.¹⁹ Die AU und die NEPAD folgen hierbei dem selben Liberalisierungsmuster wie ihr großes Vorbild, die Europäische Union, und stellen einen wesentlichen Schritt Afrikas zur Vorbereitung auf die intensivere Teilnahme am Globalisierungsprozess dar. Inwieweit die Rede des libyschen Staatschefs Gaddafi in Durban, Afrika gehöre den Afrikanern, noch die Wirklichkeit des Kontinents widerspiegelt, sei dahin gestellt.

Die NEPAD gewinnt allerdings keinen Deut an Legitimation, wenn sie von den G8 und deren Afrika-Beauftragten den Segen erhält. Im Gegenteil, die Glaubwürdigkeit des Projektes nimmt nach dem G8-Gipfel in Kananaskis rapide ab. Die Weltbank geht von einem Finanzbedarf von 50 Mrd. US-Dollar zusätzlicher Entwicklungshilfe aus, um die Millenniumsziele, insbesondere die

¹⁶ „Africa is on everyone's lips at G-8, but is there substance behind the words?“, 26. Juni 2002, www.allAfrica.com

¹⁷ So Emily Sikazwe Geschäftsführerin von Women for Change: „G8, IMF, World Bank are the source of problems“, in: *The Post*, 29. Juni 2002.

¹⁸ Vgl. Agenda der Konferenz unter www.nepad.org

¹⁹ Zur Afrikanischen Union und den Ergebnissen von Durban vgl. www.africa-union.org

Reduzierung der Armut, erreichen zu können.²⁰ In Anbetracht einer Prognose, die davon ausgeht, dass der Anteil der afrikanischen Bevölkerung, der im Jahr 2015 in extremer Armut lebt, noch bei 37 Prozent liegt, reichen Versprechungen nicht mehr aus. Der Ende August in Johannesburg anstehende UN-Weltgipfel für Nachhaltige Entwicklung (WSSD) gelangte erst gar nicht auf die Agenda des G8-Gipfels, lediglich ein Halbsatz im Summary des kanadischen Gipfel-Gastgebers wies auf die anstehende Bilanz der 1992er Konferenz für Umwelt und Entwicklung hin – ein deutliches Signal dafür, wie weit das Thema der ökologisch und sozial nachhaltigen Entwicklung an Bedeutung verloren hat.

Kofi Annan verbreitete am Ende des Gipfels Optimismus in Hinblick auf Johannesburg und die auf dem nächsten G8-Gipfel erfolgende Bewertung des Afrika-Aktionsplans – hoffentlich handelt es sich hier nicht um unrealistische Erwartungen.

Dirk Krüger

Peter-Weiss – Symposium der Marx-Engels-Stiftung

27./28. April 2002, Wuppertal

Im Mai vor zwanzig Jahren starb Peter Weiss. Die Marx-Engels-Stiftung veranstaltete zu seiner Würdigung ein Symposium „Peter Weiss und unsere Epoche – Unsere Epoche und Peter Weiss“.

Thomas Metscher setzte Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ zu Thomas Manns „Dr. Faustus“ in Beziehung. Christian Geissler sprach zum Antiimperialismus im Leben und Werk von Peter Weiss. Archie Kuhnke informierte über nationale und internationale Aktivitäten zu Peter Weiss. Dirk Krüger sprach über „Mit Dante und Marx nach Auschwitz und zurück in die Gegenwart – Kapitalismus-Kritik im Oratorium „Die Ermittlung““, Jürgen Bargmann untersuchte die Stellung bedeutender Persönlichkeiten zu Peter Weiss oder die Rolle, die sie in seinem Leben spielten, während Robert Steigerwald „Die Entscheidung des Peter Weiss“ für die Sache des Kommunismus an Hand der Notizbücher von Weiss nachzeichnete. Erasmus Schöfer sprach ein verwandtes Thema an: Peter Weiss und sein Verständnis vom Wesen einer Kommunistischen Partei. Am Abend des ersten Konferenztags zeigte Hanne Hiob den Video-Film der Fernsehfassung des Weiss-Oratoriums „Die Ermittlung“.

(Leider blieben die Bemühungen der Veranstalter, solche namhaften Peter-Weiss-Spezialisten wie Jens-Fietje Dwers, Manfred Haiduk, Schlenstedt (Mann und Frau), Krenzlin, Werner Mittenzwei, Klaus Höpcke – alle aus der DDR – zu gewinnen, erfolglos. Die Absagen waren wohl begründet und wären sicher vermeidbar gewesen, hätten die Veranstalter ihre Aktivitäten früher eingeleitet.)

²⁰ „G8 Unlikely to Advance Concrete Africa Plan“, 26. Juni 2002, www.allAfrica.com

Thomas Metscher begründete sein Thema damit, dass der letzte große bürgerliche Autor des 20. Jahrhunderts, Thomas Mann, und der kommunistische, die Position des Proletariats einnehmende große Schriftsteller Peter Weiss in Epochenromanen das Entsetzliche, die Schrecknisse des Imperialismus, des Faschismus, des Krieges zum Thema nahmen. Dabei würden beide nicht – anders also als Heiner Müller – das Entsetzliche nur reproduzieren, sondern von den Positionen eines materialen, das heißt in der Realität verankerten Humanismus ihre Werke schaffen. In beider Werk scheine die Möglichkeit der Befreiung von Barbarei auf. Es gebe in der gesamten Literatur des 20. Jahrhunderts kein Beispiel in inhaltlicher und ästhetischer Hinsicht, die das Niveau beider Werke erreiche. Metscher untersuchte an Hand der drei Teile des Peter-Weiss-Romans das Ringen von Widerstandskämpfern, gegen die Ästhetik der Herrschenden, gegen ihre Darstellung von Geschichte eine Ästhetik des Widerstands, eine Aneignung von Geschichte durch Kämpfer gegen die Barbarei zu erreichen. Er demonstrierte die Bedeutung der Kunst als Mittel des höchsten Ausdrucks von Wirklichkeit, also Kunst als Medium der Welterkenntnis, gleichgestellt der wissenschaftlichen Welterkenntnis: Am Ende zitiert er eine der Protagonisten Rimbaud, der andere das „Kommunistische Manifest“. Die Rolle Brechts in der Entwicklung des Werks von Peter Weiss wurde untersucht und das Bemühen des Dichters, das Grauen literarisch zu bewältigen. Der Roman endet mit dem Aufruf zur Entschlossenheit, zum gemeinsamen, internationalistischen Handeln.

Und Thomas Mann? Das Wirklichkeitsverhältnis der Deutschen sei ein musikalisches, folglich steht im Mittelpunkt des „Dr. Faustus“ das Leben und Werk des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von seinem humanistischen Freund Serenus Zeitblom. Aber die Lebens- und Werkgeschichte des Komponisten ist dargestellt als Verwirklichung der modernen Kunst, ausgehend von der Romantik bis hin zur Schönberg'schen Kompositionstheorie. Es spiegelt sich darin die Geschichte Deutschlands von der Reformation bis in die Gegenwart, diese Geschichte des sich entwickelnden und ausbreitenden Irrationalismus, des sich auflösenden Humanismus und aufklärerischen Denkens und Handelns, der „Zurücknahme“ des Höchsten und Bedeutendsten, das in dieser humanistischen Vergangenheit von Deutschen geschaffen worden war. Es ist dies zugleich die Geschichte der bürgerlichen Welt, abgehandelt an vielen individuellen Biografien, die alle tragisch enden – es gibt in und für diese Welt keine Hoffnung mehr. Es droht die Hölle, und dem Erzähler – einem durchaus eher kontemplativ eingestellten bürgerlichen Humanisten, der sich den Nazis verweigerte, auf seine Professur verzichtete, also auch eine Form von Widerstand ausbildete – dämmert es, dass die Rettung und Bewahrung der Kultur letztlich doch wohl nur durch den Sozialismus möglich ist. So sind beide große Romane solche des antifaschistischen Widerstands, verortet in recht unterschiedlichen sozialen und individuellen Welten, aber gerade in dieser Weise ein harmonisches Ganzes bildend.

Metscher fasste die Substanz seines Beitrags in Thesen zusammen: Die beiden Autoren behandeln aus verschiedenen Perspektiven den gleichen Gegenstand,

reflektieren die zu Ende gehende bürgerliche Epoche, gliedern – was es bisher in der Literatur so nicht gab – Essays in die Kunst ein, schließen also Kunst und Theorie zusammen, schaffen Kunstwerke auf der Höhe der entwickeltesten Theorie.

Christian Geissler, mehrere Male betonend, dass er „schwarz“ sehe, sagte, er sei gekommen, um Menschen kennen zu lernen, die mit Peter Weiss ihre künftige, kommunistische Arbeit begründen wollen. Er schilderte den internationalistischen, antiimperialistischen, solidarischen Kampf von Peter Weiss und setzte davon die Art, wie heutzutage und bei uns (er schilderte das an Beispielen seiner unmittelbaren Umgebung) der Verwüstungsprozess, der medien-gewaltige Infantilisierungsprozess, vorangetrieben wird. Mit Peter Weiss beharrte er darauf: „Das, was wir vertreten, ist richtig. Darum haben wir recht und haben wir uns durchzusetzen!“ Vietnam, der Militärisch-industrielle Komplex, Erscheinungen des Faschismus in den USA (Ethel Rosenberg, un-mittelbar, bevor man sie auf den Elektrischen Stuhl fesselte: „Wir sind die ersten Opfer des amerikanischen Faschismus!“) werden eingeführt und dann wird die These formuliert: Peter Weiss schrieb zugunsten der vorantreibenden Erinnerung. Die RAF-Bomben auf Kaufhäuser führten zur Entrüstung, dass sich in ihnen aber die Verwüstungen ausdrückten, die von der imperialistischen Realität angerichtet wurden und werden, sei durch den Medienterror der Wahrnehmung entrückt. Aber es ist wichtig, sich vom Schmerz nicht zerstören zu lassen, Widerstand dagegen zu entwickeln, wenn die Herrschenden unsere Gehirne kaufen wollen.

Dirk Krüger, daran erinnernd, dass es nicht nur um den 20. Todestag von Peter Weiss gehe, sondern auch um den Welttag des Buches (23. 4. aus Anlass der Shakespeare- und Cervantes-Jubiläen) und – zusammenfallend mit dem Todestag von Peter Weiss, dem 10. Mai – um den Jahrestag der faschistischen Bücherverbrennung, ging von dem Satz Adornos aus, dass man nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben könne. Wie hat Peter Weiss dieses Problem gelöst, und das gerade auch in der Darstellung von Auschwitz? Krüger schilderte die Auseinandersetzung von Peter Weiss mit diesem ungeheuerlichen Stoff, sein Experimentieren, den Versuch, in Analogie zu Dantes und Giotto's Gang durch die Hölle die Auschwitzhölle, dieses absolute Negative zur Kunst, künstlerisch zu behandeln und in dieser Darstellung des Grauens zu helfen, Widerstandspotential zu entwickeln. Dabei durchbricht Weiss an wenigen Stellen das Verfahren, nationale Aspekte nicht einzuführen: Wenn es darum geht, den Massenmord an sowjetischen Kriegsgefangenen und die durch kapitalistische Industriegiganten ermöglichte Massenmordpraxis von Auschwitz den deutschen Zuschauern der sechziger, siebziger Jahre vor Augen zu führen – der Jahre der Globke und Abs, der Heusinger und Filbinger, der Jahre eines wüsten Antikommunismus und Antisozialismus – und welche Reaktion aus den Reihen der Reaktion kam und zu erwarten war. Peter Weiss bezog Partei! Hieran schloss sich der Vortrag eines Gedichts an, in dem *Archie Kuhnke* eine Fahrt in das KZ Auschwitz verarbeitete.

Jürgen Bargmann schilderte die Wirkung der Aufführungen von Stücken Peter Weiss', u.a. in England, das Aufrütteln, das bis hin zu politischen Entscheidungen führte. Angeführt werden die Worte des vietnamesischen Generals Giap, des Siegers über den französischen Kolonialismus, gerichtet an die US-Adresse: Wir werden Euch, trotz oder sogar wegen Eurer gewaltigen Rüstung, die Euch wie ein Strick am Halse hängen wird, besiegen. Das mag heute, bezogen auf die jetzigen Verhältnisse, eine unwahrscheinliche Prognose sein, aber noch ist nicht aller Tage Abend, die Geschichte kennt keinen Stillstand.

Eine kurze Diskussion wandte sich vor allem der Frage zu, wie es möglich sei, dass Menschen anderen Menschen antun, was sie in Auschwitz getan haben. Dazu gebe es in der marxistischen wissenschaftlichen Literatur keine Antworten, nicht einmal wirkliches Suchen. Auch wenn die Antworten der Psychoanalyse nicht genügten und es sicher eines langen Arbeitsprozesses bedarf, hier zu gültigen Aussagen zu kommen, dies müsse angegangen werden. In diesem Zusammenhang wurde auf die große Bedeutung gerade der Kunst verwiesen, solche Fragen zu klären, die im Wege wissenschaftlicher Verallgemeinerung sicher schwer aufzuarbeiten sind.

Hanne Hiob-Brecht war für die abendliche Vorführung der Fernsehfassung des Peter-Weiss-Oratoriums „Die Ermittlung“ eigens von München angereist. Nach dem Film herrschte Ergriffenheit, war Diskussion nicht mehr möglich. Aber es wäre sehr zu empfehlen, diesen Film vielerorts vorzuführen, vor allem, um junge Menschen zu erreichen – es würde aber auch manchen Alten, die in der Auseinandersetzung mit dem Nazismus ihre „Schwierigkeiten“ haben (Stichwort: Wehrmachtsausstellung) gut anstehen, sich die um strengste Sachlichkeit bemühte und gerade darum um so mehr künstlerisch geformte Darstellung des Grauenhaften anzuschauen!

Am folgenden Tag, nach einer längeren Diskussion, in der es erneut um das Problem der Möglichkeit barbarischen menschlichen Handelns ging, führte Erasmus Schöfer, auf Debatten um die DKP in den achtziger Jahren eingehend, Zitate von Peter Weiss ein, wie er sich eine die Spannung von Kollektivität und Individualität meisternde, die Kräfte der Parteimitglieder entfaltende und verbindende Partei vorstellte. Von dieser Ebene her übte Erasmus Schöfer – durchaus solidarisch – Kritik an Vorgängen in der DKP.

Es schloss sich Archie Kuhnke an, der über nationale und internationale Initiativen der Würdigung des Werks von Peter Weiss informierte, wobei er besonders auf die Einbeziehung der Kunst – des Gedichts, des Bilds, des Lieds – in diese Würdigungen einging. Robert Steigerwald trug dann, dicht an Äußerungen aus den Notizbüchern des Peter Weiss orientiert, vor, wie sich das innere Ringen des Autors mit dem Sozialismus und Kommunismus, mit den Untaten der Stalin-Zeit nach dem XX. Parteitag der KPdSU, beginnend ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, vollzog. Hintergrund ist das lebendig gehaltene Entsetzen vor Imperialismus, Faschismus und Krieg (Vietnam beispielsweise), der konkrete Zustand anderer Kräfte, die hier wirkend eingreifen

könnten, dies aber nicht tun, so dass sich für Peter Weiss – trotz allem Grauen angesichts der historischen Abläufe und Ereignisse – nur eine einzige Entscheidung anbot: an der Seite der Kommunisten, der Sowjetunion, stehend gegen die Barbarei zu kämpfen. Er tat dies nicht unkritisch, suchte zu verstehen, was zu den Entstellungen und Verfälschungen der Ideale des Sozialismus geführt haben müsste und macht dann Vorschläge hinsichtlich eines künftigen Sozialismus, künftiger Formen kommunistischer Organisation. Ich habe zu einigem, was er dazu vorschlug, kritische Einwände, äußerte aber abschließend, meines Erachtens sei es vor dem Hintergrund der Geschichte nötig, dass Sozialisten, Kommunisten durch die Gestaltung ihrer eigenen Organisation, durch ihr konkretes Tun und Lassen zu zeigen haben, dass ihre Vorstellungen von einem künftigen humanen Sozialismus keine leeren Beteuerungen sind.

Es ist geplant, die Materialien dieser Konferenz zu veröffentlichen.

Robert Steigerwald

„Islamischer Fundamentalismus“ vs. „Informationskapitalismus“

InkriT-Tagung am 9. bis 12. Mai 2002 in Berlin

Die sprunghafte Entwicklung der neuen Produktivkräfte, neue Subjektformierungen und widersprüchliche Hegemoniebrüche im Prozess neoliberaler Globalisierung stellen neue Anforderungen an wissenschaftliche Erkenntnisproduktion. In diesem Sinne lud das Berliner Institut für kritische Theorie (InkriT) zu seiner Jahrestagung „Islamischer Fundamentalismus“ vs. „Informationskapitalismus“. Historisch-kritische Durchdringungsversuche zum Imaginären des „Imperiums“ ein.

Im einführenden Plenum „Globalisierung und Terror“ war vor allem die Einsicht in welt-regional unterschiedliche Realitäten gewinnbringend: z. B. berichtete Bas Wielenga (Madurai, Indien) über die systematischen Angriffe von hinduistischen Fundamentalisten gegen Muslime im indischen Bundesstaat Gudjarat (der Hilfeleistungen aus mehreren EU-Ländern erhält), die von westlichen Medien und Regierungen kaum beachtet werden. Gegen die Rede eines einheitlichen muslimischen Fundamentalismus plädiert Wielenga für eine Analyse regional spezifischer Konstellationen mit je eigenen kulturellen Kontexten. Den Fundamentalismus der Muslime in Gudjarat bezeichnet er als „Victim Terrorism“: eine Antwort junger Muslime auf ihre Isolierung, die sich an den „Tamil Tigers“ orientieren.

Ein zweites Plenum diskutierte über „Die neuen Akteure im Kontext der Globalisierung und des Prozesses von Porto Alegre“. Nach verheißenden Einschätzungen bildet das Weltsozialforum den „größten Kristallisationspunkt alternativer Bestrebungen“ und fördert die Herausbildung eines „neuen Bewusstseins anti-neoliberaler Politik“ (E. Gauthier, Espaces Marx); stellt es die

„Konkretisierung von Selbstorganisation“ und der „Anerkennung von Verschiedenheit“ im Prozess der „Themen- und Kampfzentrierung“ dar, auch wenn die Hegemonie europäischer Netzwerke oder das Verhältnis zwischen Autonomie und Konsens im Vernetzungsprozess weiterhin strittige Konflikte bleiben (S. Kimpel, attac Berlin). Kritische Kommentare sprechen von einer sich widersprüchlich artikulierenden „Fragilität, Zerbrechlichkeit und progressiven Stärke“ des Protestes gegen ökonomische Globalisierung (T. Veerkamp, Berlin) oder betonen das dortige Chaos im „Spannungsverhältnis zwischen revolutionsorientierter Demonstration und Realpolitik“ und die Unfähigkeit des Forums, „zentrale und orientierende Debatten für viele“ zu organisieren (B. Kagarlitzky, Moskau). Auf Beiträge zu den populistischen Verkürzungen in NRO-Kampagnen, zu ideologischen Indienstnahmen der Intellektuellen durch „politische Zirkel“ und zum Trennungsverhältnis zwischen intellektueller Theoriebildung und Aktion der sozialen Bewegungen antwortete u.a. Wolfgang F. Haug (InkriT/HkWM), dass er die Aufgabe der Intellektuellen in der Rekonstruktion und Erneuerung kritischer Theorie sehe. So könne die „eigentümliche Produktivkraft des Intellektuellen für die sozialen Bewegungen in aktuellen sozialen Spannungsverhältnissen und Antagonismen nutzbar“ gemacht werden. Trotz interessanter Globaleinschätzungen nahmen die Erkenntnisse über konkrete und widersprüchliche Denkweisen und Praxen der „neuen Akteure“ leider nur wenig Raum ein.

Das InkriT ist Herausgeber des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus (HkWM)*. Erschienen sind bisher fünf Bände (von „Abbau des Staates“ bis „hegemoniale Staatsapparate“). Die Arbeitsweise der HkWM-Begriffsarbeit hat sich inzwischen zum eigentlichen Kern der Tagungen herausgebildet und ist als „work in progress“ zu verstehen: Die AutorInnen stellen ihre aktuellen Entwürfe VotantInnen und dem Publikum produktiv zur Kritik. Zielsetzung ist es, WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen kritischen Theorieschulen und mit verschiedenen kulturellen Herkünften zusammenzubringen, um eine umfassende Durchdringung der „Stichwörter“ zu ermöglichen: so die historischen und theoretischen Entwicklungslinien, philologische Grundlagen, unterschiedliche disziplinäre Ansätze, der befreiungspolitische Gehalt etc. Auszugsweise sollen hier einige dieser Diskussionen zu den Bereichen Informationstechnologie, Islam und Empire nahegezeichnet werden. Insgesamt wurden über 25 Begriffs-Werkstätten veranstaltet, auch zu philosophischen (u.a. Humanismus, Ideal) oder soziologischen (u.a. Jugend, Humanisierung der Arbeit) und auch kulturtheoretischen Stichwörtern (u.a. Hollywood, Jeans).

Lothar Bisky (Potsdam) verortet die Begriffskarriere von „Informationsgesellschaft“ im Verhältnis zwischen strukturellen und kulturellen Umbrüchen in der Produktions- und Lebensweise und marktfördernden Projektionen und Umsetzungen im Politischen. Ideologiekritisch begründete Voten relativierten die Substanz des Begriffs auf eine rhetorische Figur, die die profitlogische Ausdehnung von Vermarktungs-, Konsumtions- und Privatisierungsstrategien anleitet (I. Lohmann, Hamburg; H.-J. Krysmanski, Münster) bzw. der „strate-

gischen Set-Up-Verschiebung internationaler Regulierungsinstitutionen“ und der Popularisierung eines „diskursiven, medialen und warenästhetischen Hypes“ (F. O. Wolf, Berlin). Dialektisch wird auf das Ausloten neuer Lebensmöglichkeiten und veränderter Weisen der Ausbeutung und Entfremdung in der informationstechnologischen Produktionsweise orientiert (R. Rilling, RLS Berlin; Kagarlitzky), dabei insbesondere auf die Praxis, wie sich Subjekte Massenmedien tätig aneignen und neue „kommunikative, informationelle Artikulationen“ produzieren (G. Mayer, Int. Eisler-Gesellschaft).

In ideologiekritischer Abgrenzung zum metaphorischen Gebrauch des operatistischen Arbeitsbegriffs der „immateriellen Arbeit“ (T. Negri) plädiert W. F. Haug dafür, die Begriffe „intellektuelle Arbeit/Information“ in Anknüpfung an die marxischen Kategorien „Stoffwechsel/Natur“ und „Wissenschaft/Produktion“ zu fassen und auf die Entwicklung der Automationsarbeit zu übertragen. Die Voten beziehen sich auf positive Implikationen bei Negri wie Aspekte der Kooperation, Selbstorganisation und des revolutionären Subjekts im Produktionsprozess (M. Candeias, Das Argument; H. Neuendorff, Dortmund; J. Nowak, Berlin); auf eine Klärung der entgrenzenden Theoretisierung des wertproduzierenden Prozesses der Arbeit bei Negri (R. Krämer, Berlin; A. Gallas, Berlin); auf die begrenzte Reichweite des „Arbeitsbegriffs“ bezogen auf umfassendere Tätigkeiten des informationell begründeten Lernens und Sich-Entfaltens (P. Boccara, Paris); oder auf Anschlüsse Negris an und Denkbrüche zu den Kategorien „materiell/immateriell“ und „general intellect“ bei Marx.

Die historische Rekonstruktion der strukturellen und kulturellen Ordnung islamischer Gesellschaften sind für Tariq Ali (London) unerlässlich, um die Moral und Ideologie des sogenannten „islamischen Fundamentalismus“ einzuschätzen. Im Kampf gegen andere Kulturgesellschaften diene das kulturelle Leitbild eines patriarchal-monotheistischen Islam zur Vereinigung rivalisierender Stammesgesellschaften und ermöglichte ihre synthetische Integration in einer höheren Zivilisation. Die religiös begründeten sozioökonomischen Handlungsanweisungen im Koran ordnen die städtische Lebensweise und Konflikte der Kaufleute und legitimieren ihre Führungsposition gegenüber Bauern und Frauen. Der Bruch mit matrilinearen Traditionen im Koran biete keine „innere Grundlage“ für einen islamischen Feminismus. Ali hält die islamische Zivilisation für gescheitert, da progressive Reformationen dauerhaft verhindert wurden: z.B. durch den Abbruch intellektueller Auseinandersetzungen mit altgriechischen Ideen und der europäischen Renaissance in Zeiten der „Reconquista“ oder später durch den kulturellen Bruch mit der intellektuellen Toleranz im Osmanischen Reich. Die „Entdeckung des Öls“ und der Aufstieg islamischer Gesellschaften als „Ölstaaten“ ermöglichte die Hegemonie eines Islams mit patriarchal-autoritären Grundlagen in strategischer Verbindung mit dem westlichen Imperialismus. Sabah Alnasseri (Frankfurt-Main) konkretisierte die Widersprüche in der ideologischen Konzeption von „islamischer Gesellschaft“, die als „Gegenpol“ unter den Bedingungen von Kolonisation und der Hegemonie westlich-liberaler Modernisierung im 19. Jahrhundert artikuliert wurde. Liberale Para-

digmen sind in „islamischer Form“ wiederzufinden – z.B. „Umma“ statt „Zivilgesellschaft“, „islamische Subjekte“ statt „bürgerliche Subjekte“, „Sharia“ statt „bürgerliches Recht“. Alnasseri begründet den Überhang an normativ-idealistischer Ideologisierung in den Anknüpfungen an westlich-bürgerliche Konzepte mit dem Fehlen eigenständiger ökonomischer und politischer Entwicklung in der „islamischen Gesellschaft“.

Die Tagung schloss mit *Bob Jessops* Thesen zu „Imperium“, in denen er sich auf eine skizzenhafte Annäherung beschränkte. Die aktuell breit rezipierte „strategisch-taktische Zelebrierung des Silicon Valley oder des American Empire“ auch bei Negri/Hardt oder Castells versteht Jessop als Herausforderung zur Schärfung ideologiekritischer Standpunkte. Gegenüber reduktionistischen Erklärungen zu aktuellen Hegemoniebrüchen in Prozessen der Globalisierung gelte es, die multizentralen Dimensionen und Effekte in transnationalen, multikausalen, multitemporalen und multiformalen miteinander verknüpften und verschränkten sozialen Prozessen zu erkennen. Eine Kritik der dominanten Kapitalismus- und Staatskritik sei Ausgangspunkt einer notwendigen Standpunkt-Erneuerung, in der „Wissen/Information“ als vierter Produktionsfaktor eine theoretische Grundlage erfahren müsse. In der Diskussion wurde erneut daran erinnert, auch auf die emanzipatorischen Aspekte in der Artikulation Negri/Hardts zur neuen Produktionsweise und eines neuen revolutionären Subjekts einzugehen.

Die Arbeitsweise der Begriffsarbeit in InkriT-Werkstätten legt großen Wert auf die produktive und effektive Auseinandersetzung zwischen historischen Rekonstruktionen und aktuellen Theorieumbrüchen. Das Kernmoment, eine „Entwicklung der Kritik“, in dem sich die Diskutanten in ihren wesentlichen Argumentationslinien aufeinander beziehen, war nicht in allen Werkstätten zu erkennen, somit auch ein Reife-Anspruch für die Zukunft.

Victor Rego Diaz

Einheit der Vernunft und Vielfalt der Rationalitäten

24. und 25. Mai 2002 in Berlin

Im Rahmen der »Schöneberger Gespräche«, die von der PDS-Organisation in Berlin-Tempelhof/Schöneberg getragen werden, nahmen etwa 40 Gäste am 24. und 25. Mai in Berlin an der von der Marx-Engels-Stiftung Wuppertal organisierten Konferenz „Die Einheit der Vernunft und die Vielfalt der Rationalitäten“ teil. Das Konferenzthema führte zahlreiche Referenten und auch die Diskussionsredner zu Fragen, die sich aus der gegenwärtigen Situation in der Welt, aus Erfahrungen der Geschichte und aus heutigen theoretisch-politischen Debatten ergeben. In diesem Sinn hatte *Gert Julius* vom gastgebenden PDS-Ortsverband bereits zum Auftakt der Konferenz an Brechts Warnung vor einem weiteren Weltkrieg erinnert: „Das große Karthago führte drei Kriege...“.

Die ersten Referate befaßten sich mit logisch-systematischen Aspekten des im Konferenztitel angesprochenen Problems. Unter Hinweis auf die Unterschiedlichkeit der Manifestationen des Denkens in den Sprachen der Menschheit erörterte *Hans Heinz Holz* (Ranzo S. Abbondio/Schweiz), der durch Krankheit an der Teilnahme gehindert war und dessen Beitrag daher verlesen wurde, die Frage, ob es gegensätzliche Arten der Logik, einen Vernunftpluralismus gebe. Bedeutungskern, Bedeutungshof und Bedeutungssphären sprachlicher Manifestationen von Gedanken seien in verschiedenen Sprachen nicht deckungsgleich. Jede Sprache entwerfe eine eigene Weltperspektive, erweitere sich approximativ zu einer Totalität. Dennoch dürfe die Diskontinuität nicht übertrieben werden. Die unterschiedliche Repräsentativität, die Vielfalt der Sprachen insgesamt führe nicht zu einer babylonischen Verwirrung der Rationalität. Es sei eine differenzierte Aneignung möglich, nicht auf Grund eines frommen Wunsches, sondern auf Grund des Widerspiegelungscharakters von Sprache, mit der die allgemeine Widersprüchlichkeit der wirklichen Welt erfaßt werde.

Renate Wahsner (Berlin) setzte sich mit der These der Postmoderne auseinander, daß jede Einheit des Denkens elitär und dogmatisch sei, Hegel daher Ausgangspunkt totalitärer Systeme geworden sei. Die Absurdität dieser Auffassung werde oft nicht erkannt. Sie betonte, jede Epoche werde durch einen Rationalitätstyp beherrscht, wobei sie Aristoteles, Newton und den dialektischen Materialismus hervorhob. Es gebe keine Ablösung des Rationalitätstyps durch einen anderen, es gebe nur Ablösung von Weltbildern.

Die Referentin wandte sich dann dem Problem von Einheit und Vielfalt bei Kant und Hegel zu und betonte, daß die Einheit der Vernunft nicht identisch sei mit der Vorherrschaft eines Rationalitätstyps. Vielmehr sei der Ausgangspunkt stets gewesen: Das Vernünftige ist nicht bekannt, nicht evident, sondern müsse erkundet werden. Das berge zwei wesentliche Aspekte: Es gehe darum, alle Rationalitätstypen zu untersuchen, die für wissenschaftliche Erkenntnis nötig sind, und darum, alles Denken einer Zeit zu erfassen. Einzelwissenschaften plus Philosophie seien nötig, um den Gesamtzusammenhang herzustellen, weil die Naturwissenschaften dies nicht leisten. In ihnen seien Messung und Berechnung nötig, weil Wesen und Erscheinung nicht zusammenfielen. Das sei aber nicht theoriefrei: „Es gibt keine Meßgröße ohne Theorie.“ Die Meßgröße sei nicht nur Gedachtes, sondern auch Gegenstand. Dieser Ansatz sei dem Empirismus diametral entgegengesetzt, der die Welt als Mannigfaltigkeit einzelner Gegenstände unterstelle.

Die Naturwissenschaften seien allerdings kein Philosophie-Ersatz, sie betrachteten die Welt als Objekt, während die Philosophie ihre Aufgabe darin sehe, die Objektform aufzuheben, die sie zugleich aber benötigt. Die Einheit der Vernunft und die Vielfalt der Naturwissenschaften bedingen sich gegenseitig, die einheitliche Vernunft ermögliche nicht nur die Vielfalt von Rationalitätstypen, sondern erfordere sie geradezu. Die Alternative sei Uniformität.

Thomas Metscher (Ottersberg) wies auf die politische Natur eines Begriffs von einheitlicher Vernunft hin und fragte, wem die dominierende Vernunftskopsis nütze. Aus seiner Sicht reiche aber ein Rückgriff auf transzendentalphilosophische Begründungen von Vernunft nicht aus. Er schlug vor, auf den antiken „logos“-Begriff zurückzugehen, genauer auf den „logos“ materieller Verhältnisse. Er bedeute mehr als Vernunft. Marx verorte sie in „sinnlich-gegenständlicher Tätigkeit“. Metscher betonte, daß es nach seiner Auffassung logische und anthropologische Universalien gebe und es darum gehe, eine Synthesis verschiedenster Wissensformen, der künstlerischen und der begrifflich-wissenschaftlichen, zu leisten.

Andras Gedö (Budapest) konstatierte zu Beginn seines Referats über „Dialektik der Rationalität - Rationalität der Dialektik“, daß sich zwischen dem Respekt vor Rationalität und der Mißachtung der Dialektik gegenwärtig eine Kluft auftue. Ersterer habe ein zwispältiges Schicksal: Von der Lebensphilosophie werde er angegriffen, sei aber zugleich weitgehend akzeptiert. Während das dialektisch-materialistische Konzept auf den Begriff der Vernunft nicht verzichte, bewege sich der Rationalismus zwischen Erkenntnisvermögen, Erkenntnisprozeß und menschlichem Handeln.

Gedö betonte, daß an allen Wendungen der Wissenschaftsgeschichte Irrationalismus verstärkt aufgetreten sei. Die von Kant und Hegel formulierte Dialektik der Vernunft werde polemisch auch von deren Gegnern erfaßt. So gebe es eine Tendenz „irrationalistischer Dialektik“ unter Berufung auf die individuelle Subjektivität bereits bei Pascal, Hamann oder der philosophischen Romantik. Kierkegaard habe schließlich das Paradigma geliefert, indem bestritten werde, daß das Denken dem Individuellen gerecht werde. Heute greife die Philosophie der Differenz die Dialektik direkt an.

Die Rücknahme von Kategorien wie Vernunft, Subjekt oder Geschichte in der Philosophie nach Hegel finde aber nicht nur im Marxismus einen Gegner. Für ein einheitliches Konzept von Vernunft träten u. a. Naturwissenschaftler und Philosophiehistoriker ein. Das deute auf ein Problemfeld, auf dem die materialistische Dialektik Angebote zu machen habe. In ihrer bedrängten Lage liege so auch eine Chance, an die große Zeit der Vernunftphilosophie anzuknüpfen.

Als exemplarisches Beispiel für die Zerstörung von Vernunft und Humanität in der bürgerlichen Philosophie analysierte Heinz Malorny (Berlin) die Philosophie Friedrich Nietzsches. Der Verkünder einer „Menschensteigerungsstrategie“, der sich über den sozialen, reaktionären Gehalt seiner Philosophie durchgehend klar ausgesprochen habe, sei in der Gegenwart zum Klassiker avanciert. Der entscheidende sozialtheoretische Grundsatz seiner Philosophie sei von ihm darin ausgesprochen worden, daß zum Wesen einer höheren Kultur das Sklaventum gehöre. Seine Positionen seien nach wie vor ernst zu nehmen.

Werner Seppmann (Haltern) wies darauf hin, daß die kritischen Fragen angesichts heutiger Vernunftskopsis zunehmen. Erkenntnis werde denunziert als „metaphysische Wahrheit“, der Verzicht auf theoretische Konsistenz als „Befreiung“ gefeiert. Die „Dekonstruktion“ diene als Verfahren zur Transforma-

tion von Begriffen zur Unkritik. Das Interesse der Herrschenden, die Perspektivlosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zu verschleiern, sei offensichtlich. Mit einer „Sonntagsphilosophie“ sei dies allerdings nicht zu erreichen, nirgends werde die Auffassung vertreten, man lebe in der besten aller Welten. Die Postmoderne habe daher zwar an Glanz verloren, allerdings an Einfluß gewonnen. Denn eine konsistente Theorie wäre für die Legitimation des Kapitalismus nur hinderlich. Das Subjekt werde für tot erklärt, gleichzeitig herrsche atemberaubend subjektivistische Selbstgewißheit.

Seppmann setzte sich im folgenden vor allem mit Slavoj Zizeks Studie über das Subjekt auseinander. Zizek restituere einen mechanischen Materialismus, in dem der Gegenstand nur als Objekt begriffen werde. Er komme daher nicht zu einem praktischen Weltverhältnis. Das Subjekt komme stets nach dem Ereignis, die Erkenntnis zum Gnadenakt.

In der Diskussion zu diesem Referat forderte Erich Hahn (Berlin) dazu, den Platz der Vernunftkritik im Gesamtkontext der bürgerlichen Ideologie genau zu orten. Es gehe hier auch um die philosophischen Grundlagen des Neoliberalismus. Er forderte dazu auf, die Thematik auch unter diesem Aspekt auf einer weiteren Veranstaltung fortzuführen.

Arnold Schölzel (Berlin) hob in seinem Referat zur Aktualität der Kritik des Irrationalismus durch Georg Lukács hervor, daß Lukács der erste marxistische Theoretiker überhaupt gewesen sei, der sich umfassend mit dem Zusammenhang von Konterrevolution und Ideologie befaßt habe. Im Horizont der Marxisten sei diese Problematik praktisch nicht existent gewesen. Nach 1945 habe Lukács darauf verwiesen, daß der Irrationalismus in der Philosophie mit den Kriegsvorbereitungen und dem Kalten Krieg gegen den Sozialismus zusammenhänge. Nach dessen Zusammenbruch habe sich die Situation verändert. Die nationalistische oder faschistische Konterrevolution habe seinerzeit ein Massensubjekt geformt, die gegenwärtige Konterrevolution verzichte darauf: „Sie mobilisiert nicht mehr die Massen, sondern unterhält sie.“ Lukács habe aber der Sache nach ein übergreifendes Problem behandelt: Die Relativierung des Denkens in den Kategorien der Vernunft überhaupt, die Lähmung eines möglichen Subjekts durch Zersplitterung, Entfremdung und Manipulation. In den Arbeiten der frühen Frankfurter Schule seien Ansätze zur Analyse dieses Befundes zu finden, die Lukács nicht gekannt habe. Sie enthielten Material, auf das zur Bestimmung der Situation von Vernunft zurückgegriffen werden müsse.

Im abschließenden Referat analysierte Robert Steigerwald (Eschborn) die Unterscheidung von Verstand und Vernunft in der klassischen deutschen Philosophie. Er hob hervor, daß sie die philosophische Entwicklung der Neuzeit zusammengefaßt habe. Das betreffe die Bedeutung von Mathematik und Physik, die Opposition gegen das Alte und die zentrale Stellung des Individuums und schließlich das Begreifen des Vernünftigwerdens als Prozeß. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Widersprüche ihrer Zeit habe die klassische deutsche Philosophie Vernunft als Geschichte begriffen, die von den

Menschen selbst gemacht werde. In der Arbeit des Geistes habe Hegel dies am tiefsten erfaßt, alle Kritik daran bleibe rückwärtsgewandt. Daß die Welt „menschengemäß“ zu gestalten sei, bleibe das Postulat, mit dem Marx an Kant und Hegel anknüpfe.

Die Referate der Konferenz erscheinen in einem vom Neue Impulse Verlag Essen herausgegebenen Band im Herbst dieses Jahres.

Arnold Schölzel

Krieg, neue Weltordnung und sozialistische Programmatik – 100 Jahre John A. Hobson: Der Imperialismus

Konferenz des Marxistischen Forums der PDS am 1./2. Juni
2002 in Berlin

Die Zuspitzung der Krieg-Friedens-Problematik in der Gegenwart war für das Marxistische Forum der PDS Anlass, an zwei Tagen eine grundsätzliche wissenschaftliche Debatte zum Zusammenhang von Krieg und Imperialismus zu führen. Es war das Ziel, das theoretische Fundament für eine eindeutige Ablehnung des Krieges zu begründen und zugleich eine Unterstützung für die aktive sozialistische Friedenspolitik der PDS zu geben. In seinen einleitenden Bemerkungen zum Verhältnis von Ökonomie und Politik gestern und heute mahnte deshalb *Uwe-Jens Heuer* angesichts der Programmdiskussion in der PDS und der vorwiegend nur moralisch gestützten Ablehnung von Terror eine Analyse der großen Geschichtsabläufe und die Aufarbeitung des in der marxistischen Imperialismustheorie verankerten Zusammenhangs von Ökonomie und politischer Aggressivität an.

Referate, Anfragen und Diskussion machten deutlich, wie notwendig diese Verständigung ist, und zwar sowohl unter dem theoretischen Aspekt der Weiterentwicklung marxistischer Erkenntnisse, als auch mit Blick auf die Suche nach politischen Strategien der progressiven linken Bewegung entsprechend den gravierenden Veränderungen im Kapitalismus der Welt von heute. Es ging also in der Debatte nicht nur darum, ob die Problematik des Krieges heute noch mit dem Begriff des Imperialismus zu erfassen ist oder wie sich das Wechselverhältnis von Ökonomie und Politik heute gestaltet, sondern auch darum, wie Forderungen und alternative Konzepte in Auseinandersetzung mit der Globalisierung und ihren verheerenden Wirkungen auszusehen haben.

Mit seinem Beitrag zur Geschichte der Imperialismustheorie bis 1945 bot *Horst Heininger* dafür eine fundierte Grundlage.²¹ Seine Analyse betraf einen

Zeitabschnitt des Kapitalismus, in dem mit der neuen imperialen Expansion der Großmächte die Frage nach den Ursachen des Krieges sowohl unter den bürgerlichen als auch unter marxistischen Wissenschaftlern mit besonderer theoretischer Prägnanz gestellt wurde. Neben Max Weber mit seiner Arbeit „Wirtschaft und Gesellschaft“ – er ging unter dem soziologischen Aspekt u.a. der Bedeutung der äußeren Expansionsinteressen bestimmter Schichten für ihre Machtstellung im Innern nach – war es besonders John Atkinson Hobson mit seinem 1902 erschienenen Buch „Imperialismus. Eine Studie“, der als erster ein geschlossenes theoretisches Konzept zur Aufdeckung der Ursachen des modernen Imperialismus vorlegte und die neuen ökonomischen Konflikte des Kapitalismus in ihrer Wechselwirkung mit der damaligen Politik der herrschenden Klassen betrachtete. In den sinkenden Kapitalrenditen im Inland und in der einträglichen Kapitalanlage im Ausland hätte er den entscheidenden Antrieb für den Imperialismus gesehen. Dieser Erkenntnis von der „ökonomischen Sachlage“ als „Hauptwurzel des Imperialismus“ ist auch Lenin in seiner Imperialismustheorie gefolgt.

Horst Heininger verwies zudem auf die in der Sozialdemokratie seit Ende des 19. Jahrhunderts sehr kontrovers geführten Debatten um die Frage, ob es sich beim Imperialismus um eine *neue Phase in der Entwicklung des Kapitalismus* handelte oder es nur eine *besondere Form der Politik* sei. Im Kern ginge es darum, ob sich der Kapitalismus seit der Zeit von Marx und Engels in seiner Struktur geändert habe und der Imperialismus im Ergebnis solcher Veränderungen als eine Grundeigenschaft oder eine zwangsläufige Form der Politik einer neuen Phase des Kapitalismus verstanden werden könnte. Besonders Rudolf Hilferding war in seiner Arbeit „Das Finanzkapital“ diesem Aspekt nachgegangen. Aufgrund seiner Entdeckung der Vereinigung von Industrie- und Bankkapital zum Finanzkapital und der damit verbundenen neuen Machtkonzentration sprach er von einer „Ära des Finanzkapitals“, die eine imperialistische Politik der äußeren Expansion zwangsläufig zur Folge hätte. Sowohl Hilferding als auch Karl Kautsky, der ebenfalls die neue „Weltpolitik“ als eine Folge der Entwicklung des industriellen Kapitals ansah, lehnten die Charakterisierung dieser Phase des Kapitalismus als Imperialismus ab und bezeichneten diesen als eine vom Finanzkapital bevorzugte Politik. Rosa Luxemburg hingegen verfolgte ein anderes Konzept zur Erklärung des Imperialismus. Sie weist bestimmten Veränderungen in der ökonomischen Struktur des Kapitalismus eine zweitrangige Bedeutung zu, bezeichnet den Imperialismus als einen „politischen Ausdruck des Prozesses der Kapitalakkumulation“ im Konkurrenzkampf um die Reste des nichtkapitalistischen Weltmilieus sowie als geschichtliche Methode der Existenzverlängerung des Kapitals wie das sicherste Mittel, dessen Existenz objektiv ein Ende zu setzen, ohne dass der Kapitalismus automatisch zusammenbricht. Im aggressiven Vorgehen gegen die nichtkapitalistische Welt und in der Verschärfung der Gegensätze zwischen den kapitalistischen Staaten sah Rosa Luxemburg den wesentlichen Grund für imperialistische Kriege.

Nikolai Bucharin und W.I. Lenin sind in ihren Arbeiten („Imperialismus und Weltwirtschaft“ [1915] bzw. „Der Imperialismus als höchstes Stadium des

²¹ Sh. Horst Heininger, Geschichte der Imperialismustheorie (bis 1945), in: J. B. Forster/H. Heininger, Geschichte der Imperialismus- und Monopoltheorie. Supplement der Zeitschrift „sozialismus“ 7-8/2002, Hamburg 2002, S. 1-24.

Kapitalismus [1916]) vom untrennbaren Zusammenhang zwischen der ökonomischen Basis und der imperialistischen Politik als entscheidend für die Bestimmung des Imperialismus als einer historischen Kategorie ausgegangen. Während aber für Bucharin der Begriff Imperialismus ein Begriff der Politik ist, der Politik des Finanzkapitals, sieht Lenin im Imperialismus eine neue Etappe des Kapitalismus, als neue Qualität der Fortentwicklung der Grundeigenschaften des Kapitals. Er fasst den Prozess der Ablösung der kapitalistischen freien Konkurrenz durch kapitalistische Monopole als eine *Veränderung im Kapitalverhältnis*, das sich nur noch durch den Einsatz von ökonomischer und außerökonomischer Gewalt realisieren kann, und versteht den Begriff Imperialismus sowohl als Kennzeichnung der ökonomischen Basis als auch der Politik des Kapitalismus.

Gerade an dem Problem, ob die Wurzeln der Aggressivität des Imperialismus in der kapitalistischen Ökonomie begründet liegen, orientierte sich auch die kontroverse Diskussion am zweiten Tag der Konferenz. *Joachim Bischoff* hatte das Thema seines Beitrages verändert und stellte mit dem Hinweis auf das jetzt viel zitierte Buch „*Empire*“ von Michael Hardt und Antonio Negri provozierend die Frage, ob die Konflikte heute noch auf Probleme der Kapitalakkumulation zurückzuführen seien. Dies würde nach seiner Meinung die Beziehungen zwischen Akkumulation, Politik und Strategie zerschlagen. In Ablehnung der Leninschen Monopoltheorie meint Bischoff, dass die marxistische Imperialismustheorie mit ihrer Verkürzung auf die ökonomische Dimension eine ökonomistische Analyse wäre, mit der der Zusammenhang zwischen Ökonomie und Politik aufgelöst sei. Dies hätte zu Defiziten in der politischen Theorie geführt, zu einer „Krise des Marxismus“. Im Zusammenhang damit konnten der Absturz des Staatssozialismus und der Siegeszug des Neoliberalismus nicht verhindert werden.

Demgegenüber wurde in der Diskussion zu diesen Ausführungen eine derart vereinfachte Darstellung des Verhältnisses von Ökonomie und Politik abgelehnt. Dass die Wurzeln der Aggressivität des Imperialismus in der Ökonomie begründet liegen, hätte die Geschichte bestätigt. Aber strukturelle Veränderungen in der ökonomischen Basis des Kapitalismus würden nicht unvermittelt in Politik umschlagen, führten nicht zwangsläufig zu einer imperialistischen Politik. Ohne die Defizite in der marxistischen Theorie zu leugnen, z. B. auch in der Staatstheorie, komme es darauf an zu ergründen, wie ökonomische Interessen in politische Prozesse umgesetzt werden – vor allem um die Spielräume für eine Mobilisierung demokratischer Kräfte gegen eine imperialistische Politik auszuloten.

In diesen Rahmen ordneten sich auch die Beiträge ein, die wesentliche Prozesse der kapitalistischen Entwicklung in der heutigen Zeit zum Gegenstand hatten. *Gerd Friedrich* und *Harry Nick* referierten zur heutigen Weltwirtschaftsordnung. *Friedrich* charakterisierte deren Merkmale und Besonderheiten, wie den seit 1990 entwickelten „Washingtoner Konsens“ zur Grundgestaltung der Wirtschaftsordnung, die grenzenlose Mobilität der transnationa-

len Konzerne sowie die Rolle der internationalen Finanzmärkte mit ihren sozialen Konsequenzen, die die Zuspitzung der Widersprüche in der Welt bewirkten. *Nick* ging besonders auf die Diskussion um die Globalisierung ein, wobei er auf äußerst unterschiedliche Standpunkte und Ansichten in der gegenwärtigen Literatur aufmerksam machte. Er hob hervor, dass die realen Tendenzen der Globalisierung die Entwicklung eines Weltbewusstseins fördern, aber die Hoffnung, die Kräfte der Globalisierungskritiker zu bündeln, nicht sehr groß ist.

Anliegen von *Peter Stier* in seinen Darlegungen „Nord-Süd-Konflikt und die Herrschaftsstruktur heute“ war es, gerade aus der Analyse dieses Konfliktfeldes heraus Überlegungen anzuregen, wie man das Problembewusstsein des Zusammenhangs von Ökonomie und Gesellschaft schärfen und Einfluss auf die Wirklichkeit nehmen kann, zumal der Nord-Süd-Konflikt als selbständige Fragestellung von der Agenda verschwunden sei. Er gab dazu einen Überblick über dessen Entwicklung in den letzten 40 Jahren, wobei er als Markierungspunkte in den 60er und 70er Jahren den Versuch der Entwicklungsländer nannte, vor dem Hintergrund der damaligen globalpolitischen Konstellation von Kapitalismus und Sozialismus durch Nationalisierungen eine größere ökonomische Unabhängigkeit von den Industrieländern zu erreichen. Die Errichtung einer neuen internationalen Wirtschaftsordnung scheiterte Mitte der 70er Jahre am Widerstand der kapitalistischen Industrienächte, vor allem der USA. Anfang der 80er Jahre war das Ende dieser Entwicklung erreicht, die auf eine nachholende staatskapitalistische Industrialisierung hinauslief, keineswegs auf ein Antasten der bestehenden Machtstrukturen in der Weltwirtschaft. Die Entwicklungsländer wurden mit Veränderung der Weltlage, der Militarisierung der USA und ihrer zunehmenden Verschuldung fest in den kapitalistischen Ausbeutungsmechanismus einbezogen. Mit dem Zerfall des sozialistischen Systems setzte gleichzeitig die Erosion der Entwicklungsländer ein. Veränderungen der staatlichen Souveränität dieser Staaten bewirkten ihre Einbeziehung in das kapitalistische Staatensystem.

Für die Rolle, die der Nord-Süd-Konflikt in der heutigen Zeit spielt, nannte *Stier* zwei Politikansätze, mit denen das Problem der zunehmenden Armut und der wachsenden Diskrepanz zwischen der 1. und der 3. Welt angegangen wird – einmal das Konzept des „global governance“ als einen normativen Ansatz für den globalen Interessenausgleich und dann das Projekt „*Empire*“ von Hardt und Negri. Diese sehen das Entstehen der neuen Weltordnung als nachimperialistische Form der globalen Herrschaft unter Führung der USA, blenden die Machtbeziehungen nicht aus, aber schließen aus der Macht des Imperiums zugleich auf dessen Untergang. Beide Ansätze seien Konstrukte, die sich zunehmend von den sozialen Problemen entfernten, die aus der Macht der Monopole, deren Kontrolle über Technologien, Ressourcen, Finanzmärkte erwachsen und die Polarisierung in der Welt, ihr Auseinanderdriften, forcieren. Der Weg zur globalen Menschengemeinschaft als Gegengewicht wäre eine reaktionäre Utopie, aber ein Ansatz, mit dem man auch positiv umgehen könnte.

In diesen Kontext der Betrachtung der neuen, von den USA dominierten Weltordnung stellte *Gregor Schirmer* die Frage nach der Zukunft der Völkerrechtsordnung. Diese 1945 geschaffene und in der Charta der Vereinten Nationen und vielen völkerrechtlichen Verträgen ausgestaltete Ordnung befände sich mit Herausbildung einer unipolar verfassten imperialistischen Weltordnung in einer existenziellen Krise. Gorbatschows Ideen, die internationalen Beziehungen müssten „entideologisiert“ und dem „Primat von Recht und Gesetz“ unterstellt werden, hätten sich als eine verhängnisvolle Fehleinschätzung erwiesen. Heute ginge es nicht mehr nur um Völkerrechtsverletzungen wie auch zu Zeiten des Kalten Krieges, sondern um das Bestreben, die Grundlagen der geltenden Völkerrechtsordnung zu beseitigen. Dies sei ein konterrevolutionärer Angriff, der in drei Richtungen weist. Einmal wird das Gewaltverbot in der Praxis gebrochen und politisch-ideologisch aufgeweicht, so im Falle des Aggressionskrieges der USA und ihrer Verbündeten gegen Afghanistan mit Erfindung der Legitimität des Eingreifens. Zum anderen werden vorhandene Verfahren der friedlichen Streitbeilegung missachtet oder missbraucht, sichtbar an der Rolle des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen. Zum Dritten wird das Instrument des Vertrages als geeignetes Mittel der Zusammenarbeit der Staaten und Völker immer mehr in Frage gestellt, der Vertragsbruch zum „Kavaliersdelikt“. Verträge werden durch unverbindliche Absprachen ersetzt und rechtlich verbindliche Vereinbarungen vermieden, wie die Weigerung der USA, bestimmte Abkommen zu ratifizieren. Die „alte“ Völkerrechtsordnung gelte aber noch immer und sei mit ihrem Beharrungsvermögen nicht den Verhältnissen nach 1990, der „neuen“ Weltordnung gefolgt. Die Linken seien aufgerufen, dieses geltende Völkerrecht zu verteidigen, denn es bleibe Maßstab für das Verhalten der Staaten auf der internationalen Ebene und es könne von den Völkern, den Bewegungen, Organisationen als Kampfinstrument gegen Krieg und Unterdrückung genutzt werden. Es wäre deshalb angebracht, so Gregor Schirmer am Schluss seines Beitrages, in das Programm der PDS etwa folgende Passage aufzunehmen: „Die PDS tritt für die Erhaltung und den Ausbau der völkerrechtlichen Friedensordnung ein, die in der Charta der Vereinten Nationen verankert ist. Sie setzt sich dafür ein, dass internationale Streitigkeiten mit friedlichen Mitteln auf der Grundlage des Völkerrechts beigelegt werden. Sie lehnt die Androhung und Anwendung militärischer Gewalt – ob mit oder ohne Mandat des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen – als ungeeignetes und unzulässiges Mittel des Kampfes gegen den Terrorismus und für die Durchsetzung von Menschenrechten ab. Sie wird Kampfeinsätzen der Bundeswehr im Ausland im Parlament ihre Zustimmung versagen und außerparlamentarisch Widerstand entgegensetzen.“

An die Beiträge von *Harald Neubert* „Zum Kampf gegen den Krieg – gestern und heute“ sowie von *Dieter Dehm* „Zur Zukunft von Gegenmacht“ knüpften Diskussionen an, in denen es um die Formierung einer Widerstandsbewegung gegen die von den USA und den anderen führenden kapitalistischen Staaten forcierten existenziellen Gefahren für die Menschheit in der Gegenwart und um verschiedene Wege und Strategien im nationalen und internationalen

Maßstab ging. *Neubert* hatte in seinem Beitrag die Krieg-Frieden-Problematik der letzten Jahrhunderte nachgezeichnet. Seit Bildung der Nationalstaaten waren deren Beziehungen zueinander durch das Streben nach Vormachtstellung im bestehenden Gleichgewicht gekennzeichnet, das vorwiegend mittels Gewalt und Krieg durchgesetzt wurde. Dabei waren innere Faktoren wie ökonomische, soziale, politische Stärke und Stabilität sowie militärische Stärke bestimmend. *Neubert* hob hervor, dass das vergangene, monopolkapitalistische Jahrhundert, durch besondere Einschnitte in dieser Frage gekennzeichnet war, vor allem durch die positiv veränderte Weltlage seit 1917 und durch die negative Wende von 1989/1990. Die USA hätten jetzt freie Hand, mit militärischer Erpressung eine Neue Weltordnung durchzusetzen, denn eine Frieden erzwingende Gegenmacht sei nicht in Sicht. *Dieter Dehm* knüpfte hieran mit der Aufforderung an, vorhandene Reformen aufzugreifen, mit entsprechenden Forderungen Bewegungen auszulösen und Differenzen in den verschiedenen sozialen Schichten für eine Bündnispolitik auszunutzen für die Gewinnung einer Gesellschaft, die nicht mehr imperialistisch ist und über den Imperialismus hinausweist.

Gretchen Binus

Zu Albert Speers Bürokratie der systematischen Verelendung und Deportation der Berliner Juden

Buchvorstellung am 17. Juni 2002 in Berlin

Als Susanne Willems ihre bahnbrechende Studie *Der entsiedelte Jude. Albert Speers Wohnungspolitik für den Berliner Hauptstadtbaubau** am 17. Juni im Ribbeck-Haus der Zentral- und Landesbibliothek Berlin – sie hat gerade Jürgen Kuczynskis Bibliothek und Archiv in ihre Obhut genommen – der Öffentlichkeit vorstellt, hebt der die Laudatio haltende Pionier der Erforschung der NS-Judenverfolgung, Wolfgang Scheffler, hervor: „Ihr Buch ist ein ganz energischer Schritt nach vorn, weil hier deutlich wird, nach welchen Gesichtspunkten Deportationslisten zusammengestellt wurden. Die engen Zusammenhänge zwischen dem, was Speer mit seinen Umbauplänen für die Reichshauptstadt vorhatte, der Jagd nach Wohnungen derjenigen, die aus den Abbruchgebieten der Neugestaltung raus mußten und keine Ersatzwohnungen fanden, und der Tatsache, daß Juden aus ihren Wohnungen vertrieben wurden, sind bis in die Karteikarten nachvollziehbar. Das erleichtert uns wesentlich die Rekonstruktion dieser schrecklichen Vorgänge.“

* Publikationen der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, hg. Von Norbert Kampe, Wolfgang Scheffler und Gerhard Schoenberger, Band 10, Edition Hentrich, Berlin 2002, 480 S., 19,95 €. Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf dieses Buch. Zitate ohne Seitenzahlen entstammen entweder einer Aufzeichnung der Buchvorstellung am 17.6.2002 oder einem mitgeschnittenen Gespräch zwischen Susanne Willems und dem Autor am 2.5.2002 in Berlin.

Susanne Willems hat sich ihren Forschungsgegenstand „als Teil meiner Beschäftigung mit der Geschichte der Völkermordverbrechen an den Juden“ selbst gewählt. Als sie vor zwölf Jahren mit ihren außergewöhnlich weitgreifenden Recherchen beginnt, motivieren sie vor allem die „Forschungsdefizite für den Zeitraum vom Novemberpogrom 1938 bis zum Beginn der Deportationen im Oktober 1941, von denen wir wissen, es waren Deportationen in Ghettos und Vernichtungslager.“ Sie will zweierlei erkunden: „Welche Verelendungsprozesse fanden in den drei Jahren dazwischen statt,“ und wer trug für sie und die sich anschließenden Deportationen aus Berlin die Verantwortung.

Bislang vermittele die Faschismusforschung überwiegend den Eindruck, kritisiert die Historikerin, „daß die Juden aus Deutschland und ganz Europa deportiert und ermordet worden sind, weil die Verbrecher Hitler, Himmler und andere dies gewollt haben.“ Diese banale und verfälschende, weil zweitrangige Figuren und zumal die Schreibtischtäter exkulpierende Verkürzung verhindert die Aufklärung des Genozids an den Juden. Um dem entgegenzuwirken, hält sie es für unerlässlich, „zum Einen den Blick auf die Behörden zu richten, die an der Durchführung dieser Verbrechen beteiligt waren, zum Anderen aber auch die Behörden ausfindig zu machen, die ein Interesse mit der Politik der Judenverfolgung verbanden. Außerdem ging meine Überlegung dahin, daß sich an der Systematik von bürokratischen Auswahlverfahren ablesen läßt, wer ein Interesse an der Verelendung der ganzen jüdischen Bevölkerungsgruppe in Berlin hatte.“

An einer Studie wie *Der entsiedelte Jude* – dieser die NS-Verbrechen eskamotierende typische Begriff aus der Unsprache des „Dritten Reichs“ steht auf einem Formular der Berliner Städtischen Pfandleihanstalt (18) – mehr als ein Dezennium lang zu arbeiten, sie fortwährend zu revidieren und noch präziser zu substantiieren, bis sie jeder kritischen Lektüre standhält, zeugt von einem unerschütterlichen politischen Bewußtsein und von einer Verantwortlichkeit, die sich auch in ihrem Einsatz für die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz manifestiert. Es verlangt große Geduld, sich mit Quellen zu beschäftigen, die Historiker gern meiden: Behördenregistraturen und deren Systematik zu entschlüsseln. Indem sie sich dieser Aufgabe gestellt hat, straft Susanne Willems die Legende Lügen: „Die archivalische Überlieferung aus der Nazizeit sei äußerst bruchstückhaft. Wenn man sich den Behördenregistraturen zuwendet, hat man zwar ein sehr sprödes, aber ein sehr umfangreiches Aktenmaterial. Für diese Forschungsarbeit habe ich neben den Akten des Generalbauinspektors solche der Reichsvereinigung der Juden und die Registraturen des Oberfinanzpräsidenten Berlin zur Verwertung des Vermögens der Deportierten benutzt. Aus allen drei Aktengruppen ließen sich die Räumungsverfahren rekonstruieren.“

Der international gefragte Gutachter in Prozessen gegen NS-Gewaltverbrecher Wolfgang Scheffler weist in seiner Laudatio noch auf einen weiteren Punkt hin, in dem sich *Der entsiedelte Jude* vom Gros der Publikationen zu NS-Verbrechen unterscheidet. Wenn man sie untersucht, muß man zwangsläufig auch die einschlägigen Gesetzestexte und Gerichtsakten der Prozesse gegen Naziver-

brecher studieren und korrekt interpretieren. Er bestätigt, daß Frau Willems „dieses Problem sehr gut bewältigt hat“. Ihr kommt zu Gute, daß sie neben Geschichts- parallel auch Rechtswissenschaft studiert hat und sich generell mit den „Entstellungen des Rechts durch die NS-Juristen in allen Fachministerien“ befaßt hat.

„Aus der Fülle von Material, das nur selten systematisch gesichtet wird, gibt mein Buch einen Ausschnitt wieder,“ bekennt die Autorin und begründet, warum sie ihre Untersuchung auf diesen Ausschnitt, die Judenverfolgung in Berlin, beschränkt hat: „Ich habe auf den Vergleich mit den Vorgängen in anderen Städten verzichtet, weil ich der Meinung war, es komme darauf an, die kommunalpolitischen Verhältnisse in einer Stadt so genau zu analysieren, daß wirklich klar wird, in wessen Interesse die Verdrängung der jüdischen Bevölkerung stattgefunden hat.“

In Einzelfällen reichten die Primärquellen nicht aus, um die Vorgehensweise des Interessenten, des Generalbauinspektors Speer (GBI), in sämtlichen Aspekten nachzuzeichnen. Die Autorin hatte „nicht vorhandene Karteien und ihre Systematik zu rekonstruieren. Dazu mußte ich mich mit Rundschreiben, Notizzetteln und –büchern beschäftigen, Aktenblätter umdrehen, ob auf der Rückseite vielleicht eine alte Arbeitsanleitung steht. Ich prüfte die Druckauftragziffern der Formulare, um deren Herkunft zu klären. Und wenn unten links eine „1916“ steht, dann heißt das, dieses Formular ist von der Behörde des GBI in Auftrag gegeben worden.“ Ein bestimmtes Problem ließ sich kraft einer Auswahl lösen. Im Landesarchiv Berlin sind 38.205 Vermögensverwertungsakten deportierter Berliner Juden des Oberfinanzpräsidenten Berlin zugänglich. Susanne Willems hat 50 auf Deportationslisten erfaßte Namen ausgewählt und im Landesarchiv darum gebeten: „Von diesen 50 möchte ich bitte die Vermögensverwertungsakten sehen, falls sie vorhanden sind. Das diene zur Klärung der Frage: Wer hat die Auswahl der zu Deportierenden getroffen, und wie war die Reihenfolge der beteiligten Stellen? Da die Wohnungskündigungen im Mai 1941 nach Listen des GBI vorgenommen wurden, was dokumentiert ist – zwar sind die Listen selbst nicht vorhanden, aber in bürokratischen Vorgängen wird auf sie Bezug genommen –, hegte ich die Vermutung, daß die Auswahl der Deportierten nach derselben Systematik stattgefunden hat.“

Ihre bis in die Fußnoten verifizierbare, ungemein sorgfältige Auswertung der Dokumente, ihre integrative Analyse der bürokratischen Systematik der Judenverfolgung durch die Behörde des GBI als Initiator der Verelendung und Deportation der Berliner Juden haben mich – wie wohl auch Wolfgang Scheffler und die bei der Buchvorstellung anwesenden Fachkolleginnen und –kollegen – überzeugt, *Der entsiedelte Jude* markiere einen qualitativen Sprung in der Faschismusforschung, von dem man hoffen möchte, er werde jungen Historikerinnen und Historikern zum Standard werden.

Susanne Willems geht in ihrer Untersuchung der Speerschen Behörde von den materiellen Rahmenbedingungen des geplanten Umbaus Berlins zur Weltmetropole „Germania“ aus, die so beschaffen waren – was bisher übersehen worden sei –, „daß die Speerschen Planungen mit den verfügbaren Ressourcen

nicht zu verwirklichen waren, sondern einer Expansion bedurft hätten, die nur um den Preis von Krieg zu haben war.“ (21) Per Erlaß vom 30. Januar 1937 hatte Hitler die Neugestaltung Berlins der Berliner Stadtverwaltung entzogen und „das Amt eines Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt [geschaffen], um dem Architekten Albert Speer die Möglichkeit zu geben, die Stadtmodernisierung mit allen Mitteln staatlicher Gewalt durchzusetzen.“ (20)

Speer bediente sich fortan aller ihm verfügbaren gesetzlichen Gewaltmittel und scheute sich nicht, wann immer diese ihm nicht ausreichten, per Selbstbeauftragung oder von ihm verfaßter „Führerbefehle“ sein Gewaltpotential zu erweitern oder auch widerrechtlich vorzugehen. So nutzte er das Gesetz über die Neugestaltung deutscher Städte vom 4. Oktober 1937 und die ergänzende Verordnung über die Neugestaltung der Reichshauptstadt Berlin vom 5. November 1937, „das gigantische [...] Umbauprojekt kurzfristig in Gang zu setzen“, obwohl es dazu an allen erforderlichen Ressourcen mangelte. „Die ursprüngliche Beauftragung als GBI war auf genau zu umreisende Bereiche beschränkt gewesen, die Speer allerdings [eigenmächtig] als sogenanntes Interessengebiet auf die halbe Stadt ausdehnte.“ In 109 Abrißbereichen „unterstanden alle öffentlichen und privaten Bauvorhaben der Kontrolle und Einflußnahme des GBI. Um Verbände und Konzerne mit repräsentativen Bauvorhaben an die Nord-Süd-Achse zu ziehen, nahm sich Speer als GBI darüber hinaus das Recht, Großprojekten [...] Bauplätze zuzuweisen und Grundstückseigentum zu enteignen. Die erweiterten Enteignungsbefugnisse des Neugestaltungsgesetzes [...] galten ausschließlich für Flächenbedarf im Rahmen der Neugestaltung, den der GBI durch Bereichsanordnungen definierte. Die Anordnung eines Bereichs kündigte Eigentumswechsel, Räumung und Abriß an, deren Termine der GBI [...] anordnete.“ (26) Auf diese Weise monopolisierte Speer de facto das gesamte Berliner Planungs- und Baugeschehen und degradierte die städtischen Ämter und Wohnungsbaugesellschaften zu bloßen Ausführungsorganen. (27f., 28f.)

Da die Kriegsrüstung und der Westwallbau den Zugriff auf die für die Realisierung seiner Pläne erforderlichen Arbeitskräfte und Baustoffe wie Holz, Eisen und Zement blockierten, „kaufte der GBI [wenigstens] die gesamte Berliner und brandenburgische Produktion [an verschiedenen Steinarten] auf. [...] Um alle Baustoffreserven abzuschöpfen, arbeitete Speer [...] eng mit der SS zusammen. Den Entscheidungen der SS zur Errichtung von Konzentrationslagern in Flossenbürg und Mauthausen gingen Konsultationen mit dem GBI über Qualität und Ausbeutung der dortigen Natursteinvorkommen voraus. Auch Gefangene der Konzentrationslager Sachsenhausen, Buchenwald, Neuengamme, Natzweiler und Groß-Rosen schufteten unter Leben vernichtenden Bedingungen für die Steinanforderungen des GBI. [...] Den Aufbau des Klinkerwerks Oranienburg kreditierte der GBI am 1. Juli 1938 vertraglich mit 9,5 Millionen Reichsmark, die mit Steinlieferungen aus den Sachsenhausener KZ-Betrieben [...] zu verrechnen waren.“ (23) Speer dürfte der erste Auftraggeber der SS gewesen sein, der die Errichtung von Konzentrationslagern bestellte und die Vernichtung durch Arbeit billigend akzeptierte, um seinen Ehrgeiz als größter Baumeister aller Zeiten zu befriedigen.

Willems charakterisiert die Generalbauinspektion als „eine für das Regime typische Sonderbehörde“, die aus dem Etat der Reichskanzlei mit jährlich 60 Millionen Reichsmark subventioniert wurde. (27) Auf Speers Veranlassung „wurden bis 1940 an Planungskosten mehr als 56 Millionen Reichsmark für Honorare, Gutachten und Wettbewerbe ausgezahlt“ (32) Als GBI im Rang eines Staatssekretärs empfing Speer ein Monatsgehalt von 1.500 Reichsmark. „Als im Auftrag des GBI tätiger Architekt [...] bezog Speer bis Februar 1943 monatliche Abschläge auf Planungsleistungen in Höhe von 60.000 Reichsmark.“ (31f.) Nicht minder großzügig wurden seine Mitarbeiter in der Behörde und sein Zirkel freischaffender Architekten, Ingenieure, Modellbauer und Künstler bezahlt. (31f.) Zusätzlich entlockte der Baudiktator der Schatulle der Reichskanzlei, wie man aus Gerd Überschärs und Winfried Vogels *Dienen und Verdienen* erfährt, mehr oder minder feudale Dotationen „für einen über 70 Personen umfassenden Personenkreis“. ²² Hauptprofiteure von Hitlers Gnaden waren der Bildhauer Arno Breker und Speer selbst, die außer mit exorbitanten steuerfreien Geldsummen bzw. Sonderzahlungen auch noch mit Landbesitz beschenkt wurden. ²³ Der finanzielle Anreiz bewog etliche städtische Beamte, sich beim GBI zu verdingen und an der Entmachtung der kommunalen Behörden emsig mitzuwirken. (28ff.) „Den Anfang machte der Berliner Stadtkämmerer [Karl Maria] Hettlage, der [...] zum 1. April 1940 als Vertreter Speers in die Neugestaltungsbehörde eintrat.“ (29) Hettlage, der nach Speers Berufung zum Reichsminister für Bewaffnung und Munition bis 1945 als dessen Stellvertreter amtierte, „brachte es [nach Kriegsende] im Bundesfinanzministerium 1959 und 1967 zum Staatssekretär und hielt ab 1949 wieder Professuren für Rechts- und Finanzwissenschaften“. (30)

Im Oktober 1940 reorganisierte Hettlage die mit ihrer Macht auch personell wachsende Neugestaltungsbehörde. Es entstanden das Hauptamt I: Planungsstelle, das Hauptamt II: Verwaltung und Wirtschaft (unter Hettlages Leitung) und das Hauptamt III: Generalbauleitung. (159) Die Belegschaft der drei Hauptämter expandierte bis Ende 1942 auf insgesamt 1.400 Personen. (36) In allen Hauptämtern vermischten sich in zunehmendem Maß öffentliche Arbeiten mit privaten Geschäften. Deshalb attestiert die Autorin der Speerschen Sonderbehörde warnend „moderne Züge: Die Ämter Speers sind ein frühes Beispiel für die Privatisierung öffentlicher Aufgaben und für den Aufbau privatwirtschaftlich tätiger Verwaltungseinheiten – Merkmale, die seit den neunziger Jahren unter dem Begriff ‚public-private-partnership‘ als Modelle zukunftsfähiger öffentlicher Verwaltung gelten. Die für eine Sonderbehörde typische Machtfülle verdeckt zudem Strukturen institutioneller Korruption. [...] Speers Berliner Architektur- und Bauimperium markiert [...] den Auftakt zur Auflösung öffentlicher Verwaltung.“ (27) Prozesse allesamt, Korruption inklusive, wie sie gegenwärtig vom oligopolen Kapital mit Nachdruck vorangetrieben werden.

²² Gerd R. Überschär/Winfried Vogel, *Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten*, Frankfurt/M. 1999, S. 114

²³ Ebd., zu Breker s. S. 119ff., 215; zu Speer S. 133, 244

Am Tag vor dem Überfall auf Polen, am 31. August 1939, „legte der GBI sämtliche Baustellen im Stadtgebiet Berlins, auch die der Neugestaltung, still.“ (158) Speer nutzte den Baustopp, seine Baubrigaden privatwirtschaftlich im Rüstungsgeschäft auszubeuten. Anfang 1941 arbeiteten die zehn Baugruppen der Generalbauleitung mit 120.000 Mann an Bunkern in Berlin, an 1.352 Bauprojekten der Luftwaffe und des U-Boot-Programms und an 83 Werksneubauten für Rüstungsbetriebe. (40f.) Ihre hohe Gewinne einfahrenden kommerziellen Aktivitäten lassen die „Generalbauleitung als modernste Facette der Speerschen Sonderbehörde“ erscheinen. (39)

Um seine Macht als Bauimperator zu erweitern, ließ sich der GBI am 27. Dezember 1941 „von Hitler mit ‚Einsatzaufgaben im Osten‘ beauftragen. In territorialer Arbeitsteilung mit der Organisation Todt transferierte Speer ab Mitte Januar 1942 Neugestaltungsbaugruppen als ‚Baustab Speer – Ostbau‘ mit 30.000 Arbeitern an Großbauprojekte in die besetzte Sowjetunion.“ (40) Für die wohl lukrativste Baustelle, die „Durchgangsstraße IV“ von Galizien in das Donezbecken mit dem Endpunkt Baku am Kaspischen Meer, übernahm Speer von der Wehrmacht 50.000 sowjetische Kriegsgefangene als Sklavenarbeiter und ließ von SS und Polizei etwa ebenso viele Ukrainer zwangsrekrutieren. In „mobilen Konzentrationslagern“, die mit dem Fortgang der Bauarbeiten nach Osten wanderten, wurden vermutlich weit über 50.000 Juden beiderlei Geschlechts zu Tode gearbeitet oder „bei 84 nachgewiesenen Massenerschießungen ermordet“. (434) Beißendes Resümee der Verfasserin: „Seine unternehmerischen Erfolge erzielte das am Tropf des Reichshaushalts genährte Architektur- und Bauimperium Speers trotz des Scheiterns der projektierten Neugestaltung Berlins.“ (44) Die Gewinne des Großunternehmers Speer und der mit ihm verbündeten Baufirmen hinterließen eine breite Blutspur von Berlin bis in die Südukraine.

Der Umbau Berlins scheiterte, ehe er recht begann. „Anfang September 1938 war allen Beteiligten bewußt, daß die Durchführung der Neugestaltung vorerst blockiert war.“ (44) Um Mieter aus den 109 Abrissbereichen der Neugestaltung umsetzen zu können, hätte es einer immensen Zahl leerstehender Wohnungen bedurft. Doch Berlin „verzeichnete 1938 einen Wohnungsfehlbestand, der sich seit 1933 von 100.000 auf 190.000 Wohnungen nahezu verdoppelt hatte.“ (45) Die von Speer geforderten 38.000 Neubauwohnungen per annum vermochten weder die Stadt mit ihren Wohnungsbaugesellschaften noch private Bauträger herbeizuzaubern, weil es an den nötigen Arbeitskräften und materiellen Ressourcen gebrach; sie wurden von den Kriegsvorbereitungen absorbiert. (49ff.) Tatsächlich nahmen Wohnungsneubau und verfügbare Ressourcen – wie die Autorin auf Tabellen darstellt – kontinuierlich ab und deckten nicht einmal annähernd den normalen Bedarf. (51, 56) Mitte September 1938 sah sich der GBI gezwungen, die Neugestaltungsräumungen für ein Jahr auszusetzen. (60) Nichtsdestoweniger spekulierten der GBI und die untertänige Stadtverwaltung weiterhin auf radikale Zunahme des Wohnungsneubaus. Willems kritisiert die absurden Zahlenspiele: In ihrer Gesamtheit sind die Planungen von GBI und Kommune nur als Indizien für groben Dilettantismus und äußerste Verantwortungslosigkeit zu lesen. Sie mißachteten die

materiellen Bedingungen, um die Speer so teure Fiktion künstlich aufrechtzuerhalten, die Neugestaltung wäre zu verwirklichen.“ (63)

Ein spezielles Problem bereiteten dem GBI die Inhaber großer Wohnungen in diversen feineren Abrissbereichen. „Das Berliner Wohnungsbauprogramm war auch insofern eine Fehlplanung, als es für Neugestaltungsabriss von Großwohnungen keinen passablen Ersatz vorsah.“ Um die durch das Fehlen von Großwohnungen entstandene Blockade zu durchbrechen, segmentierte Speer den Berliner Wohnungsmarkt nach rassistischen Kriterien. Vom ersten oder freien Wohnungsmarkt der „Arier“ trennte er einen zweiten Wohnungsmarkt ab, in dem Juden lebten, (11, 102) und von diesem schließlich einen dritten, den sogenannten „Schachtelraum“, in dem die aus dem zweiten Wohnungsmarkt zu Gunsten von Abrissmietern verdrängten Juden in jüdischen Wohnungen oder Häusern zusammengepfercht wurden. (17, 100, 102) Zweiter und dritter Wohnungsmarkt unterstanden Speers absoluter Kontrolle. Denn „um den Einstieg in den nicht bezahlbaren Umbau Berlins zu erzwingen, strebte Speer an, sich Ersatzwohnungen aus dem Bestand an bewohnten Wohnungen zu verschaffen,“ wobei er zunächst die Großwohnungen von Juden im Auge hatte, „und ließ seither die Vorbereitung seines gescheiterten Projekts auf Kosten der Berliner Juden betreiben – mit aller Gewalt.“ (69)

Speers Akzeptanz der regimetytischen Judenverfolgung als Instrument zur vermeintlichen Durchbrechung der wegen fehlender Ersatzgroßwohnungen verursachten Blockade der gesamten Neugestaltungsräumungen datiert vom 14. September 1938, als der GBI in einer Sitzung mit „Vertretern der Stadt Berlin“ das Wort ergriff, wie im Protokoll festgehalten: „Hinsichtlich des Baues von Mittel- und Grosswohnungen entwickelte Prof. Speer einen Vorschlag, der darauf abzielt, die erforderlichen Grosswohnungen durch zwangsweise Ausmietung von Juden freizumachen. Es würde dann erforderlich sein, statt der 2500 Grosswohnungen schätzungsweise 2700 Kleinwohnungen zu schaffen.“ (72) Ganz davon abgesehen, daß es dem GBI nicht gelang, die Mittel für diese bei Buch geplante „Judensiedlung“ (71f.) aufzubringen, hegt Willems Zweifel, „ob Speer den Juden, denen er die Wohnung nehmen wollte, die Mietberechtigung für eine – wenn auch kleinere – Neubauwohnung ernstlich zugestehen wollte.“ (76)

Obwohl der GBI ab September 1938 zielstrebig die Existenz der Berliner Juden zerstörte, indem er ihnen ihre Wohnungen raubte, sie wie Sardinien in der Dose im „Schachtelraum“ zusammenquetschte und, als die Dosen randvoll waren, deportieren ließ, gaben weder Speer noch Hettlage noch einer der leitenden Beamten des GBI je eine judenfeindliche Äußerung von sich. Daraus schließt Susanne Willems, „daß diejenigen, die in ihrer Verantwortlichkeit für ganze Behörden die Existenz anderer Menschen zerstören, gerade nicht erkennbar sind an dem menschenverachtenden Wort oder an der rassistischen Einstellung gegen die Bevölkerungsgruppe, deren Existenz sie zerstören. Gerade deshalb kommt es darauf an, die bürokratischen Systeme zu begreifen,“ die diese Existenzvernichtung mit Ärmelschonern und antrainierter bürokratischer Sorgfalt mit Karteikarten und Wohnungslisten vorbereiteten und ausführen ließen.

Die Voraussetzung für die Exmittierung der Juden aus ihren Wohnungen war deren Erfassung. Am 27. September 1938 vom GBI um Amtshilfe gebeten, mußten die Berliner Gauleitung, die kommunalen Behörden und das Polizeipräsidium passen. Als gefällig erwies sich die Deutsche Arbeitsfront: „Informationsblätter und Pressemitteilungen der DAF forderten Vermieter auf, genaueste Angaben über Lage, Ausstattung und Mietzins von Wohnungen jüdischer Mieter zu machen und deren Namen und Beruf mitzuteilen. Meldefrist [...] war der 8. Oktober 1938.“ (79) Die von der DAF ermittelten Daten verwendete Goebbels wahrscheinlich, um in der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 seine Schlägertrupps an die richtigen Adressen zu dirigieren. (82) „Seit dem Novemberpogrom flüchteten Monat für Monat dreitausend Berliner Juden. Sie ließen monatlich bis zu tausend vermietbare Wohnungen zurück.“ (104) Damit ihm nicht die ganze Beute der von Juden aufgegebenen Wohnungen und Immobilien, um die sich auch Arisierer und die Gauleitung rissen, entging, spannte der GBI Göring ein, der in einem Rundbrief an verschiedene Ministerien anordnete, daß dem GBI „ein Vorkaufsrecht bezw. die Entscheidung über die erste Neuvermietung oder Neuverpachtung [aller Wohnungen, Läden und Immobilien von Juden] eingeräumt wird.“ (87)

Ab Februar 1939 erfaßte Speer zunächst die von geflüchteten Juden verlassenen Wohnungen, indem er dekretierte, die Vermieter hätten diese Wohnungen zu melden, jegliche Neuvermietung bedürfte seiner Genehmigung. Von nun an konnten Hauswirte oder Verwalter zuletzt von Juden bewohnte Wohnungen nur an Inhaber eines vom GBI ausgestellten „Mietberechtigungsscheins“ vermieten. (108, 110) „Die Anzeigepflicht und die Beschränkung des Vermietungsrechts“, urteilt Willems, „waren Eingriffe des GBI in das Eigentumsrecht des Hauseigentümers, [...] die durch kein Gesetz gedeckt waren.“ (107) Bei der totalen Erfassung sämtlicher Wohnungen und Immobilien von Juden in Berlin nach dem im Mai 1939 veröffentlichten Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden (138f., 143) gaben die nun anzeigepflichtigen jüdischen und nichtjüdischen Hauseigentümer binnen weniger Wochen dem GBI über die bezirklichen Wohnungsämter die Karteien in die Hand, die er benötigte, um Kündigungen gegen Juden zu kontrollieren und - neuerlich widerrechtlich - behördlich anzuordnen. (143)

Speer wollte verhindern, daß - wie nach der Pogromnacht vielfach geschehen - Wohnungen von Behörden oder Arisierungsgewinnern Verfügungsgewalt entzogen und womöglich als Büroräume zweckentfremdet wurden. Wiederum gesetzwidrig und deshalb wohl geheimgehalten bestimmte Speer im Mai 1939 „judenreine Gebiete“. (145) „Die als Ansiedlungsgebiete für Mieter aus Räumungsbereichen ausgewählten ‚judenreinen Gebiete‘ waren [...] die bevorzugten Wohngegenden des Berliner Westens mit der größten jüdischen Wohnbevölkerung [...]. Der GBI konzipierte ‚judenreine Gebiete‘ gerade nicht als beschleunigt zu räumende polizeiliche Sperrbezirke: Juden fungierten in der Planung des GBI als Platzhalter in Ersatzwohnungen für den Neugestaltungsabriß.“ (153, Karten 136f.) In diese Konzeption mag auch hineingespielt haben, daß viele Abrißmieter aus den Neugestaltungsbereichen sich gegen einen Wohnungswechsel sträubten und damit den Abriß verhinderten. (105, 114)

Hausbesitzern, die durch freihändige Vermietung „das reibungslose Wohnungsvergabesystem störten, [wurden] Geldstrafen angedroht. (115)

Mit dem Überfall auf Polen stoppte Speer zwar die Baumaßnahmen der Neugestaltung, nicht aber seine Planungen und Vorbereitungen für den Hauptstadumbau unmittelbar nach Kriegsende, (158) das er im Spätsommer 1940 erwartete. (160) Dann eine „möglichst weitgehende Abriß- und Baufreiheit“ (16) zu haben, hing in einem ersten Nachkriegsjahr vom Angebot beziehbarer Wohnungen ab. Was Artur Landsberger 1925 in seinem antinationalsozialistischen Roman „als eine Eskapade, ein Einbruch ins völkische Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ erschien, setzte Speer als „seine städtebauliche Friedensplanung“ (158) um: *Berlin ohne Juden*.²⁴ Im Juli 1940 begrüßte Goebbels, was Speer mit Heydrich verabredet hatte, nämlich „nach dem Krieg die [noch verbliebenen] 62.000 Berliner Juden innerhalb eines Zeitraums von höchstens 8 Wochen nach Polen schaffen zu lassen“. (170) Zuvor hatte Speer „sämtliche in Berlin von Juden gemieteten Wohnungen als Ersatz für räumungspflichtige Mieter aus Neugestaltungsbereichen“ eingepplant. (160)

Als sich abzeichnete, daß der Krieg länger dauern würde, wurde Speer ungeduldig, und es gelang ihm „Ende September 1940 [...], Hitler die Notwendigkeit sofortiger Bereichsräumungen zu suggerieren“, um sie „auf Kriegsdauer als Notunterkünfte für Ausgebombte“ bereitzuhalten. (160) Unter dem listigen Vorwand der Katastrophenvorsorge entwarf Speer am 29. September 1940 eine wie ein Führerbefehl klingende „Aktennotiz“, in der es heißt: „Der Führer hat festgelegt, dass die durch die Freimachung von 1 000 Judenwohnungen zu räumenden Bereiche während des Krieges nicht abgerissen werden, sondern für durch Fliegerbeschäden obdachlose Bewohner vorübergehend freizuhalten sind.“ Ein in Klammern stehender Nachsatz verdeutlicht, daß den GBI die Unterbringung von Bombenopfern nicht interessierte, daß es ihm einzig und allein um die Räumung von Abrißwohnungen und die Exmittierung der Juden ging: „(Mit dieser Notwendigkeit kann unter Umständen die ganze Räumung mit begründet werden!)“ (172)

Die Verlängerung des Kriegs löste bei Speer einen radikalen Sinneswandel aus. Er brauchte die Juden nicht länger als „Platzhalter“, er wollte sie vielmehr „schnellstmöglich ihrer Wohnungen“ berauben. „Speer und Hettlage entschlossen sich, Berliner Juden in die Wohnungslosigkeit zu treiben und sie unter elenden Verhältnissen in einem unsichtbaren Ghetto des durch kriegswichtige Inanspruchnahmen Grundstück um Grundstück verkleinerten dritten Wohnungsmarkts, des sogenannten ‚Schachtelraums‘ zu konzentrieren. Diese aus eigener Macht und Initiative, ohne jede Aufforderung von anderer Seite, entwickelte und auf eigene Zwecke zugeschnittene Politik Speers setzte die Neugestaltungsbehörde unter Hettlages Verantwortung ab Januar 1941 um.“ (161) In der Praxis sah das so aus, daß Hunderte zur Räumung aufgeforderte Abrißmie-

²⁴ Artur Landsberger, *Berlin ohne Juden*, Hannover 1925, S. 11. Auf S. 5 hat der Autor seinen Roman ironisch „Dem Retter Deutschlands“ gewidmet.

ter mit vom GBI ausgestellten „Mietberechtigungsscheinen“ die in den „Wohnungsnachweisen“ des GBI aufgelisteten leerstehenden oder noch bewohnten Wohnungen von Juden besichtigten, bis sie eine fanden, die ihnen zusagte. Dort noch wohnende Juden hatten ihre Wohnung binnen kürzester Frist zu räumen, sich selbst bei anderen Juden eine Bleibe zu suchen, oder sie wurden mit Hilfe der Jüdischen Kultusvereinigung im „Schachtelraum“ untergebracht.

Die Begehrlichkeit von Parteioorganisationen, Wehrmacht, Behörden und kriegswichtigen Firmen richtete sich gleichermaßen auf leer gezogene Abrißhäuser wie auf Wohnungen und Immobilien von Juden. „Der GBI wahrte seine Interessen gegenüber [solchen] Nutzern mit einer generellen Befristung der Mietverträge auf die Dauer der Unterbrechung der Neugestaltung. [...] Der Mustermietvertrag der Durchführungsstelle [des GBI], ein Vertrag geminderten Rechts, [...] hieß behördenintern ‚Speervertrag‘.“ (162) Bei Kriegsende sollten die Abrißhäuser sofort geräumt und zerstört werden, noch nicht umgesetzte Abrißmieter auch zwangsweise in Wohnungen von Juden umgesetzt werden.

Nach der „Zeittafel der Neugestaltungsräumungen 1941-1943“ (374) sahen die Räumungspläne für die Abrißbereiche vom 30. Mai 1940 und 1. Juni 1941 rund 10.000 Wohnungsräumungen vor. Zur Räumung aufgefordert wurden indessen nur 1.375 Abrißmieter. Am 1. Oktober 1942 stellte der GBI alle Bereichsräumungen für die Kriegsdauer ein. Den Juden gegenüber zeigte er keine Nachricht. Zwischen Januar 1941 und März 1943 ließ er sämtliche Wohnungen von Juden und sozialen Einrichtungen der Jüdischen Kultusvereinigung räumen. Die Räumungen wurden als „Aktionen“ oder „Großaktionen“ bezeichnet. Die „II. und III. Aktion“ mit 6.000 Wohnungen galten als „1. und 2. Großaktion“. Die „3. Großaktion“ (November 1941 bis März 1943) hatte die „Räumung aller noch von Juden bewohnten Wohnungen“ zum Ziel.

Die Exmittierten der „I. und II. Aktion“ vom Januar und Mai 1941 wurden in den „Schachtelraum“ gezwungen. „Spätestens seit August 1941 kalkulierte der GBI die Deportation der von seinen Räumungsverfügungen betroffenen Juden ein.“ (188) Doch Hitler verzögerte seine Einwilligung zu Massendeportationen deutscher Juden bis Mitte September 1941. (191) Ab Oktober 1941 rollten 36 Deportationszüge mit je 1.000 Juden zu den Ghettos im Osten und nach Auschwitz. Von Juni 1942 bis März 1945 fuhr die Reichsbahn zusätzlich 117 Alterstransporte nach Theresienstadt. (374) „Mehr als 50.500 Berliner Juden wurden [...] in die Ghettos und Vernichtungslager deportiert; von dort gelang es nur wenigen, dem Mord zu entkommen.“ (7)

Vom Beginn der Deportationen erzählt Susanne Willems: „Als die Speersche Behörde im August 1941 die vollständig vorbereiteten 5.000 Wohnungskündigungen der ‚III. Aktion‘ und damit den Auftrag für mehr als zehn Massendeportationen aus Berlin an die Gestapo weiterreichte, hatten weder die Gestapo noch das Reichssicherheitshauptamt eine genaue Vorstellung, wohin diese durch Speers Kündigungsanordnungen wohnungslos gewordenen Berliner Juden deportiert werden sollten. An dieser Forschung zu den Deportationen der Berliner Juden zeigt sich, daß die polizeiliche Behörde einen wirt-

schaftlich und politisch interessierten Auftraggeber hatte. Die Gestapo war der verlängerte Arm des GBI.“ Das ist eine völlig neue Erkenntnis: Die Initiative zur Judenverelendung und -deportation ging in Berlin vom GBI Albert Speer aus, die Gestapo fungierte als von Speer gelenktes ausführendes Organ der Gewalt.

Bedrückend zu lesen ist das ausführliche und detailreiche Kapitel „Selbsthilfe in der Verelendung“ über die erzwungene Mittlertätigkeit der Jüdischen Kultusvereinigung zwischen GBI und Gestapo und deren Opfern. Die Autorin gelangt zu dem Fazit: „Die in der Zwangsgemeinschaft illusorische Selbsthilfe prägte in ihrem eigenen Untergang den der Juden, die in Berlin erst in die Wohnungslosigkeit getrieben und dann deportiert wurden. [...] Die existenzbewahrende Wohnungs- und Heimfürsorge verbarg die Systematik der Verelendung und schirmte deren Urheber gegen die Verelendeten ab. Weil die Selbsthilfe in der Logik der Verelendung gefangen war, vermochte sie das System der Verelendung nicht zu durchbrechen.“ (418)

Susanne Willems schildert auch etliche Versuche von Juden, mit Hilfe von einigen mutigen Nichtjuden von den Deportationslisten gestrichen zu werden. (327-355) Kein Rettungsversuch gelingt, doch das Personal der Berliner Stapoleitstelle wird wegen Korruption ausgewechselt. (352f.) Die Karteien, das einzige Auskunftsmittel der GBI-Bürokraten, machte jede erfaßte Wohnung den Juden zur Falle. Wenige Stunden vor seiner Hinrichtung soll Adolf Eichmann bekannt haben: „Unsere empfindlichste Stelle war, daß sie verschwinden, ehe sie erfaßt und konzentriert waren.“ (355) In ihrem Buch *Überleben im Verborgenen* berichtet Barbara Lovenheim, wie sieben Berliner Juden rechtzeitig vor der Räumungsanordnung ihre Wohnungen und Arbeitsplätze verließen und – unterstützt von gut zwanzig Antifaschisten – zweieinhalb Jahre lang dem GBI, der Gestapo und den jüdischen Greifern entkamen und den Naziterror überlebten.²⁵

Nachdenklich sollte uns stimmen, wenn Susanne Willems an die Entstehungsgeschichte und heutige Nutzung der von Speer hinterlassenen „Brachflächen“ erinnert: „Zwischen Lehrter Bahnhof und Bahnhof Papestraße, vom Spreebogen bis zum Potsdamer Platz wird Hauptstadt in neuem Glanz in Szene gesetzt. Einen Teil der sozialen Kosten des über die Nachkriegszeit aufgehaltene Berliner Hauptstadtbauens haben Berlins Juden mit ihrer Existenz bezahlt.“ (17)

Hans G Helms

²⁵ Barbara Lovenheim, *Überleben im Verborgenen. Sieben Juden in Berlin*. Ein Bericht, Berlin 2002. Vgl. Isaak Behar, „Versprich mir, dass du am Leben bleibst“ – Ein jüdisches Schicksal, Berlin 2002. Als die Wohnung seiner Familie am 13. Dezember 1942 geräumt wird, kann Isaak Behar flüchten und untertauchen. Auch ihm helfen Nichtjuden.

Vom deutschen Nationalstolz

Dietrich Heither/Gerd Wiegel (Hg.), *Die Stolzdeutschen. Von Mordspatrioten, Herrenreitern und ihrer Leitkultur*, PapyRossa Verlag, Köln 2001, 198 S., 13 Euro.

Daß die herrschenden Klassen im Kapitalismus den Nationalismus als Integrationsideologie benötigen, ist seit langem bekannt: zur Homogenisierung angesichts der eklatanten Klassengegensätze nach innen und zur Formierung der „nationalen Kampfgemeinschaft“ nach außen im weltweiten ökonomisch und gegebenenfalls militärisch ausgetragenen Konkurrenzkampf. Und daß dabei der deutsche Kapitalismus eine besondere Variante herausgebildet hat – Nation als Abstammungs- und Blutsgemeinschaft – ist gleichfalls sehr lange bekannt. Gibt es da Neues zu berichten? Gibt es Grund zu neuer intellektueller und politischer Anstrengung?

Leider müssen beide Fragen mit „ja“ beantwortet werden. Und das vorliegende Buch liefert dafür eindrucksvolle Materialien und präzise Analysen, die insgesamt alle wesentlichen Facetten des Problems erfassen – soweit dies in dieser Kürze möglich ist.

Petra Ammann, Dietrich Heither und Gerhard Schäfer arbeiten die Stufen der Renationalisierung in der Bundesrepublik (besonders nach dem Anschluß der DDR) und den Funktionswandel des Nationalismus im Kontext der Globalisierung heraus. Entstanden sei eine Art „Doppelstruktur“ (65): neben dem traditionellen alt-rechten völkischen Nationalismus, der als protektionistisch

orientierter Abwehernationalismus fungiere und vor allem die „Modernisierungsverlierer des Globalisierungsprozesses“ bediene, habe sich seit den 90er Jahren ein „Standortnationalismus“ herausgebildet – als „siamesischer Zwilling des Neoliberalismus und ideologische Legitimationsbasis einer ökonomisch-technologisch und geistig-moralischen Aufrüstung des eigenen Wirtschaftsstandorts“. Dieser Standortnationalismus aber fungiere zugleich „als zentrales geistiges Bindeglied zwischen dem Wirtschaftsliberalismus und dem Rechtsextremismus“ (68). Wesentliche Differenzen zwischen den großen Parteien seien dabei kaum noch erkennbar.

Lutz Hoffmann faßt noch einmal seine Forschungen zur besonderen Ausprägung des Nationalstolzes in Deutschland zusammen und arbeitet die Wirkungsweise der „romantischen Erfindung des organischen Volkes“ (114) und die Erfindung des deutschen Volkes als „Prototyp des Ethnischen“ (117) heraus.

Kurt Pätzold zeichnet die Stufen des deutschen Nationalstolzes seit 1871 und besonders im Zusammenhang mit den „preußischen Tugenden“ nach, diskutiert die Frage, ob es besondere „ostdeutsche Nationalgefühle“ gebe (die Forschungen dafür sind ganz unzureichend) und verweist auf den „Mangel an Alternativen in der Innen-, der Wirtschafts- und Sozialpolitik“ (141), so daß der ideologische Streit ums Deutschtsein auch als Ersatz für die Diskussion der realen Probleme verstanden werden kann.

Gerd Wiegel kann in seiner Untersuchung des „völkischen Neoliberalis-

mus“ hier anknüpfen. Er zeigt auf, wie die Kluft zwischen „konservativen Ideologiemomenten“ und „modernem Kapitalismus“ im „populistischen Spagat“ einer modernisierten Rechten geschlossen werde. Am Beispiel Österreichs verdeutlicht er, wie der rechte Populismus tatsächlich als „Erfolgsrezept“ funktionieren könne. In der Bundesrepublik bedienen mittlerweile beide Volksparteien jene Klaviatur, mit der die Zukunftsängste der abhängigen Klassen durch eine Ideologie aufgefangen werden solle, die Abgrenzung nach außen und Homogenisierung nach innen als Rettung verspreche – wobei die politische Rechte dies allerdings besser könne (163). Für die Linke ergebe sich jedenfalls die Notwendigkeit, soziale Erklärungsangebote für die realen sozialen Probleme offensiv zu entwickeln und zu verbinden mit ihren traditionellen und nach wie vor wirksamen „Aktivposten“: Antifaschismus und Antirassismus, was auch bedeute, aktiv in die Debatten über Migrations- und Einwanderungspolitik einzugreifen.

Im Schlußkapitel vergleichen Gudrun Hentges und Carolin Reißland das Problemfeld von Staatsangehörigkeit und Zuwanderung in Frankreich und Deutschland. Sie zeigen auf, daß es sich um zwei „unterschiedliche historische Entwicklungsvarianten“ handelt mit weitreichenden politischen und staatsrechtlichen Differenzen und starken Auswirkungen auf die jeweilige Mentalität der Bevölkerung und die „öffentliche Meinung“ bis in die Gegenwart. Sie empfehlen sowohl Reformen des Staatsangehörigkeitsrechts und der politischen Bildung wie auch verstärkte Wirkungs-

möglichkeiten für JournalistInnen „mit Migrationshintergrund“ in den Sendern und Zeitungen (191).

Dies ist in der Tat die Grundstruktur des Erkenntnis- und Diskussionsstandes, der gegenwärtig innerhalb der kritischen Wissenschaft erreicht ist. Wo man zu den einzelnen Problemen Ausführlicheres lesen kann, ist den Anmerkungen und dem Literaturverzeichnis zu entnehmen. Auf so knappem Raum aber kann man die Problemlage besser und präziser nicht darstellen. Den Herausgebern und Autoren ist hier ein vorzüglicher Sammelband gelungen.

Reinhard Kühnl

Konservative Geschichtsdiskurse und nationale Apologetik

Gerd Wiegel, *Die Zukunft der Vergangenheit. Konservativer Geschichtsdiskurs und kulturelle Hegemonie - Vom Historikerstreit zur Walser-Bubis-Debatte*, PapyRossa Verlag Köln 2001, 436 S., 26 Euro

In den Tagen, an denen ich das hier zu besprechende Werk las – übrigens, wie vorausgeschickt werden kann, mit großem geistigen Gewinn, jedoch mit äußerst geringem Vergnügen angesichts bundesdeutscher Zustände –, wurden Einwohner meiner thüringischen Heimatstadt Jena durch die Tat rechtsextremistischer Jugendlicher aufgeschreckt. An ein Mahnmal für die Opfer von Faschismus und Krieg hatten sie die Parole „8. Mai – Verrat am deutschen Volk“ geschmiert. Dass jener Tag des Jah-

res 1945 vielen Deutschen immer noch (oder bereits wieder) als Tag schmachvoller Kapitulation gilt und dass weder von Befreiung noch von Antifaschismus geredet werden soll, ist hinreichend bekannt. Doch als ein Tag des Verrats ist der Schlusspunkt des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges m.W. noch nicht charakterisiert worden, kommt dies doch einem unverhüllten Bekenntnis zu völkisch-rassistischer Ideologie und faschistischem Vormachtstreben gleich. Obwohl unklar bleibt, wer denn damals wen „verraten“ haben soll, wer Verräter und Verrätene gewesen sein könnten, fragt man unwillkürlich, ob sich damit möglicherweise ein neuer Akzent in den auf die Wiederherstellung der „deutschen Volksgemeinschaft“ gerichteten neonazistischen Denkstrukturen angedeutet hat und ob gar eine Art „Endprodukt“ aller rechten und rechtsextremen Vorbehalte gegenüber dem 8. Mai erreicht worden ist. Erlaubt bleibt natürlich auch die Frage, ob es sich vielleicht lediglich um einen nicht sonderlich Ernst zu nehmenden Seitenstrang nationalistischer Geschichtsverkehrung handelt.

Doch wie auch immer: Der Zusammenhang zwischen den Entwicklungssträngen konservativer Geschichtsdiskurse und rechtsextremer Geschichtsdeutungen während der letzten beiden Jahrzehnte liegt auf der Hand. Hinzu kommt der wachsende Einfluss nationalkonservativer Ideen in der Mitte der Gesellschaft, der Bundeskanzler Schröder sogar zu einem Gespräch mit Martin Walser bewegte, das – ausgerechnet – am 8. Mai 2002 stattfand. Eingeladen waren keineswegs, wie zu erwarten ge-

wesen wäre, Opfer des Faschismus und Widerstandskämpfer, sondern war jener Schriftsteller, der in seiner Frankfurter Friedenspreisrede Ausschwitz als „Moralkeule“ bezeichnet hat und die Erinnerung an die fatale Vergangenheit aus dem öffentlichen Raum in das private Gewissen der Individuen überführt sehen möchte.

Gerd Wiegel – ein Marburger Promovend Reinhard Kühnls¹ – leistet demjenigen, der während der letzten Jahrzehnte die einzelnen Debatten zur Einzigartigkeit des Judenmordes, zur Präventivkriegsthese, zur Frage nach den „willigen“ Deutschen oder zu den Verbrechen der Wehrmacht verfolgt hat, einen großen Dienst. Er verschafft ihm nicht allein einen Überblick, den es in der vorliegenden Form bislang nicht gab, er bietet zugleich deren sachkundige, aus dem engen Wechselverhältnis von Politik- und Geschichtswissenschaft abgeleitete Analyse. Das Ganze bezeichnet er als ein „neokonservatives Projekt“, das auf die „Renationalisierung von Politik und öffentlichem Bewusst-

¹ Aus dessen Umfeld stammen auch andere das Thema berührende Arbeiten, u.a. Johannes Klotz/Ulrich Schneider (Hg.): Die selbstbewusste Nation und ihr Geschichtsbild. Geschichtslegenden der Neuen Rechten – Faschismus/Holocaust/Wehrmacht, Köln 1997; Johannes Klotz (Hg.): Vorbild Wehrmacht? Wehrmachtsverbrechen, Rechtsextremismus und Bundeswehr, Köln 1998; Johannes Klotz (Hg.): Schlimmer als die Nazis? „Das Schwarzbuch des Kommunismus“, die neue Totalitarismusdebatte und der Geschichtsrevisionismus, Köln 1999; Johannes Klotz/Gerd Wiegel (Hg.): Geistige Brandstiftung? Die Walser-Bubis-Debatte, Köln 1999; Johannes Klotz/Gerd Wiegel (Hg.): Geistige Brandstiftung. Die neue Sprache der Berliner Republik, Berlin 2001.

sein“ ziele und den Zweck verfolge, eine „Homogenisierung der deutschen Bevölkerung“ (13) zu erreichen und „die Loyalität der Bevölkerung zum Staat mittels eines erneuerten positiven Nationalbewusstseins abzusichern“ (62). Zwar ließe sich über den Projekt-Begriff streiten, da in ihm Planungs- und Leitungsaspekte zu stark aufscheinen, doch wird insgesamt glänzend erhellt, was bundesdeutsche Gelehrte und Publizisten in wissenschaftlicher Aufmachung als nationalapologetische Geschichtsdeutung während der 80er und 90er Jahre zu Gunsten einer ideologischen Re-Etablierung der Nation als eines positiv zu verstehenden Identifikationsfaktors geboten haben. Recht ertragreich verknüpft Wiegel seine Untersuchungen mit dem „hegemonietheoretischen“ Zugang Antonio Gramscis, wonach Deutungsmacht im kulturellen Feld zutreffend als Voraussetzung für realpolitische Macht angesehen wird. Geschichtspolitik stellt sich ihm als Kampf um kulturelle Hegemonie dar, was ihn zu der sein Interesse leitenden und positiv beantworteten Frage geführt hat, ob sich eine Verschiebung von einer linksliberalen Deutungshegemonie, wie sie vor allem für die sechziger und siebziger Jahre vorherrschend gewesen sei, hin zu einer neokonservativen Deutungshegemonie behaupten lasse und ob sich diese Veränderungen als eine generelle Verschiebung im hegemonialen Gefüge der Bundesrepublik bewerten lassen würden.

Die aus sechs Kapiteln bestehende Arbeit wendet sich zunächst den großen Debatten der 80er Jahre zu. Während sich die ersten der Ent-

wicklung der Faschismusedarstellung bis zu den 80er Jahren, der politischen Wende zu Beginn der 80er Jahre, dem „Historikerstreit“ und den Auffassungen von Ernst Nolte widmen, gelten die beiden letzten – sie machen den Hauptteil des Buches aus – den seither festzustellenden Tendenzen neokonservativer Geschichtspolitik und konservativer Faschismusedeutung. Kaum ein historisches Werk bleibt unberücksichtigt. Vielfach liest sich der Text wie eine Summe ausführlicher Rezensionen, die einen de facto synoptisch angelegten Grundgedanken verfolgen.

Deutlich unterscheidet Wiegel, der sich mit Recht gegen jeden Versuch einer historisierenden Relativierung faschistischer Terror- und Vernichtungspolitik wendet, zwischen direkten Fälschungen, die im Interesse des „Projektes“ liegen, und fehlorientierenden Interpretationen, die dem Ziel dienen, den Konservatismus vom Faschismus zu trennen bzw. ersteren von seinen Verstrickungen mit dem Faschismus frei zu sprechen, indem sie letzterem einen vermeintlich revolutionären Gehalt unterstellen. Kluge Differenzierung zeichnet fast alle Passagen aus.

Die Fülle richtiger Wertungen und Aussagen wiederzugeben, übersteigt die Möglichkeiten dieser Besprechung. Man wird um das vorliegende Buch keinen Bogen machen können, ohne sich politischer Einseitigkeit und wissenschaftlicher Unredlichkeit zeihen lassen zu müssen. Aber gerade weil es von so großer historiographisch-politologischer Bedeutsamkeit ist, sei hier auf einige Probleme aufmerksam gemacht. Dass es kein

Register gibt, gehört keineswegs zu den geringen Mängeln, da sich das Werk durchaus auch auszugsweise nutzen lässt.

Wichtiger aber scheinen mir drei inhaltliche Fragen zu sein. Die erste betrifft das Fehlen jeglicher Auseinandersetzung mit der Widerspiegelung des „Projektes“ im öffentlichen nichtwissenschaftlichen Geschichtsdiskurs. Wer nach den Entwicklungstendenzen und Wirkungen der neueren konservativen Geschichtstheorien fragt, kommt nicht umhin, sich auch mit deren Umsetzung in den Medien zu befassen. Guido Knopp und seine Filme werden nicht einmal erwähnt! In dieser Hinsicht wird Wiegel dem selbst gestellten Anspruch nicht gerecht, Veränderungen im Faschismusbild nicht allein unter wissenschaftsimmanenten Gesichtspunkten zu untersuchen, sondern sie „in den gesellschaftspolitischen Kontext“ einbeziehen zu wollen (30).

Die zweite gilt der m.E. unzureichenden Einordnung des behandelten „Projektes“ in die gesamte Szenarie deutscher Geschichts- und Politikwissenschaft. Dass konservative Denker nach einer geistig-kulturellen Hegemonie streben, versteht sich gleichsam von selbst. Doch wo und wie erhoben sich Widerstände? Welchen Platz nehmen die einzelnen Deutungsstränge ein? Wie verknüpfen sich inhaltlich-konzeptionelle Bestrebungen mit wissenschaftspolitischen und institutionellen Queren? Kann z.B. die bekannte Rede Weizsäckers vom 8. Mai 1985 als „retardierendes“ Moment in den Bemühungen um eine politische Neubewertung der Geschichte von Fa-

schismus und Zweitem Weltkrieg abgetan werden, wie auf S. 62 zu lesen ist? Die richtige, auf S. 399 f. formulierte Schlussfolgerung, dass gegenwärtig nicht von einer „gefestigten konservativen Hegemonie“ gesprochen werden könne, da die öffentlichen Debatten gerade in den 90er Jahren zu widersprüchlich gewesen seien, ergibt sich nicht aus einer Analyse und stellt demzufolge lediglich eine Behauptung dar. Weiterer Diskussion werden auch die These vom Bedeutungsverlust der „Neuen Rechten“ sowie die Gegenüberstellung von Miss- und Teilerfolgen und tatsächlichem Erfolg des Renationalisierungsprojektes bedürfen, die Wiegel in seinem Fazit benennt: „Gemessen an den Ansprüchen der eigenen Faschismusinterpretation bei Nolte, Zitelmann und anderen könnte man sagen, der Brocken war offensichtlich zu groß, denn von einer Beseitigung der negativen Herausgehobenheit der deutschen Geschichte, von einer tatsächlichen Normalisierung kann nicht die Rede sein. Realpolitisch dagegen muss von einem weitgehenden Erfolg gesprochen werden, denn die aus der Vergangenheit begründeten Einschränkungen deutscher Machtpolitik sind in den letzten zwanzig Jahren beseitigt worden.“ (400 f.)

Und drittens sehe ich als ostdeutscher Historiker nicht gern verschwiegen, dass DDR-Geschichtswissenschaftler vor und nach der Wende von 1989/90 ebenfalls intensiv an den hier behandelten Debatten beteiligt gewesen sind, was völlig außen vor bleibt und damit möglicherweise der auf S. 366 versteckten Warnung vor einem Wiederaufleben der „alten

Agententheorie“ unangemessene und sicher unbeabsichtigte Bedeutung verleiht.

Als Fazit wäre dennoch zu sagen: Großes hat der Autor geleistet, weiteres kann erwartet werden, zumal die Entwicklung konservativer Geschichts- und Faschismusdeutungen in Deutschland keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden darf.

Manfred Weißbecker

Shoah und Genozide

Yehuda Bauer, Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen, Frankfurt/M. 2001, Jüdischer Verlag, 383 Seiten, 32,80 Euro.

Die bürgerliche Geschichtsschreibung über die Shoah ist lange durch die Kontroverse zwischen Funktionalisten und Intentionalisten geprägt worden. Erstere sehen den Weg zur Endlösung durch eine „amorphe Führungsstruktur“ und eine „kumulative Radikalisierung“ (Mommsen) gekennzeichnet, während letztere aus dem Antisemitismus Hitlers eine mehr oder weniger gerade Linie zum Völkermord an den europäischen Juden ziehen. Beiden Ansätzen ist gemein, dass sie in erster Linie die einzelnen Entscheidungsschritte auf dem Weg zur Shoah rekonstruieren, nicht aber nach den tieferen gesellschaftlichen Ursachen fragen. Einige Historiker, wie z.B. Dan Diner, sind sogar der Ansicht, dass der Holocaust per se unerklärbar sei. In jüngerer Zeit sind eine Reihe von Studien erschienen, die nun versuchen, eine tiefer

gehende Erklärung für die Judenvernichtung zu geben.

Einige dieser Studien diskutiert Yehuda Bauer, emeritierter Professor für Holocaust-Studien an der Hebräischen Universität Jerusalem, in seinem Buch *Die Dunkle Seite der Geschichte* und versucht seinerseits, eine Gesamtdeutung für die Shoah zu geben.

Zunächst aber definiert Bauer die Begriffe Genozid und Shoah wie folgt: „Ein Genozid ist demnach der planvolle Versuch, eine nationale, ethnische oder 'rassische' Gruppe mit Hilfe der von Lemkin und der UN-Konvention benannten Maßnahmen zu vernichten, das heißt durch Maßnahmen, die den selektiven Massenmord an den Mitgliedern der verfolgten Gruppe begleiten. Bei der Shoah handelt es sich um eine Radikalisierung des Genozids, um einen planvollen Versuch, jedes einzelne Mitglied einer verfolgten ethnischen, nationalen oder 'rassischen' Gruppe physisch zu vernichten.“ (30)

Der näheren Beschäftigung mit den Gesamtdeutungen geht eine gründliche Untersuchung der Fragen, ob die Shoah erklärbar, singulär und wiederholbar sei, voraus. Bauer bejaht die Fragen der Erklärbarkeit und Wiederholbarkeit; eine Postulierung der Shoah als absolut einzigartig verneint er hingegen. Diese Sicht werde einer rationalen Erklärung nicht gerecht und könne sogar zur Trivialisierung führen. (33) Anstatt den Massenmord an den Juden als singulär zu charakterisieren führt Bauer den Begriff der „Präzedenzlosigkeit“ ein. Sie besteht aus fünf Elementen, die allesamt erklärbar seien: erstens

die zentrale Rolle der abstrakten, ideologischen Motive gegenüber den politischen, pragmatischen oder sachbezogenen, zweitens der globale, universale Charakter der Vernichtung, drittens die angestrebte Totalität der Vernichtung, viertens die unterste Stufe der Juden in den Konzentrationslagern und fünftens der ‚revolutionäre‘ Charakter des Nazi-Regimes, welches die Shoah hervorbrachte. (71-77) Anhand dieser Kriterien vergleicht Bauer die Shoah mit anderen Völkermorden, z.B. mit jenen an den Armeniern und den Sinti und Roma. Er stellt fest, dass die Shoah „präzedenzlos“ sei, was jedoch eine Wiederholbarkeit einschlieÙe; denn „die bloÙe Tatsache, daÙ eine bestimmte Handlung begangen wurde, bedeutet jedoch, daÙ die Menschen das Potential zu solchen Taten in sich – in ihrer Seele, ihren Instinkten, Trieben oder ähnlichem – tragen.“(36f.).

In einer ersten Beschäftigung mit den Gesamtdeutungen diskutiert der Autor ausführlicher Zygmunt Baumans *Dialektik der Ordnung* und Götz Alys *Endlösung*. Die Kritik an beiden Autoren lautet, dass sie die Rolle des Antisemitismus als entscheidende Ursache für die Realisierung der Shoah nicht genügend berücksichtigen. Zudem sei Baumans Meinung, der Judenmord sei ein Produkt der Moderne, eine Wiederholung der Thesen von Raul Hilberg. (98)

Ferner beschäftigt sich Bauer mit der Erklärung, die Daniel Goldhagen in *Hitlers willige Vollstrecker* dargelegt hat. Er stimmt mit ihm überein, dass die antisemitische Ideologie das Zentrum einer Deutung einnehmen

müsse. Bauer widerspricht Goldhagen aber in dem Punkt, dass die gesamte deutsche Bevölkerung von einem „eliminatorischen Antisemitismus“ geprägt gewesen sei.

In seiner eigenen Erklärung wird der Unterschied zu Goldhagen deutlich:

„Insgesamt scheint es also“, so Bauer, „als habe eine politische Elite von ‚Lumpenintellektuellen‘ – von der pseudo-messianischen Vorstellung besessen, sie müssten die Menschheit vor den Juden retten, allerdings aus Gründen an die Macht gelangt, die wenig mit ihrem Rassismus zu tun hatten – eine breite Schicht von Intellektuellen, die die Nazi-Utopie aus vollem Herzen unterstützten, benutzt, um ihr Völkermord-Programm durchzuführen.“ (59f.) Das Völkermord-Programm sei weitgehend unwidersprochen geblieben, da das antijüdische Unbehagen bzw. der offene Antisemitismus in der allgemeinen Bevölkerung dem extremen Antisemitismus der Eliten keinen Widerstand entgegensetzen konnte und ihm somit den Weg mitbereitete.

Als „eigentlichen Kern“ seines Buchs betrachtet Bauer die Kapitel, die sich mit den Reaktionen der jüdischen Opfer auf die Vernichtung beschäftigen. Ausführlich widerlegt er den Mythos, die Juden hätten kaum Widerstand geleistet. Weitere Kapitel beschäftigten sich mit der Rolle der Frau in der Shoah, mit theologischen Erklärungen, mit verschiedenen Rettungsversuchen und schließlich mit der Bedeutung, die die Shoah für die Entstehung des Staats Israel hatte.

Yehuda Bauer hat wichtige Kriterien für die Vergleichbarkeit von Genoziden aufgestellt und die Präzedenzlo-

sigkeit der Shoah hervorgehoben. Was seine eigene Erklärung für die Ursachen der Shoah betrifft, so schreibt Bauer selbst, dass er nicht den Anspruch erhebt, seine Gedanken seien zutreffender als die anderer (14f.). So muss man dann auch kaum anmerken, dass es ihm nicht gelingt, die verschiedenen Faktoren, die zu diesen Massenverbrechen führten, in ihrer geschichtlichen Totalität darzustellen. Zum Beispiel erklärt Bauer nicht, warum die radikal antisemitische Schicht von „Lumpenintellektuellen“ gerade im Jahr 1933 an die Macht gelangte und auf welche Weise mit wessen Unterstützung dies geschah. Ferner betrachtet er die Shoah isoliert von dem imperialistischen (Eroberungs-)Krieg, der die Vernichtung noch anderer Bevölkerungsgruppen zwecks völliger Neuordnung Europas vorsah. Hier spielen u.a. die bevölkerungsökonomischen Gründe, die von Susanne Heim und Götz Aly in ihrer Studie *Vordenker der Vernichtung* – leider von Bauer nicht diskutiert – dargelegt wurden, eine Rolle. Gleichwohl – das ist zu betonen – sie alleine liefern auch keine befriedigende Erklärung. Insofern ist Yehuda Bauer vollkommen zuzustimmen: das letzte Wort zu diesem Thema ist noch nicht gesprochen.

Guido Speckmann

Was ist Kultur?

Terry Eagleton, *Was ist Kultur?*, C.H. Beck, München 2001, 190 Seiten, 17,50 Euro

Der Untertitel von Eagletons Essay, „Eine Einführung“, macht den umfassenden Anspruch des Autors

deutlich: Er will die Bedeutung des Kulturbegriffs in seinen historischen, philosophischen und politischen Dimensionen darstellen. Dieser – um es vorweg zu sagen – bestens gelungene Versuch verbindet sich mit einer umfassenden Kritik der Theorie der Postmoderne, in der dieser Begriff eine zentrale Rolle spielt. Kultur ist, ebenso wie die oft als ihr Gegensatz betrachtete Kategorie Natur, eines der komplexesten Wörter unserer Sprache. Es birgt in sich die Spannung zwischen dem Machen und dem Gemachtwerden sowie die zwischen Rationalität und Spontaneität. In seiner historischen Entwicklung hat das Wort Kultur drei zum Teil sich widersprechende Bedeutungen angenommen, die bis heute für die Unschärfe dieses Begriffs verantwortlich sind. Die erste ist die gesellschaftskritische Zielrichtung. Die zweite, die am Wort Nationalkultur deutlich wird, beinhaltet eine Verengung, da sie den universalistischen Charakter aufgibt, und gleichzeitig eine Erweiterung, da sie eine ganze Lebensweise umfaßt. Die dritte Tendenz schließlich beinhaltet die Spezialisierung auf die Künste. Kultur hat zudem eine utopische Dimension, weil sie die Sehnsucht nach einer anderen, schöneren und harmonischeren Welt ausdrückt und – wenn auch meist unrealistische – Entwürfe dafür präsentiert.

Im 19. Jahrhundert war Kultur mehr oder weniger ein Synonym für Zivilisation, also den Begriff für den allgemeinen geistigen und materiellen Fortschritt. In dem Maß aber, in dem die Zivilisation durch die Entwicklung des Kapitalismus Massenelend hervorbrachte und einen imperialisti-

schen Beigeschmack erhielt, geriet Kultur immer mehr in Widerspruch zur Zivilisation. Die Romantik entdeckte die „organische“ Kultur. Sie stellte deren positive Aspekte wie Gemeinschaft, Solidarität und Tradition den Verwerfungen der modernen Gesellschaft und der Entfremdung des Individuums entgegen. Johann Gottfried Herder regte zudem an, den Terminus „Kultur“ im Plural zu gebrauchen. Er sprach von den Kulturen unterschiedlicher Völker und Zeiten und begeisterte sich für das Exotische. An diese Tradition knüpft die Postmoderne an. Die „Identitätspolitik“ der Postmoderne läßt jedoch beispielsweise das Lesbentum gelten, nicht aber den Nationalismus, was für die Romantiker ganz unlogisch gewesen wäre. Letztere, die in Zeiten politischer Revolutionen lebten, waren deshalb gegen die Vorstellung gefeit, daß Mehrheitsbewegungen oder Mehrheitskonsense an sich schlecht seien, wie die Postmoderne meint. Und was die Pluralisierung des Begriffes Kultur betrifft, so wird diese heute so großzügig gehandhabt, daß ernsthaft von einer „Kultur der Polizeikantine“ oder einer „Aktienkultur“ die Rede ist. Warum das Kultur sein soll, die zudem, sofern es sich um eine solche handelt, die Zustimmung aller verdient, wird aber nie klar. Postmoderne und Vormoderne treffen sich, wie Eagleton meint, dort, wo Kultur für beide, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, eine beherrschende Ebene des sozialen Lebens ist. Waren einst Politik, Sexualität und Ökonomie bis zu einem gewissen Grad in einer symbolischen Sinnordnung befangen, so formt heute die Integration der Kultur in

die Warenproduktion das Leben in Gestalt der Warenästhetik, der Spektakularisierung der Politik, des Konsumdenkens im „Lifestyle“ und der Zentralität des „Image“. Für den postmodernen Kulturbegriff ist das Gegensatzpaar Identität-Differenz von zentraler Bedeutung, was aber, wie Eagleton deutlich macht, fatale Auswirkungen hat: „Die Gemeinsamkeiten zwischen einer Gruppe für Schwulenrechte und einer neofaschistischen Zelle sind vom Standpunkt der KULTUR in gewisser Hinsicht genauso frappierend wie die politischen Unterschiede zwischen ihnen. Beide definieren Kultur als kollektive Identität und nicht als Kritik, als eigene Lebensweise und nicht als einen für jegliche Lebensweise relevanten Wert“ (92f). Die Auflösung des Universums in eine ganze Serie von kulturellen Miniwelten wird als Protest gegen die Entfremdung des Menschen in der Moderne verstanden, in Wirklichkeit aber reproduziert sie diese durch ihre eigene umfassende Zersplitterung. Die Identitätspolitik führt auch zu einer Überbewertung der Rolle der Kultur als Politik, wie sie im Kulturalismus ihren Ausdruck findet. Zum einen werden die Probleme der Gesellschaftsstruktur, der politischen Organisationen und des Staates kulturellen Problemen untergeordnet, zum anderen fehlt jegliches Interesse für das, was Veränderung hervorbringt (Streiks, Demonstrationen, soziale Bewegungen) und das, was sie verhindert (die staatlichen Gewalt- und Zwangsapparate). Außerdem hat der Kulturalismus, also die Lehre, daß alle menschlichen Angelegenheiten eine Sache der Kultur sind, tautologischen Charak-

ter. Wenn er behauptet, daß Begriffe wie „bluten“ oder „Montblanc“ mit all ihren Implikationen kulturell sind, dann hat er zwar Recht, aber was soll ein Begriff anderes sein als kulturell? Daß dieser Begriff einen solch bevorzugten Platz im öffentlichen Diskurs der Gesellschaft hat, hängt damit zusammen, daß Kultur im Alltagsleben ständig präsent ist, da sie, wie Eagleton schreibt, die „unbewußte Rückseite“ des zivilisierten Lebens ist: „Das Skandalon des Marxismus bestand nicht zuletzt darin, daß er die Zivilisation behandelte, als sei sie Kultur – daß er mit anderen Worten die Geschichte des politischen Unbewußten der Menschheit schrieb, der sozialen Prozesse, die sich laut Marx ‚hinter dem Rücken‘ der Akteure abspielen. Wie wenig später auch Sigmund Freud rührte Karl Marx ein vornehm zivilisiertes Bewußtsein auf, um die verborgenen Kräfte zu enthüllen, die es gestiftet haben.“(43)

Das grundsätzliche Dilemma der Kultur besteht in ihrer Verknüpfung mit der politischen Macht. Durch nackten Zwang kann sich keine Regierung zufriedenstellend behaupten, da sie viel an ideologischer Glaubwürdigkeit verlieren und in Krisenzeiten gefährlich verwundbar würde. Um erfolgreich herrschen zu können, muß die Macht daher die Menschen in ihren geheimsten Wünschen und Aversionen verstehen. Wenn sie sie von innen her regulieren will, muß sie sie auch von innen imaginieren. Mit dem Niedergang der Religion wurde es immer mehr zur Aufgabe der Kultur, diese Rolle zu erfüllen. Und im Zuge ihrer Kommerzialisierung gelingt ihr das aus zwei Gründen ganz besonders gut: Zum einen hat die Postmoderne

die Grenze zwischen elitärer Kunst und Massenkultur immer weiter aufgelöst und zum anderen zwingt die Marktdisziplin die Kulturproduzenten zu konservativen Werten wie Vorsicht, Innovationsfeindlichkeit und Konfliktscheu. „Der Markt ist“, wie Eagleton schreibt, „der beste Mechanismus, um sicherzustellen, daß die Gesellschaft weitgehend befreit und gleichzeitig zutiefst reaktionär ist“ (101). Die Entwicklung im 20. Jahrhundert läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß Kultur-als-Spiritualität durch Kultur-als-Ware unterhöhlt wurde, um als Kultur-als-Identität zu entstehen. Der Postmodernismus mit seiner Verachtung von Tradition, stabilem Ich und Gruppen-solidarität hat sich als herrschende Ideologie durchgesetzt. Mit seinem Multikulturalismus (einer quasi egalitären Form des bürgerlichen Kosmopolitentums) und seinen Sympathien für das Volkstümliche hat er zur Verwirrung innerhalb der Linken beigetragen: „Der Kosmopolitismus (gehört) zur Kultur des globalen Kapitalismus, während der Internationalismus eine Form des politischen Widerstandes gegen letzteren ist. Die sozialistische Parole ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch!‘ verbindet Internationalismus und Solidarität, zwei Lehren, die heute mehr und mehr gegeneinander abgegrenzt werden. Für sozialistisches Denken ist Universalität nicht die Alternative zum Lokalen, sondern in ihm präsent“ (109, 111). Das Dilemma der Linken geht aber noch tiefer. Sie hat dem Kapitalismus, der, was einst Politik, Arbeit oder Ökonomie hieß, heute als Image, Information und Kultur inszeniert, wegen ihrer eigenen Hin-

wendung zum Subjekt nichts entgegenzusetzen. Diese stellt sowohl eine Abwendung von der revolutionären Politik dar als auch eine Überbewertung des Begriffs Kultur. Und damit ist die Linke in die Falle der postmodernen Ideologie getappt, denn dieses Denken trachtet, wie der Dramatiker David Edgar in einer Analyse der britischen Gesellschaft meinte, „die individuellen Ziele der Gegenkultur zu verfolgen und gleichzeitig die traditionelleren, kollektiven Mittel der Sozialdemokratie aufzugeben, die Mannigfaltigkeit der neuen gesellschaftlichen Kräfte der sechziger und siebziger Jahre zu feiern, aber die Herausforderung zu vergessen, die diese für die herrschenden Strukturen darstellten, die persönliche Entscheidung über das kollektive Handeln zu stellen, eine individuelle, emotionale Reaktion auf Entliberalisierung und seelische Verkümmerng zu bekräftigen und gleichzeitig konventionelle Strukturen der politischen Betätigung abzuwerten und die ideologischen Bande zwischen oppositionellen Intellektuellen und den Armen zu zerreißen“ (178).

Karl Unger

Rot-Grüne Steuerpolitik

Lorenz Jarass/Gustav M. Obermair, Wer soll das bezahlen?, Metropolis-Verlag, Marburg 2001, 179 S., 9 Euro

Wirtschafts- und finanzpolitische Fragen dominieren den aktuellen Bundestagswahlkampf. Im Zentrum der Debatte steht dabei unter anderem die Steuerpolitik. Eines der großen Reformprojekte, um das in die-

sem Zusammenhang gestritten wird, ist die Eichelsche Steuerreform aus dem Jahr 2000: Im Rahmen dieses Reformwerks werden die Einkommenssteuersätze auf breiter Front bis zum Jahr 2005 in mehreren Stufen gesenkt (Spitzensteuersatz 2005: 42%), während die wichtigste Änderung bei der Unternehmensbesteuerung der Übergang vom Vollanrechnungs- zum Halbeinkünfteverfahren bei Kapitalgesellschaften ist. Auch wenn alle Steuerzahlerinnen und -zahler durch die Reform entlastet werden, kann man die Steuerreform kaum als sozial ausgewogen bezeichnen: Zwar wird der verheiratete Rechtsanwalt mit einem Jahreseinkommen von 51.129 Euro (100.000,- DM) im Jahr 2005 bei der Einkommenssteuer um prozentual ungefähr den gleichen Betrag steuerlich entlastet wie die verheiratete Chefärztin mit einem jährlichen Einkommen in Höhe von 511.292 Euro (1 Mio. DM), allerdings beläuft sich die Entlastung in absoluten Zahlen auf 2.556 Euro (5.000,- DM) weniger Steuern für den Rechtsanwalt, während sich die Chefärztin im Jahr 2005 über eine Steuerersparnis in Höhe von 51.129 Euro (100.000,- DM) freuen kann.

Wenig überraschend fordern CDU/CSU und FDP in ihren Wahlprogrammen nicht etwa eine höhere Belastung der Besserverdienenden und Vermögenden, sondern wollen die Steuern noch weiter senken und damit die soziale Schieflage weiter erhöhen: Stoiber verspricht einen Spitzensteuersatz von höchstens 40 %, während die FDP einen solchen von nur noch 35 % anstrebt. Das Prinzip der Leistungsfähigkeit, die Entwick-

lung der Einkommens- und Vermögensverteilung in der Bundesrepublik, die tatsächliche steuerliche Belastung von Gewinneinkommen und Vermögen auf der einen und von Einkommen aus abhängiger Beschäftigung auf der anderen Seite werden im Rahmen der Steuerdiskussion hingegen nicht thematisiert. Wer sich für diese Fragen interessiert, mit denen sich eigentlich jede und jeder, die oder der nach weiteren Steuersenkungen ruft, befassen müsste, wird im neuen Buch von Jarass/Obermair fündig.

Auch wenn die Datenlage zur Besteuerung von Unternehmertätigkeit und Vermögen zu wünschen übrig läßt – dies wird von den beiden Autoren zu Recht beklagt und sie unterbreiten verschiedene Vorschläge zur Verbesserung und Aktualisierung der deutschen Steuerdaten (32 ff.) –, zeigen Jarass/Obermair auf Basis der verfügbaren Zahlen, wie wenig gerecht sich die Besteuerung in der Bundesrepublik in den letzten Jahren entwickelt hat (40 ff.): Die steuerliche Belastung von Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen liegt aktuell bei nur noch 23 % (1980: 40 %), während Lohn Einkommen mit Steuern und Sozialabgaben in Höhe von 38% belastet sind. Während die ersteren im Laufe der letzten 20 Jahre im Trend entlastet wurden, ist die Belastung der letzteren im genannten Zeitraum annähernd konstant geblieben.

In Bezug auf die Besteuerung von Unternehmenseinkommen und Vermögen zeigen Jarass/Obermair darüber hinaus einige verblüffende, aber wenig bekannte Tatbestände auf. So

hat etwa der Besitz von Immobilienvermögen laut Steuerstatistik seit 1977 nur Verluste gebracht, im Jahr 1995 z.B. 18 Mrd. Euro, die mit anderen positiven Einkünften verrechnet werden können (58 f.). Warum, so fragen Jarass/Obermair zurecht, findet eigentlich keine Steuerflucht aus der Vermögensform der Immobilie statt, wenn diese (offiziell) nur verlustbringend ist? Wenig bekannt in der Öffentlichkeit ist zudem die Tatsache, daß aufgrund der Eichelschen Unternehmenssteuerreform Kapitalgesellschaften bis zu 15 Jahre die Möglichkeit haben, im Rahmen von Gewinnausschüttungen einen Teil ihrer früher bezahlten Steuern zurückzubekommen; im Jahr 2001 belief sich diese Steuerrückerstattung auf immerhin 7 Mrd. Euro (50).

Angesichts solcher Entwicklungen machen Jarass/Obermair Vorschläge, um eine Mindestbesteuerung von hohen Einkommen und Vermögen in der Bundesrepublik sicherzustellen. Drei sich ergänzende Maßnahmen werden vorgestellt, um Steuerflucht und Steuervermeidung entgegenzutreten und zu einer gerechteren Besteuerung zu kommen. So soll genau wie in den USA seit 1986 eine Mindestbesteuerung hoher Einkommen erfolgen, indem vom Bruttoeinkommen nur die unabdingbar zur Einkommenserzielung erforderlichen Kosten abgezogen werden (114 ff.). Außerdem schlagen Jarass/Obermair die Wiedereinführung einer verfassungskonformen Vermögenssteuer (138 ff.) sowie die Besteuerung aller in Deutschland erwirtschafteten Einkommen (149 ff.) vor.

So begrüßenswert und über weite

Strecken überzeugend die Argumentation von Jarass/Obermair auch ist, so wenig einleuchtend ist ihr Ziel, Steuern und Abgaben für alle BürgerInnen und Unternehmen auf maximal 50 % zu begrenzen. Sonderbar ist in diesem Zusammenhang v.a. ihr positiver und nicht hinterfragter Bezug auf den im Urteil zur Vermögenssteuer im Jahr 1995 festgeschriebenen so genannten „Halbteilungsgrundsatz“: Hiermit hat das Bundesverfassungsgericht angemahnt, daß der der öffentlichen Hand insgesamt durch Einkommen- und Vermögenssteuer zufließende Betrag höchstens „in der Nähe der hälftigen Teilung“ des Einkommens liegen dürfe. Dieser Halbteilungssatz ist aber juristisch höchst umstritten: So hat der Bundesfinanzhof im Jahr 1999 entschieden, daß eben dieser Halbteilungssatz bei der Festsetzung der Einkommensteuer nicht anzuwenden sei. Es ist nach meiner Ansicht auch nicht einsichtig, warum ein Jahreseinkommen von 1 Mio. Euro nicht mit z.B. 75 % Einkommensteuer belegt werden sollte – schließlich verbliebe selbst bei einem solchen Steuersatz netto ausreichend Geld beim Besteuernden, um sich ein ziemlich luxuriöses Leben leisten zu können!

Darüber hinaus ist zu bemängeln, daß das Buch offensichtlich mit der „heißen Nadel“ geschrieben worden ist; hierzu einige Beispiele: an eine halbseitige Tabelle wird ein eineinhalb Seiten langer und völlig unübersichtlicher Anhang mit Erläuterungen angeflügelt (Kasten 6, 67 ff.); Jarass/Obermair setzen sich mit der Riester-Rente auseinander, ohne diese wenigstens in ihren Grundzügen zu erläutern (83 ff.); Kapitel 11.3

(162) beginnt mit Stichworten (!) usw.

Trotz der aufgeführten Kritikpunkte hat das Buch von Jarass/Obermair wegen der zur Zeit heftig geführten Debatte um weitere Steuersenkungen eine breite Aufmerksamkeit verdient; es liefert zum günstigen Preis von 9 Euro wichtiges empirisches Material gegen angebotsökonomisch motivierte steuerpolitische Forderungen und macht interessante Gegenvorschläge.

Kai Eicker-Wolf

Der Mythos der New Economy

Boy Lühje, *Standort Silicon Valley, Ökonomie und Politik der vernetzten Massenproduktion*, Campus Verlag, Frankfurt/M. 2001, 420 S., 34,90 Euro

Die Branche der Informationstechnologie (IT) wuchs in den letzten zwei Jahrzehnten zur größten der USA heran. Der Standort „Silicon Valley“ ist das Herzstück der dortigen Mikroelektronikindustrie. An der Westküste ganz in der Nähe San Franciscos gelegen, diente die exportstärkste Region der USA als Vorbild einer neuen Orthodoxie. Bürgerliche Medien und Wissenschaftler pflegten zahlreiche Mythen: vom Ende der Krisenhaftigkeit des Systems über neue Formen eines auf Wissen nicht auf Kapital basierenden Wettbewerbs bis zum angeblichen Ende der Ausbeutungs- und Klassenverhältnisse. Der Crash der New Economy hat vieles, aber nicht alles widerlegt.

Lühje will mit seinem äußerst umfangreichen Werk die „profanen ökonomischen, sozialen und ökologischen Realitäten in den neuen High-Tech-Zentren“ (19) hinter den Mythen freilegen, was ihm in vielen Fällen auch gelungen ist. Er arbeitet nicht lediglich die neuen Formen der „vernetzten Produktion“ und den neuerlangten Grad der internationalen Arbeitsteilung heraus. Er widerlegt „den neoliberalen Mythos des ‚Garagenunternehmens‘“ (75) und zeichnet den Aufstieg des neuen Industriezweiges über die 70er Jahre nach, dessen Wurzeln im Umfeld der von der US-Regierung geförderten Großkonzerne (wie IBM) liegen.

Die internationale Expansion einzelner Mikroelektronikunternehmen erfolgte ebenso wenig unabhängig vom Staat, wie die Umstrukturierung der gesamten Branche ab Mitte der 80er Jahre. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Japanische Industrie in fast allen Bereichen die Weltmarktführung übernommen. Gegenüber der „japanischen Herausforderung“ setzten die amerikanischen IT-Unternehmen auf eine engere Zusammenführung von Innovation und Produktion, eine verringerte Fertigungstiefe, größere Spezialisierung, durchgreifende Automatisierung und auf die Unterstützung des Staates. Mit Erfolg: Subventionen flossen, ein Zollkrieg wurde eröffnet, der US-Staat stellte die industriepolitischen Weichen neu - Mitte der 90er Jahre erlangte die US-Industrie in vielen Bereichen wieder Weltmarktführung.

Aber der Glanz des Erfolgs hatte die „dunklen Seiten“ der Mikroelektronikproduktion. Die Industriearbeit

bildet das Rückgrat der Neuen Technologien. In teilweise hochchemisierten Arbeitsprozessen leiden die Arbeiterinnen und Arbeiter akut unter unzureichenden Arbeitsbedingungen und sind langfristig lebensgefährlichen Berufskrankheiten ausgesetzt (z.B. Krebs). Die Unternehmen betrieben über Jahrzehnte eine aggressiv antigewerkschaftliche Politik und nutzten den unsicheren, teilweise illegalen Status vieler Arbeitsimmigranten, die die Mehrheit der Produktionsarbeiter stellten, aus. So gelang es ihnen, einen Niedriglohnssektor und prekäre Beschäftigungsverhältnisse der Zeitarbeit zu etablieren. Auch die Einführung von Teamarbeit ab den späten 80er Jahren änderte nichts daran, da sie nur auf die Profitmaximierung ausgerichtet ist.

An einigen Stellen ist Lühjes Analyse allerdings nicht zu folgen. Lühje ist kein klassischer Marxist, sondern ordnet sich der „Regulationsschule“ zu. Diese spricht viel über die Form, aber oftmals wenig über den Inhalt sozialer Verhältnisse. Am deutlichsten zeigt sich dies vielleicht am Beispiel der Ethnie. So habe sich der Widerstand in den Betrieben „oftmals nicht entlang ökonomischer oder klassenbezogener Linien entwickelt, sondern in starkem Maße durch ethnische Gruppenidentitäten hindurch artikuliert“ (67). Dass die dortigen Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Interessen (zunächst) über die Form ihrer ethnischen Gruppenzugehörigkeit ausdrücken, ist nur allzu verständlich. Die Segregation nimmt wieder zu und Unternehmen gruppieren ihre Belegschaftsgruppen oft nach ethnischer Herkunft, wie auch Lühje anführt. Nichtsdestotrotz liegt

die Ursache des sozialen Konflikts in ihrer Klassenposition im Produktionsprozess. Der Weg zur Veränderung ihrer Lage kann deshalb nicht die klassenübergreifende Perspektive der Ethnie sein. Das zeigt sich praktisch dort, wo einzelne Immigranten

einen Aufstieg in der innerbetrieblichen Hierarchie geschafft oder sogar eigene Unternehmen aufgebaut haben. Sie stehen den Arbeiterinnen und Arbeitern „ihrer“ Volksgruppe als Management und Arbeitgeber gegenüber.

Wie das Buch durch das Heranziehen von konkreteren Beispielen und Fakten hätte insgesamt noch mehr gewinnen können, zeigen Teile des Schlusskapitels über die „Alternativen zur lokalen ‚Standortpolitik‘“. Community-Organisationen der Immigrantinnen/-innen oder Kampagnen um ökologische Fragen thematisieren auch zunehmend die Arbeitsverhältnisse der Arbeiter/-innen in der IT-Industrie. Einzelnen gewerkschaftlichen Initiativen gelang es Mitte der 90er Jahre erstmals wieder kleine betriebliche Kämpfe zu führen. All dies ist Teil der Wiederbelebung von Klassenkämpfen und der entstandenen antikapitalistischen Bewegung in den USA und weltweit. Eine Entwicklung, auf die Sozialisten ihre Hoffnung setzen.

Olaf Klenke

Das Bündnis zwischen Lohnbezieherinnen und Rentiers

Fritz Fiehler, *Die Gesellschaft der Vermögensbesitzer – Über Geld, Chicago und Milton Friedman*, VSA-Verlag, Hamburg 2000; 250 S.; 20,40 Euro

Man kann den Erfolg des neoliberalen Konzepts auf der politischen Ebene auch als den eines Bündnisses zwischen Geldvermögensbesitzern und Lohnempfängern betrachten: „Allerdings macht die Inflation auch

ein Bündnis möglich, das Bezieher fixer Einkommen mit den Beziehern von Zinseinkünften zusammenführt.“ (187) Beide haben ein Interesse an stabilem Geldwert und niedrigen Inflationsraten und neigen daher zu wirtschaftspolitischen Konzepten, welche die Geldwertstabilität in den Mittelpunkt stellen. Lohnempfänger und Rentiers leiden gleichermaßen unter hohen Inflationsraten. Diese zu bekämpfen aber verspricht der moderne Monetarismus, der eng mit dem Namen Milton Friedman verbunden ist. Übersehen wird dabei allerdings, dass Friedman und seine Anhänger in ihrer mit Inflationsbekämpfungspapieren bedruckten ideologischen Plastiktüte ein Gesellschaftskonzept herumtragen, welches menschenfeindlicher kaum zu denken ist: Der Mensch reduziert auf seine Eigenschaft als Marktteilnehmer!

Fritz Fiehler befasst sich in seiner außerordentlich kenntnisreichen Arbeit zentral mit der Kategorie des modernen Geldes, wobei er die Ansätze von Keynes, Friedman und Marx darstellt und diese – eine besondere Stärke des Buches – im Kontext der Debatten über wirtschaftspolitische Ansätze im Kapitalismus des 20. Jahrhunderts schildert. Er verarbeitet dabei eine große Materialfülle und strukturiert dieses Material entlang einiger politisch besonders wichtiger Ereignisse, öffentlicher Debatten und wichtiger wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Damit gelingt es ihm, die jeweiligen theoretischen Positionen in den Kontext von politischen Prozessen zu stellen und so dem Leser die Relevanz von Theorie deutlich zu machen – nebenbei erschließt sich so am

konkreten Beispiel von Keynes und Friedman die Funktionsweise von wissenschaftlicher Politikberatung: Scheinbar abstrakte Debatten über Begrifflichkeiten wie Wert und Preis können in bestimmten politischen Umbruchsituationen ‚materielle Gewalt‘ entfalten.

Sein Einleitungskapitel, das interessanteste des Buches, stellt kurzgefasst die Substanz der Debatte zwischen Keynesianismus und Monetarismus in ihrem historischen Kontext dar. Hinter der Frage, ob eine „diskretionäre Fiskalpolitik“ (Keynesianismus) oder eine „geregelt Geldpolitik“ (37) die angemessenen Interventionsebenen der Wirtschaftspolitik seien, verbirgt sich letzten Endes die Debatte über gesellschaftspolitische Konzepte: Während der Fiskalismus im Kern darauf abzielt, die Wirtschaft (sicherlich mittels Privateigentum und Markt) letzten Endes politisch und damit wertorientiert zu steuern und zu gestalten – man könnte das als Primat der Gesellschaft über den Markt bezeichnen – so verfolgt der Monetarismus „den gegenrevolutionären Zweck, aus einem Instrument der Steuerung der Gesellschaft eins für die Anpassung der Individuen zu machen.“ (45) Den gesellschaftlich verfassten Menschen auf seine Eigenschaft als Vermögensbesitzer zu reduzieren – das ist das politische Programm des Neoliberalismus. Damit verwickelt er sich allerdings – dies wird am Ende der Arbeit deutlich – in einen unlösbaren Widerspruch zwischen Konservativismus und Modernität.

Die zwei folgenden Kapitel enthalten

CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation

WELTGIPFEL RIO+10 Agenda 21 zur Sicherung von Macht- u. Herrschaftsverhältnissen · NGOs als Akzeptanzbeschafferinnen · Mehr Atom- und Gentechnik als Inhalte der Agenda 21 · Aufruf zu Aktionen gegen Rio+10 **ANTI-GRENZCAMPS 02** Antiracist action and discussion? Camp02! **ABI** Alternative Bildungs-Initiative fördert Wanderstudium **MAULKORB** Vom Dienst suspendierter Friedenspädagoge erhält Preis für Zivilcourage **DIREKTE DEMOKRATIE** Bürgerrechtler und Künstler rufen auf: Volksabstimmung wählen! **STIFTUNG** für Neutralisierung von Eigentum zur Förderung von Wohn- & Lebensprojekten **u.v.m.**

BUNTE SEITEN 2003+ das Adressverzeichnis der Alternativen Bewegungen. Mit ca. 13.500 Adressen aus der BRD, CH, A und internationale Kontaktadressen mit **Reader der AlternativMedien** im Innenteil. 1.200 Zeitschriften mit zahlreichen Beschreibungen, Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. 300 Seiten (DIN A4) für 18 EUR zzgl. 2 EUR Versandkosten.

Ein Schnupperabo
3 Monate frei Haus
gibt es für 5 Euro

(Es endet automatisch und muß nicht gekündigt werden.
Nur gegen Vorkasse/ Scheck/Briefmarken/Bankleitzug!)

Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V.
Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg

Probelesen: www.contraste.org

eine relativ detaillierte und auch nicht immer einfach zu lesende Darstellung der beiden genannten Hauptansätze. Fiehler analysiert die beiden Positionen vor allem in bezug auf die Rolle des Geldes – im Kern geht es Fiehlers Ansicht nach um die Frage, ob die ökonomischen Prozesse über das Geld allein verstanden werden können oder ob den Veränderungen der „geldlichen Wirtschaft“, wie Keynes meint, nicht doch Wertgrößen zugrunde liegen (49). In den Kapiteln 4 und 5 unternimmt es Fiehler daher, ausgehend vom Marxschen Ansatz, Fragen der modernen Geldtheorie darzustellen und zu diskutieren. Letzten Endes, meint er, „stellen sich die Entwürfe von Keynes, Hicks, Friedman u.a. unverkennbar als Theorien über die Interaktion zwischen Real- und Geldkapital dar“ (156). Während die in der Tradition von Marx und der klassischen Ökonomie stehenden Geldtheoretiker darauf bestehen, dass die Geldzirkulation im Kern durch konkurrenzbestimmte Ausgleichsprozesse in der Warenzirkulation reguliert wird, ist es bei den Quantitätstheoretikern in letzter Instanz die Geldmenge, welche über das Zins- und Preisniveau die reale Entwicklung bestimmt. Friedman u. a. versuchten denn auch konsequenterweise, die Geschichte von Krisen und Konjunkturen geldpolitisch zu erklären.

Mit dem quantitativtheoretischen Ansatz gerät die Zentralbank in den Mittelpunkt der wirtschaftspolitischen Debatten – dessen Rolle behandelt Fiehler in seinem 6. Kapitel. Während die Fiskalisten die Zentralbank für eine expansive Wirtschaftspolitik einspannen wollen, plädierte Friedman schon früh für eine stabilitäts-

politische Orientierung der Notenbankpolitik. Seine Position wurde aber erst dann politisch mehrheitsfähig, als im Zuge einer sich verlangsamenen Akkumulationsdynamik Inflation und Arbeitslosigkeit gleichzeitig auftraten (188). So kam es zu dem eingangs zitierten politischen Bündnis zwischen Lohn- und Zinseinkommensbezieher, die nun beide an der Inflation zu leiden begannen.

Die Stabilisierungspolitik wandte sich zuallererst gegen den „Wohlfahrtsstaat“ und dessen Kosten, worauf Fiehler im 7. Kapitel eingeht. Dabei geht er einem wenig bekannten Aspekt dieses gegen den Wohlfahrtsstaat, d.h. gegen die politisch gesteuerte Umverteilung von Einkommen und Vermögen, gerichteten Ansatzes nach. In letzter Instanz, so der wichtigste Glaubenssatz der Monetaristen, setzte Freiheit vor allem wirtschaftliche Freiheit voraus: Das Individuum sei nur als Erwerbsbürger, als Bezieher von primären Erwerbseinkommen, frei – in der Politik dagegen, so Friedman, gehe es immer um die Unterwerfung von Minderheiten unter Mehrheiten. Freiheit gäbe es also nur auf dem Markt, wo die Individuen aus freiem Willen Vereinbarungen miteinander eingehen (202). Nun ist bekanntlich nur ein Teil der Staatsbürger gleichzeitig auch Erwerbsbürger – Nichterwerbstätige bilden vielfach sogar die Mehrheit der Bevölkerung – und im Zuge des demographischen Wandels wächst diese Gruppe. Will man diese nicht vom Wirtschaftsleben ausschließen, so erweist sich eine politisch gesteuerte Umverteilung als unvermeidbar. Dabei verwechseln Friedman und sein Kreis (Fiehler erwähnt auch die meist

unterschlagnene Rolle seiner Frau Rose) Ursache und Wirkung: „Aber das Hauptübel ist ihre (der Maßnahmen des Wohlfahrtsstaats, J.G.) Wirkung auf unser Sozialgefüge. Sie schwächen die Familie, reduzieren die Kapitalbildung und beschränken unsere Freiheit“ (zit. nach 201). Friedman möchte die wohlfahrtspolitische Leistung des Staates wieder an die Familie zurückgeben, denn nur dann geht die Gleichung Staatsbürger = Erwerbsbürger irgendwie auf – wobei die stillschweigende Annahme, die Familie sei der Hort der Freiheit, gelinde gesagt als naiv bezeichnet werden muss. Fiehler macht auf diesen gesellschaftspolitischen Widerspruch unter Bezug auf Sebastian Herkommer aufmerksam: Der forcierte Individualismus des Marktansatzes werde vor der Familie nicht haltmachen (213) – die Folge ist jenes inkonsistente Nebeneinander zwischen radikalem Modernisierungsanspruch durch Entfesselung des Marktes einerseits und einer konservativen Kulturkritik andererseits, welche lauthals den Verfall der Familie und der traditionellen Werte beklagt.

Aber ‚Werte‘, um diesen Gedanken weiterzuspinnen, werden auf dem Markt nicht gehandelt, dort geht es nur um Preise, also um Geld. Der radikale Individualismus des Vermögensbesitzers zerstört auch das, was die Konservativen als Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenhalts jenseits des Marktes betrachten, die Familie. Damit gerät die liberale Kritik am Wohlfahrtsstaat in ein Dilemma: „Auf der einen Seite hätte man sich die Umverteilung vom Halse geschaffen, wenn diese der Familie

überlassen werden könnte. Allerdings kann die Familie diese Funktion nur erfüllen, wenn sie entweder im Besitze von Vermögen ist oder im Falle der Abhängigkeit vom Arbeitslohn Unterstützung durch den Staat erfährt“ (209). Die „liberale“ Lösung dieses Dilemmas liegt in der Wiederbelebung der familiären Vorsorge – was angesichts der Individualisierung einerseits und des demographischen Wandels andererseits ein Konzept ist, welches von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist.

Jörg Goldberg

Arme reiche DDR

Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e.V. (IUGR) (Hg.), Naturschutz in den Neuen Bundesländern - Ein Rückblick, mit Beiträgen von Regine Auster, Hermann Behrens u. a., 2. Auflage (Umweltgeschichte und Umweltzukunft VI), Verlag für Wissenschaft und Forschung, Berlin 2001, 703 S., 44,- Euro.

Die DDR war arm an wirtschaftlich verwertbaren Naturreichtümern und reich an pflanzlicher und tierlicher Mitlebewelt. Ihr Marxismus-Leninismus war reich an ökonomischen Erkenntnissen und arm an Einsichten in die Dialektik von Mensch und Natur. Was dabei an Politik für die Erhaltung des Lebensraums des real existierenden Sozialismus herausgekommen ist, liest man in dem von Regine Auster und Hermann Behrens redigierten dicken Sammelband zur Geschichte des Umweltschutzes in der DDR, nämlich: wenig. Die 35 Beiträge stammen fast ausschließlich

von ehemaligen DDR-Bürger/inne/n aus unterschiedlichen sozialen Schichten, allesamt politisch-gesellschaftlich engagierte kritische Leute, deren politisches Spektrum weit gespannt ist und vom enthusiastischen Kommunisten bis zum sensitiven Antikommunisten reicht. Die Beiträge selber, alle fachkundig, reichen von der gefühlvollen Erlebnis-schilderung bis zum trockenen Tätigkeitsbericht, überwiegend sind es lebendige Sachdarstellungen. So entstand ein für manche/n Leser/in vermutlich teilweise neuartiges Bild der DDR: Hier gab es nicht nur (auf der einen Seite) Partei, Stasi, VEBs, LPGs, Künstler, Philosophen, Gesellschaftswissenschaftler und Datschen, sondern auch (auf der anderen Seite) den Thüringer Wald und das Elbsandsteingebirge, die Magdeburger Börde und die Havel-Seen, die mecklenburgische Seenplatte und die Boddenlandschaft, mit allerlei belebten Naturelementen, mit denen sich ganze Heerscharen von Botanikern, Dendrologen, Ornithologen, Entomologen, Ichthyologen, Mykologen etc. beschäftigten, und schließlich gab es an den Rändern beider Seiten und dazwischen den Naturschutz und den naturbezogenen Umweltschutz. Letztere bestanden als drei Säulen: *erstens* als schwach besetzte und oft lahme staatliche Naturschutzverwaltung, lange Zeit unter dem Ministerium für Landwirtschaft und Forsten, die nur verhältnismäßig selten, am ehesten auf Bezirksebene, für ihre Aufgaben zu begeistern war; *zweitens* als wissenschaftliche Forschungs- und Beratungstätigkeit, die um das sehr verdienstvolle Institut für Landes-

ter: Landschafts-)forschung und Naturschutz (ILN) mit Hauptsitz in Halle zentriert war, welches der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften angehörte und Pionierleistungen in der Forschung hervorgebracht hat; und *drittens* in Form der Aktivitäten einer großen Zahl ehrenamtlicher Naturschützer, unter ihnen die auf Vorschlag des ILN berufenen Naturschutzbeauftragten der Bezirke, Kreise und evtl. Gemeinden, die insgesamt die Hauptlast der Erkundungs-, Erhebungs-, Dokumentations-, Instandhaltungs- und Überwachungsaufgaben trugen, die mit dem Natur- und Umweltschutz verbunden sind. Den Schwerpunkt des Sammelbands bilden Berichte über Arbeit und Erfahrungen dieser ehrenamtlichen Naturschützer, die meist in der Gesellschaft für Natur und Umwelt des Kulturbundes organisiert waren, aus verschiedenen Fachgebieten und aus einer Reihe von Kleinräumen. (87-303) Ausführlich wird auch über die Tätigkeit des ILN und seiner Außenstellen und seiner Lehrstätte Müritzsee sowie über andere wissenschaftliche Vorhaben berichtet. (307-453) Über den staatlichen Naturschutz war wohl nicht sehr viel zu sagen, wobei das, was gesagt wird, sowohl Fälle bürokratischer Reibungsverluste als auch solche engagierter Leistungsfähigkeit in staatlichen Verwaltungen beleuchtet. (Z. B. Wegener, 407-424) Selbstverständlich werden auch Probleme mit der Staatssicherheit berichtet, die sogar so blöde war, die Bildung eines Arbeitskreises „Choriner Endmoränenbogen“ in der Gesellschaft für Natur und Umwelt, die durch einen gestandenen Antifaschisten initiiert worden

war, „durch geeignete operative Maßnahmen“ zu verhindern. (Gilsenbach, 543) Äußerst spannend zu lesen sind die Darstellungen zu den immer wieder unternommenen Versuchen, die Naturschutzstrategie der DDR, in deren Geschichte sich die Zahl der konservierenden Naturschutzgebiete immerhin von 150 auf 825 erhöhte, in Richtung auf einen umfassenden, landschaftspflegenden und –gestaltenden Naturschutz hin zu entwickeln, wozu das Landeskulturgesetz von 1970, das vom Prinzip bloß konservierenden Naturschutzes abrückte, immerhin Ansatzpunkte und Handhaben bot. (Behrens, 82; Auster, 491-495, 506-511) Das Gesetz ermöglichte auch die Einrichtung von „Landschaftsschutzgebieten von zentraler Bedeutung“, aber die Jahrzehnte lang verfolgten Bemühungen von Naturschützern um die Einrichtung von Großschutzgebieten des Typs Nationalpark hatten erst im dramatischen Endspurt der DDR-Natur- und Umweltschutzpolitik 1990 Erfolg. Damals gelang erstmals die Schaffung auch einer Reihe von Nationalparks – auf der Grundlage von Erfahrungen und Vorarbeiten von DDR-Bürger/inne/n und mit Hilfestellung des Bonner Umweltministeriums. (Gilsenbach, 533-546; Rösler, 547-560 und 561-595; Müller-Helmbrecht, 597-608 sowie der Schlußteil des Sammelbands)

Warum die Partei- und Staatsführung in der DDR bis 1989 sich die Schande antat, auf eine Ausweisung und Pflege groß angelegter Nationalparke für den Erhalt der Landschaft und der Mitlebewelt zu verzichten, so daß der Ruhm dafür Herrn Töpfer zufiel, ist keineswegs ganz klar – es gibt in die-

sem Sammelband dazu einen klugen Aufsatz von Markus Rösler (547-560). Natürlich kosten Naturschutzmaßnahmen, zumal dieses Umfangs, Arbeit und Sachmittel, und es war für den DDR-Staat offenbar viel leichter zu bewerkstelligen, ein Jagdhaus mitten im größten Naturschutzgebiet bereitzustellen und auszustatten, in dem Herr Stoph (offizielle Bezeichnung: „der hohe Gast“) seiner Jagdleidenschaft frönen konnte, als ein paar Arbeitsräume für den Naturschutz. Es war aber, worauf Rösler hinweist, auch die Ideologie der höchstmöglichen Nutzung der Fläche und somit möglichst auch ihrer Mehrfachnutzung, was davor zurückschrecken ließ, vorhandene große naturnahe Räume weitgehend der Natur selber zu überlassen. Nutzungen für die forstwirtschaftliche, die landwirtschaftliche und die Nahrungsgütererzeugung sowie für die Massenerholung gingen vor, ausgenommen „natürlich“ die Zwecke des Militärs, der Sonder-Staatsjagd und der Grenzsicherung. Daß alle diese Nutzungen, vor allem die produktiven und konsumtiven, über die Flächenbeanspruchung hinaus weitere zerstörerische Wirkungen zeitigten – von der Überdüngung und der Luft- und Gewässerverschmutzung bis zur Bodenzerstörung und der Zersiedlung der Landschaft – und sich in der Bedrohung oder Vernichtung pflanzlicher und tierlicher Arten und in der Belastung oder Schädigung der Gesundheit der Menschen auswirkten, ist aus der kapitalistischen Produktionsweise hinreichend bekannt, wurde aber in der sozialistischen aufgrund des herrschenden Produktions- und Technikfetischismus verschiedentlich

durchaus überboten. Das zeigt sich nicht zuletzt an der – im wesentlichen von einem für kompetent gehaltenen Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Gerhard Grünberg, initiierten – Intensivierung der Landwirtschaft seit Ende der 60er Jahre, in der zunehmend Riesenbetriebe der nunmehr getrennt betriebenen Tier- und Pflanzenproduktion das Landschaftsbild bestimmten. Der Naturschutz musste sich deshalb (auch) in der DDR in den wirtschaftlich genutzten Gebieten auf „Schadensbegrenzung“ (Illig u. a., 282) beschränken und konnte daher, „trotz hervorragender Naturschutzleistungen einzelner Persönlichkeiten auf allen Ebenen nur eine Art Flickenteppich schützenswerter Biotope erhalten“. (Wegener, 422) Gleichwohl gab es diese Erfolge, und in den Beiträgen zu diesem Band wird auch gelegentlich darauf hingewiesen, daß solche Erfolge nach der „Wende“ u. U. wieder zunichte gemacht wurden. (Z. B. Schlimme, 263-267; Wegener, 422) Jedoch war der Natur- und Umweltschutz in der DDR insgesamt in einer marginalen Position geblieben und viele seiner Schützlinge mussten dem Fortschritt der Gütererzeugung weichen, auch dann, wenn – was vielfach der Fall war – die ökonomische Kontraproduktivität produktions-technisch induzierter Devastationen bekannt war. Dass die Zerstörung natürlicher Grundlagen des Wirtschaftens teuer zu stehen kommen kann, liessen sich die Administratoren der politischen Ökonomie – letztlich: die politische Führung des Landes – jedenfalls von Fachleuten des Naturschutzes kaum beibringen, allenfalls in Einzelfällen, wenn das

Kind bereits in den Brunnen gefallen war. (Vgl. Hiekel, 354f; Klaafs, 330) Gab es denn keine anderen wissenschaftlichen Berater, die den Mitgliedern des Politbüros und des Ministerrats ein paar Grundweisheiten hätten beibringen können? Immerhin hatten Wirtschaftswissenschaftler ja eine Reproduktionstheorie entwickelt, in der die Substitution bzw. Regeneration eingesetzter Produktionselemente und der anzustrebende Nutzen gesellschaftlicher Produktion für Mensch und Natur in ökonomischen Kategorien gebührende Beachtung fanden – aber lediglich in ökonomischen Kategorien. Es wurde nicht verdeutlicht, daß die Reproduktion von menschlicher wie außermenschlicher Natur (einschließlich ihrer Beziehungsgeflechte) selber Voraussetzung jeglicher Produktion ist und ein produktives Moment enthält. Womöglich wurde ein Wissen davon einem seit den 70er Jahren dominierenden „westlichen“ Wohlstandsmodell geopfert. Und was machten die marxistisch-leninistischen Philosophen und Gesellschaftswissenschaftler? Mit wenigen Ausnahmen – unter anderen sind hier Horst Paucke, Hans Roos und Günther Streibel zu nennen – priesen sie die Meisterung der „wissenschaftlich-technischen Revolution“, ohne jenen von Karl Marx hervorgehobenen Prozess zwischen Mensch und Natur zu bedenken, in dem der Mensch Stoffwechsel und Energieumsätze mit der Natur handhabt, oder sie faselten von einer „Dialektik von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften“, in die keinerlei Widerspiegelung des geographisch-historischen Milieus einging, das Friedrich Engels immerhin

zur „Basis“ einer Gesellschaft gezählt hatte. Sie werden also die Kenntnisse und Bedenken der Gehörforscher und Weißstorchschützer jedenfalls belächelt haben, da diese sich doch – im Unterschied zu den höheren Einsichten dieser Philosophen und Gesellschaftswissenschaftler in die letzten Ursachen und die grundlegenden Gesetzmäßigkeiten „der Geschichte“ und die unbezweifelbaren Ziele von Gesellschaft und Politik – nur auf der Ebene des empirischen Bewußtseins befanden und sich zudem „nur“ mit der Natur und so mit einem Sein befassten, von dem das gesellschaftliche Sein der Menschen, auf das es vor allem ankommen sollte, angeblich wesentlich verschieden war. Sie waren die miserabelsten Politikberater, die man sich denken kann. War nicht der spätere Leiter der Staatlichen Plankommission, Gerhard Schürer, als junger Werkträger in einem Schnellkurs nicht nur in Betriebswirtschaftslehre und Planökonomie, sondern auch in Marxismus-Leninismus geschult worden? Eben, und damit sind wir wieder am Anfang. Zur DDR, dem an Ressourcen armen und ökologisch reichen Land, passte ihr Marxismus-Leninismus mit seinem Produktivkrafttick und seinem ökonomischen Formationswahn leider wie die Faust aufs Auge. Auch wenn sich der Leiter der Staatlichen Plankommission, ein kritischer Mensch, während seiner Amtstätigkeit von den tonangebenden Philosophen und Gesellschaftswissenschaftlern im Sinne ihres inzwischen fortgeschrittenen Marxismus-Leninismus hätte belehren lassen: Es hätte nicht genutzt, sondern geschadet. Wie Walter

Langhammer einmal richtig sagte: „Das Ländchen hat sich angestrengt, hat unter schlechten Bedingungen einiges geschaffen...“ (IMSF-AG Marx-Engels-Forschung, 9./10. Juni 1990) Aber seine politische Führung, die hehre Ziele verfolgte, hat sich keine Berater genommen, die klüger waren als sie selber.

Bleibt hinzuzufügen, daß das Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung, das diesen Band herausgegeben hat, ein Studienarchiv Umweltgeschichte unterhält, das mittlerweile an der Fachhochschule Neubrandenburg (Mecklenburg-Vorpommern) angesiedelt ist und das wichtige Bestände zur Rolle des Naturschutzes in Wirtschaft, Politik und Kultur der DDR und in der Nachwendzeit enthält, darunter seltene Zeitschriften, Briefwechsel von und mit Wissenschaftlern und neuerdings auch den Archivbestand der Zentralen Lehrstätte für Naturschutz Müritzhof der DDR. Für das Studium der Alltagsgeschichte dieses Landes, insbesondere der Geschichte der gesellschaftlich vermittelten Mensch-Natur-Beziehungen im real existierenden Sozialismus, enthält dieses Studienarchiv äußerst wichtige Quellen.

Karl Hermann Tjaden

Völkerrecht und Machtpolitik

Norman Paech und Gerhard Stuby, *Völkerrecht und Machtpolitik in den internationalen Beziehungen*, VSA-Verlag, Hamburg 2001, 979 S., 50,20 Euro

Vergleicht man dieses Opus magnum mit einer Standard-Einführung in das

Völkerrecht wie beispielsweise der von Otto Kimminich, so fällt auf, dass dieser 25 Seiten für die Historie des Völkerrechts benötigt, Paech und Stuby dagegen fast 300 Seiten. Die Verfasser wissen, dass sie damit von der gängigen Praxis abweichen und sie wissen auch zu begründen, weshalb: Die Kenntnis der Geschichte des Völkerrechts sei notwendig, weil sich der Fortschritt zum Völkerrecht in Stufen vollzieht, „an deren Beginn nackte Gewaltanwendung steht und die später in die mehr oder weniger offen betriebene Machtpolitik bis zum rechtlich gebändigten Vertragsverhältnis übergehen – immer wieder von atavistischen Rückfällen gebremst.“ Das Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit zweier Autoren mit politologischer und juristischer Kompetenz. In der heutigen arbeitsteiligen Wissenschaftslandschaft, deren Expertenwesen nicht notwendig zur Emanzipation beiträgt, mag eine solche Darstellung als weder politikwissenschaftlich noch juristisch empfunden werden. Jeder aufgeklärte Leser wird jedoch feststellen können, dass diese Arbeit ein Sowohl-als-auch, eine interdisziplinäre Verbindung politischer und völkerrechtlicher Fragestellungen ergibt. Abgesehen von dem Reiz einer zugespitzten Darstellung eines Teils der Universalgeschichte von Macht und Recht besitzt dieses Kompendium zugleich einen die Kritikfähigkeit fördernden Nachschlagewert. Wer sich beispielsweise genauer über Carl Schmitt und die Entwicklung des Völkerrechts im Nationalsozialismus informieren oder wer etwas über die völkerrechtlichen Folgen der Französischen Revolution erfahren möchte, das über gängige

Klischees hinausgeht, findet bei Paech und Stuby fundierte Darstellungen, die sonst kaum oder nur mühsam verfügbar sind.

Greifen wir einmal das Thema der Französischen Revolution in ihrer Beziehung zum Völkerrecht heraus. Im Gegenzug gegen die gewöhnliche Lesart, wonach der Französischen Revolution tendenziell nationale Destruktivität und internationale Wirkungslosigkeit nachgesagt wird, findet sich auf den Seiten 72 bis 76 und 246 bis 247 eine ausgezeichnete – man möchte fast sagen – revolutionäre Gegendarstellung. Nicht erst das 20. Jahrhundert hat, wie die gängigen, auch von Völkerrechtlern genährten Vorurteile lauten, das *ius ad bellum*, das Recht zum Angriffskrieg abgeschafft und das Selbstbestimmungsrecht der Völker formuliert. Beides sind vielmehr explizite Errungenschaften der Französischen Revolution. Diese Prinzipien wurden auch nicht durch die Annexionen von u.a. Belgien und gewissen Rheinstädten verletzt, da hier Mehrheitsbeschlüsse der betroffenen Bevölkerungen vorlagen. Sogar in der Frage der Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien siegten die fortschrittlichen Kräfte der Revolution 1794. Zudem waren die lateinamerikanischen Revolutionen des frühen 19. Jahrhunderts eine internationale Fernwirkung der Revolution in Frankreich. Folgen der Dekolonisation werden in dieser Darstellung ausführlich und differenziert behandelt.

Im Hinblick auf das Thema „Marx und das Völkerrecht“ läßt sich wegen fehlender Äußerungen von Marx nur

wenig sagen. Die Verfasser kommen daher zu dem Schluß: „Dort, wo sich Marx auf den ‚unerhörten Bruch des Völkerrechts, selbst wie es von den Juristen der alten Welt verstanden‘ wird, beruft, wie in der Darstellung des Verteidigungskampfes der Pariser Kommune in der Schrift ‚Der Bürgerkrieg in Frankreich‘ von 1871, verkennt er den Stand des damaligen Völkerrechts. Dies ließ nicht nur das *ius ad bellum* und andere Formen der Gewaltanwendung zu, sondern Repressionen im besetzten Land, die weitgehend im Ermessen des Eroberers standen.“ (195) Vielleicht hätte hier die Vermutung geäußert werden können, daß Marx damit an die beschriebene Abschaffung des *ius ad bellum* während der Revolution dachte?

Kommen wir nun zu dem schwierigsten, heikelsten Thema des Völkerrechts und jeder Völkerrechtsdarstellung: Wie läßt sich Völkerrecht begründen? Der uninformierte Laie, der vom Wort „Völker-Recht“ ausgeht, könnte die Ansicht vertreten, dass die Völker selbst den Grund für jene Normen abgeben, die die Beziehungen der Staaten untereinander regeln. Das wäre ein schweres Missverständnis. Die Verfasser weisen informativ darauf hin, dass „Völkerrecht [...] im strengen Sinn kein Recht der Völker, sondern der Staaten“ sei. Christian Thomasius habe 1707 den lateinischen Terminus „*ius gentium*“ zwar mit „Völkerrecht“ übersetzt, doch international gelten die englische beziehungsweise französische Version des *Public International Law* oder des *Droit international public*. (427) Geht man die verschiedenen Möglichkeiten von Völ-

kerrechtsbegründung durch, so ergeben sich fünf Ansätze: Macht, Historie, Verträge und Gewohnheitsrecht, existierende vorgeordnete Struktur einer Ordnung und Theorien der Emanzipation. Keiner dieser Ansätze ist unproblematisch. Ob es überhaupt eine hinreichende Begründung von Völkerrecht gibt, scheint zweifelhaft. Die Verfasser favorisieren einen bestimmten Begründungsweg, nämlich den des Konsenses: „Die ausdrückliche oder stillschweigende, im Handeln der Staaten zum Ausdruck kommende Vereinbarung ist letztlich der einzige Grund, der die Verbindlichkeit rechtlicher Verhaltensregeln herbeizuführen vermag.“ „Konsens“ bestehe „in der formalisierten Form der Vereinbarung oder auch in der übereinstimmenden Praxis der Staaten“. (430) Völkerrecht wird daher konsequent definiert als „Kooperationsrecht gleichberechtigter Subjekte“ und als „konsensgebundene Rechtsordnung einer demokratisch gestalteten und nicht hegemonial dominierten Staaten- und Konfliktordnung“ (871).

An dieser Stelle hätte man sich noch einen Hinweis darauf gewünscht, dass die Begründungsfrage eine Schnittstelle der Rechtswissenschaft zur Philosophie darstellt. Rechtswissenschaft, verstanden als normative Hermeneutik, neigt dazu, Faktisches und Normatives bei Rechtsbegründungsfragen zu vermischen. Dabei droht der Zirkel, wonach ein Grund für eine Rechtsannahme zugleich eine Rechtsannahme für die Wahl eines Grundes darstellt. Ein erster methodischer Gewinn entsteht, wenn Verfahrensformen als weiterer Begriff eingeführt werden. Verfahrens-

formen sind jedoch auch wiederum mehrdeutig, sie enthalten Kommunikationsbedingungen und sie enthalten Verfahrensresultate, sofern sie aus Verfahrensweisen hervorgehen. Die Verfasser scheinen mit „Konsens“ Kommunikationsbedingungen und mit „Vereinbarung“ Verfahrensresultate zu meinen.

Um den Stellenwert ihres Vorschlages zu würdigen, sei versucht, ihn genauer zu lokalisieren. *Erstens*: Geht man im Sinn des politischen Neorealismus davon aus, dass die Staaten als rationale, einzige Akteure gelten, die die strukturelle Anarchie der zwischenstaatlichen Beziehungen durch marktähnliche Interaktionen gestalten (so K. Waltz), so vermag Völkerrecht nichts zu sein als eine abhängige Variable im Macht- und Interessenspiel der nation-states. War Völkerrecht im traditionellen politischen Realismus eher Nichts, so wird es im Neorealismus etwas mehr als Nichts. Zumindest besteht hier die Möglichkeit eines methodischen Nihilismus, der an Habermas' Vorschlag der Rechtsentstehung anschließen könnte, wonach administrative Macht aus archaischer Gewalt über kommunikative Macht entsteht. *Zweitens*: Versucht man Völkerrecht aus der Historie zu begründen, so müsste man eine normative Historie schreiben, was auf ein Programm zur Faktenentstellung hinausläufe. *Drittens*: Versucht man Völkerrecht aus Recht (Verträge und Gewohnheitsrecht) zu begründen, so besteht das Risiko, dass unerwünschte Inhalte produktiv werden, Beispiel USA oder Israel: Hier könnte die Praxis von Präventivkrieg den Fortschritt des Völkerrechts, die Ab-

schaffung des ius ad bellum, destruieren oder dekonstituieren. (Die Verfasser weisen auf S. 563f. am Beispiel Israels nachdrücklich auf ähnliche Gefahren hin.) *Viertens*: Völkerrechtsbegründung aus einer existierenden vorgeordneten Struktur einer Ordnung: Darunter wäre eine vermutlich ewig währende Gesetzes-Ordnung zu verstehen, die in allen Normen des Public International Law zur Geltung kommt. Doch für diese metaphysische Annahme des Naturrechts benötigt man mehr als nur ein metaphysisches Bedürfnis, man benötigt dafür eine – nicht verfügbare – funktionierende Metaphysik. *Fünftens*: Theorien der Emanzipation: Darunter seien jene philosophischen Avantgarden und ihre Fortsetzer zu verstehen, die in der französischen Revolutionsphilosophie das Axiom der ambivalenten „perfectibilité“ unserer Gattung formulierten (Rousseau), die bei Marx die Wendung zur praktischen Beendigung von Entfremdung und Ausbeutung brachten und die im Pragmatismus von Peirce und James Wahrheit als Art des kollektiv zu erzeugenden Guten konzipierten. In diese Tradition reihen sich auch die Verfasser mit ihrer Betonung von Konsens und Vereinbarung ein. Auch sie vermag Völkerrecht nicht hinreichend zu begründen. Sie besitzt jedoch zwei Vorteile gegenüber dem methodischen Völkerrechtsnihilismus des Neorealismus: Sie verfestigt weder Macht- noch Rechtsstrukturen und sie bleibt gerechtigkeitsorientiert. Wenn wir kollektiv die Möglichkeit zur Schaffung optimierbarer sozialer Bedingungen besitzen und wahrnehmen, dann können wir auch über die Einzelstaaten

als Horizont für Recht und Macht hinausdenken. Utopie ergibt dabei insofern keinen Vorwurf, als die Abschaffung der Kolonien und des ius ad bellum noch im 19. Jahrhundert als utopischer Irrealis erschienen.

Liest man dieses Buch unter dem zuletzt erwähnten Gesichtspunkt, so zeigen sich erneut seine Stärken. So heißt es in dem besonders lesenswerten Schlußkapitel über die Zukunft des Völkerrechts: „Hat das erstmals in der Französischen Revolution formulierte Recht auf Selbstbestimmung über 150 Jahre gebraucht, um unter der UNO zu einem zwingenden Recht zu erstarken, so werden Konzepte wie das „common heritage of mankind“ oder der dritten Generation von Menschenrechten diesen Schritt nicht in einem Jahrzehnt durchmessen können.“ (863) Menschenrechte der dritten Generation: Dazu zählen die Verfasser das Recht auf Frieden und auf Entwicklung. Man sollte mit Jean Ziegler das Recht auf Nahrung hinzufügen. Jährlich sterben 37 Millionen Menschen an den Folgen des Hungers, während zugleich für alle 2700 Kalorien verfügbar wären und mit geschätzten 15, gezielt und geplant eingesetzten Milliarden Dollar könnte der Welthunger vermutlich behoben werden.

Die dritte Generation der Menschenrechte ist jedoch derzeit mehrfach gefährdet. Hinsichtlich des Rechtes auf Entwicklung weisen die Verfasser auf die Möglichkeit von Forderungen der ehemaligen Kolonien hin. Man darf ergänzen: Ein Recht auf Nahrung wäre mit der Deregulierung der Märkte unvereinbar. Und ein Recht auf Frieden wäre unvereinbar mit der

informellen, jedoch nachhaltigen Kriegserklärung der USA an den „internationalen Terrorismus“ nach dem 11. September 2001.

Dieses Buch versammelt Ernsthaftigkeit und Kompetenz. Es ist leserfreundlich, detailreich, dokumentiert die kontroverse Forschungslage und verliert nirgendwo die Zusammenhänge aus den Augen. Es zeigt auf jeder Seite ein Problembewusstsein im Hinblick auf die Bedrohung des Internationalen Rechts durch Ansprüche und Praktiken politischer Macht. Es sollte als ein Standardwerk größere Verbreitung finden, als Völkerrechtsdarstellungen üblicherweise beschieden ist.

Bernhard H.F. Taureck

HKWM Band 5

Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Eine Veröffentlichung des Berliner Instituts für Kritische Theorie (INKRIT). Band 5. Herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug. Argument Verlag, Hamburg 2001. 1384 Spalten

Die fünf vorliegenden Bände des „Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“ (HKWM) erfüllen fünf Funktionen. *Erstens* bemüht es sich um eine aktuelle internationale Standortbestimmung marxistischer Positionen, Einsichten und Diskussionen und versucht, so viel wie möglich marxistische bzw. Marxorientierte Zugänge und Marxismen zu bündeln und miteinander in einen Meinungsaustausch treten zu lassen.

Zweitens ist es ob seiner Professionalität ein Nachschlagewerk und eine

Orientierungshilfe und zugleich Herausforderung für alle Experten, die sich um das Verständnis des Lebenswerks von Karl Marx und Friedrich Engels in ihrer Zeit, in der Geschichte des marxistischen Denkens und in seinen breit gefächerten aktuellen Interpretationen bemühen. Es gehört daher in jede gute Bibliothek.

Drittens ist es so aufgebaut und größtenteils geschrieben, daß es sich nicht nur dem Experten erschließt, sondern jedem Marx-, Marxismus- und Sozialismus-gebildeten und -orientierten Leser als ein modernes Handbuch anspruchsvoller marxistischer Allgemeinbildung dienen kann.

Viertens erfüllt es den Anspruch intellektueller Unterhaltungsliteratur. Man kann die Bände aufschlagen, sich an beliebigen Stellen „festlesen“ und dabei mancherlei Wissenswertes und Unterhaltsames, nicht nur in strengen Begrifflichkeiten, erfahren.

Fünftens – und das keineswegs zuletzt – erfüllt es eine Kritikfunktion gegenüber dem marxistischen Denken in Geschichte und Gegenwart selbst, auch gegenüber den uns umgebenden gesellschaftlichen Realitäten. Mehr noch: es ist ein Stück intellektuell-politische „Gegenöffentlichkeit“.

Der vorliegende Band beginnt mit diesem das gesamte Projekt charakterisierenden Stichwort „Gegenöffentlichkeit“: „Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so daß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind.

Die herrschenden Gedanken sind weiter nichts als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse, ...“ heißt es bei Karl Marx und Friedrich Engels in der „Deutschen Ideologie“ 1845/46 (MEW 3/46). Das gilt heute, in den von vielfältigen Informationsmitteln – insbesondere Massenmedien – überfluteten und geprägten Gesellschaften um so mehr. Die zugleich im Umbruch sich befindenden Sozialstrukturen, die damit verbundenen Veränderungen in den Parteien- und Organisationsstrukturen, die im Gefolge des Zusammenbruchs des Staatssozialismus weltweit erfolgte Zurückdrängung und Schwächung gesellschaftlicher Alternativbewegungen sowie die Disqualifizierung und Kriminalisierung marxistischen und jeglichen sozialistischen Denkens – schufen national wie international veränderte Bedingungen und Schwierigkeiten für „Gegenöffentlichkeiten“. Und dennoch gibt es sie. Das HKWM ist selbst ein aus diesen neuen Voraussetzungen hervorgegangenes und wachsendes intellektuell-politisches Element gegenwärtiger und künftiger antikapitalistischer Gegenöffentlichkeit. Der jüngste Band mit seinen 117 Stichworten und Begriffen zu den Buchstaben G und H – von „Gegenöffentlichkeit“ bis „Hegemonialapparat“ – beweist, daß sich das internationale Projekt etabliert hat und zwar mühevoll, aber kontinuierlich vorankommt.

Der fünfte Band vereinigt neben genuin Marx'schen Stichworten (z. B. Gesamtarbeiter, gesellschaftlich notwendige Arbeit, general intellect), allgemein theoretische Begriffe (z. B. Gesellschaft, Gerechtigkeit, Gesell-

schaftsformation), sowie philosophische (Grundfrage der Philosophie, Hegelianismus, Geisteswissenschaft), politökonomische (gerechter Lohn, Grundeigentum, Handelskapital), feministische (Gender mainstreaming, Geschlechtsdemokratie, Hausfrau), ökologische Stichworte (Grenzen des Wachstums, Grüner New Deal, Grüne Revolution), politisch-soziologische (Gleichheit, Gemeinschaft, Gemeinwesenarbeit), rechtstheoretische (Gesellschaftsvertrag, Gewaltenteilung, Grundrechte), psychologische (Genuß, Glück, Handlung), kritisch-theologische (biblische Gerechtigkeit, Glauben, Gott) u. a.

Selbstverständlich erfaßt er auch Erfahrungen und Kampfformen der Arbeiterbewegung (Gewerkschaften, Generalstreik, Genossenschaften), konzeptionell-politische Richtungen (Gramscianismus, Guevarismus, Gorbatschowismus), spezifische Erfahrungen der staatssozialistischen Entwicklungen (gesellschaftliche Gerichte, Glasnost, Gulag) und jüngste aktuelle Entwicklungen von „Globalisierungskritik“ bis „Hacker“, wobei schon unter Einbeziehung der Ereignisse und Folgen des 11. September 2001 – dem Artikel über „Gewalt“ des Franzosen Etienne Balibar ein zentraler Stellenwert zukommt.

Wie in den vorangegangenen Bänden haben auch bei diesem Wolfgang Fritz Haug (Geist, Geistesgeschichte, general intellect, Genesis, Gewohnheit, Gleichgültigkeit, Grenzen der Dialektik, Grund-, Haupt-, Nebenwiderspruch) und Frigga Haug (Gesamtarbeit, Gesamtarbeiter, Geschlechterverhältnisse, geschlechtsegalitäre Gesellschaften, gesell-

schaftlich notwendige Arbeit / Arbeitszeit, Hausfrau, Hausfrauisierung) die größte Anzahl von Artikeln verfaßt. Frigga Haug kommt dabei das Verdienst zu, in den Bänden 4 und 5 zugleich ein kleines Kompendium feministischer Stichworte organisiert zu haben (Buchstabe F mit: Frauen, Frauenbewegung bis Feminismus).

Zur Darlegung unterschiedlicher oder sich ergänzender Positionen werden auch in diesem Band Artikel von mehreren Autoren zu gleichen Stichworten angeboten (u. a. Generallinie, Genossenschaft, gerechter Lohn, germanische Gemeinde, Geschlecht, Gesellschaft, gesund / krank, Gewissen, Grenzen des Wachstums, Handlungsfähigkeit, Hegemonialapparat). Dabei tritt ein notwendiger Diskussionsbedarf bei miteinander kommunizierenden Stichworten durch verschiedene Autoren zutage (z. B. Geschichte – Geschichtsphilosophie – Geschichtsgesetze; Gesellschaft – Gesellschaftsformation, Gesellschaftstheorie).

Bei aller gründlichen Diskussion und aufwendigen Redaktion sind – wie immer bei derartigen komplexen Projekten – Qualitätsunterschiede unvermeidlich. Doch wie bereits bei den früheren Bänden gehören z. B. die Artikel von Hermann Klenner mit zu den lesenswertesten. Angesichts der Vielzahl aktueller politischer und publizistischer Gerechtigkeits-Phaseleien möchte man allen Autoren und Rednern seine entsprechenden Wörterbuch-Artikel über „Gerechtigkeit“ und „Gesellschaftsvertrag“ als Pflichtlektüre empfehlen. Und sein Artikel über „Gesellschaftsvertrag“ und „Gewohnheitsrecht“ wären we-

gen ihrer historischen Herleitung, begrifflichen Stringenz und geschliffenen Argumentation gleich mitzuliefern. Auch Wolfgang Küttlers Artikel „Gesellschaftsformation“ ist angesichts der aktuellen Inflation gesellschaftstypologischer Bezeichnungen für die wissenschaftliche Diskussion und politische Bildung zu empfehlen.

Interessant ist es auch, wie es verschiedene Autoren verstehen, uns anhand eines Stichworts weniger bekannte Autoren nahe zu bringen. M. E. gelingt dies dem Österreicher Fritz Keller anhand des Stichworts „Hedonismus“ mit dem in der marxistischen Traditionslinie unzureichend erschlossenen Marx-Schwiegersohn Paul Lafargue. Manche der Kollontai'schen Emanzipations-Auffassungen sind unleugbar mit dem Hedonismus Lafargues verbunden. Der Architekturhistoriker Bruno Flierl schreibt im Artikel über das „Haus“ über den eigenständigen DDR-Marxisten Lothar Kühne, dessen Arbeiten zwar zu einem großen Teil in der DDR in einem kleinen exzellenten Dresdner Verlag erschienen, aber außerhalb der offiziellen Lehrmeinungen nur von einer kleinen Minderheit beachtet wurden. B. Flierl holt ihn uns in die Gegenwart zurück. Um noch einen letzten beispielhaften Artikel wiederum anderer Art aufzuführen, sei der von Volkmar Schöneburg über „gesellschaftliche Gerichte“ genannt. Beispielhaft deshalb, weil man sich derart grundsätzlich und differenziert, Anspruch und Wirklichkeit abwägend, wieder aufzugreifendes Erbe zu benennen – ohne ihre Defizite und Fehlleistungen auszusparen – für alle DDR-analytischen Artikel und Passagen wünscht.

Gerade beim DDR- und osteuropäischen Erbe – wahrscheinlich weil ich das am sachkundigsten beurteilen kann – fallen mir, wie schon bei früheren Bänden, außerordentlich ärgerliche Defizite auf. Daß sowohl bei „Gemeinschaft“ wie „Genossenschaften“ die sehr vielgestaltigen Sozialerfahrungen in der DDR unberücksichtigt bleiben, ist ein gravierender Mangel. Das Weiterwirken des nach wie vor besonders bemerkten Gemeinschaftsdenkens und -handelns in Ostdeutschland und der Genossenschaftsidee in der ostdeutschen Landwirtschaft sollte zu Denken geben, und das es sich dabei nicht allein um Propaganda, Ideologie und administrative Gewalt gehandelt haben kann. Namentlich für „Gemeinschaft“ und „Genossenschaften“ wünschte man sich zum DDR-Anteil Analysen wie die über „gesellschaftliche Gerichte“. Aber auch bei den zu behandelnden Theoriediskussionen gibt es für die DDR bedauerliche Leerstellen. Die Hegel-Diskussion Anfang der 50er Jahre ist hier zu nennen. Die von Ruggard O. Gropp losgetretene Hegel-Debatte, an der sich u. a. Ernst Bloch, Georg Lukacs, Fritz Behrens, Auguste Cornu und Wolfgang Harich beteiligten, wird weder von dem Stichwort „Hegelianismus“, noch bei „Hegel-Kritik“ analysiert. Ernst Bloch findet bei beiden Stichworten nicht einmal Erwähnung.

Wir haben es hier mit einem schon bei den früheren Bänden erörterten Tatbestand zu tun, daß der Marxismus im sowjetischen wissenschaftspolitischen Einzugsbereich nicht differenziert genug einbezogen bzw. diskutiert wird. Allerdings – und auch das ist schon mehrfach erörtert – verlangt dies eine

stärkere aktive Teilnahme von Autoren mit dem konkreten Erfahrungsschatz aus der DDR und Osteuropa insgesamt. Das „Wie“ dieser stärkeren Einbeziehung ist aber schon ein nächstes Problem!

Doch in jedem Fall läßt sich nach fünf Bänden resümierend feststellen:

Erstens: Das HKWM ist neben der weitergeführten Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) das zur Zeit international bedeutungsvollste Projekt zur Geschichte und aktuellen Diskussion marxistischen Denkens. Mehr als 800 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus fünf Kontinenten sind daran beteiligt und ermöglichen auf diese Weise die Einbeziehung verschiedenartiger Zugänge zum Marx'schen Originalwerk, zu unterschiedlichen marxistischen Denk- und Theorie-Traditionen, Arbeiter- und anderen Emanzipations-Bewegungen, Erfahrungsschätzen gesellschaftlicher und politischer Gestaltung und aktuellen Prozessen und Erscheinungen.

Die 103 Autoren des fünften Bandes kommen zwar mehrheitlich aus Deutschland (West : Ost = 4 : 1), aber auch aus anderen westeuropäischen Ländern (Belgien, Dänemark, Frankreich, Finnland, Griechenland, Großbritannien, Italien, Niederlande, Österreich, Portugal, Schweiz, Türkei), aus Amerika (USA, Kanada, Kuba, Mexiko), Asien (China, Indien), Australien und aus Osteuropa allein der Russe Boris Kagarlitzkij. So beeindruckend das geographische und damit gesellschaftspolitische Spektrum ihrer Herkunft ist, so verweisen sie zugleich auf die noch vorhandenen Erfahrungsdefizite (Afrika, Lateinamerika, Asien und besonders das „Mar-

xismus-erfahrene“ Osteuropa), wobei in den anderen Bänden die eine oder andere Region durchaus schon stärker vertreten war.

Zweitens: Es gehört zu den nicht hoch genug zu bewertenden Vorzügen – wenngleich auch damit verbundenen Schwierigkeiten – des Gesamtprojekts, verschiedene marxistische Zugänge einzubeziehen.

Die west- und osteuropäischen Traditionslinien des Marxismus, die von sozialdemokratischen, kommunistischen, parteiunabhängigen, christlichen, ökologischen, feministischen, Dritte-Welt-Prägungen bestimmten Marxismus-Positionen sowie die Generations-Unterschiede mit ihren verschiedenartigen intellektuell-politischen Sozialisationen werden auf eine bisher einmalige Art in einem kritisch-selbstkritischen Diskussionszusammenhang vorgestellt. Allein im fünften Band reicht die Spannweite der Autoren vom Geburtsjahrgang 1916 (Theodor Bergmann) bis 1974 (Alexis Petroli, Tilman Reitz). Begonnen wurde dies bereits wenige Jahre nach der historisch größten Niederlage der sozialistischen Bewegung 1989/91, als das Triumphgeschrei „Marx ist tot“ allerorten kritisch-wissenschaftliche Analysen übertönte und keine öffentliche Einrichtung sich bereit fand, dieses wissenschaftlich anspruchsvolle internationale Vorhaben materiell zu fördern.

Drittens: Es ist nicht nur ein intellektuell und politisch anspruchsvolles, sondern zugleich ein zutiefst solidarisches Projekt. Seine Initiatoren Wolfgang Fritz und Frigga Haug, das unter Beteiligung von Georg Knepler, Morus Makard, Ute Osterkamp

und Thomas Weber zur Realisierung gegründete ehrenamtliche „Institut für Kritische Theorie“ (INKRIT), die weltweite Gewinnung von bisher mehr als 800 ohne Honorar arbeitenden Autoren, die jährlichen INKRIT-Tagungen und monatliche Wörterbuch-Werkstatt, die an der Redaktion, Koordination und lektoratsmäßigen Bearbeitung Beteiligten (Übersetzer, Korrektoren u. ä) bilden ein aufeinander abgestimmtes freiwilliges Netzwerk. Inzwischen unterstützen die Freie Universität Berlin und die Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik das Projekt mit ihrer Infrastruktur und die „Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin“, das „Centrum für Marxistiska Samhällsstudier“ Stockholm, die „Volksstimme“ Wien und „Espaces Marx“ Paris beteiligen sich an den Druckkosten.

Seit der Veröffentlichung des vierten Bandes ziert eine Sponsorenliste mit den Namen derer, die eine oder mehrere Seiten des Bandes finanzierten, den Anfang des Buches. Zu den mehr als 200 Sponsoren des fünften Bandes gehören zahlreiche Autoren und aktiv Beteiligte. Schon jetzt ist die Überweisung derartiger steuerlich absetzbarer Beträge zur Finanzierung einzelner Seiten für den in Arbeit befindlichen sechsten Bandes an den Schatzmeister von INKRIT; Morus Markard, möglich und dringend erwünscht.

Helmut Steiner

Wessen Körper ist der Körper – wessen Welt ist die Welt?

Giorgio Agamben, Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Suhrkamp, Frankfurt/Main 2002, 224 Seiten, 10 Euro. (zit. als HS); Giorgio Agamben, Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik, diaphanes, Freiburg, 152 Seiten, 14,80 Euro. (zit. als MoZ)

Die philosophisch-politischen Lager haben sich formiert: Giorgio Agamben hat sie säuberlich gespalten in begeisterte Konservative und empörte Liberale. Allzu häufig haben sich in Deutschland diese Lager in der Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus verhärtet und jenen dabei eigentlich nicht recht verstanden. Nicht zuletzt Habermas' historischer Schachzug, die Liberalismuskritik des Poststrukturalismus als neokonservativ zu denunzieren, um damit die Linke für den philosophischen (und damit letztlich auch: politischen) Liberalismus zu gewinnen, wirkt in dieser falschen Alternative von Liberalismus und Konservatismus nach.

Anderes als ein Drahtseilakt kann eine Rezeption nicht sein, die sich diesen Alternativen verwehrt. Ein bisschen Feingefühl für die politischen Impulse des Autors mag dabei helfen. Freilich gibt Agamben mit der Orientierung an Martin Heidegger und Carl Schmitt Hinweise, die Suche nach seinen politischen Impulsen in die Irre führen könnten. Sie müssen es nicht. Der französische Philosoph Luc Ferry hat den Satz geprägt, dass Martin Heidegger nach dem Niedergang des Marxismus der letzte Philosoph der politischen Linken sei.

Mit etwas Phantasie ließe sich das Gleiche von Carl Schmitt sagen, sofern man bereit ist, von dessen ethno-zistischen und bellizistischen Verirrungen abzusehen.

Agamben steht mitten in einem theoriepolitischen Feld, dessen Existenz nicht nur vom deutschen Feuilleton hartnäckig geleugnet wird. Postmarxistisch lässt sich sein Projekt nennen, und postmarxistisch sind auch die meisten seiner zeitgenössischen Referenzen: Jean-Luc Nancy, Alain Badiou und Toni Negri kommen in „homo sacer“ zu Ehren – ein theoriepolitisches Feld, das zugleich *noch* und *nicht mehr* marxistisch ist, das die politische Linke philosophisch beerbt, ohne sich jedoch von ihren Monstern signifikanten verschlucken zu lassen.

Das ganze Projekt Agambens betreibt eine Verteuerung der politischen Philosophie, die aus den politischen Antinomien der Moderne nicht mehr durch einfache Formalisierung ausbrechen kann. So ist sein Projekt zunächst eine Kritik der politischen Philosophie des Liberalismus in deren Abstraktion von den materialen Lebensbedingungen. Dass derartige Abstraktion in einer Zeit, in der die Politisierung des elementaren Lebens zugleich vor aller Augen steht, zunehmend absurd wird, lässt sich mit gewissem Recht behaupten. Mit dem biopolitischen Paradigma der Moderne – so Agamben – sei das Leben sogar vollständig politisch geworden. Die Stichworte: Gen-Technik, Euthanasie etc. sind auch vom Feuilleton dankbar aufgegriffen worden.

Agambens Grundthese, dass ausge-rechnet das Konzentrationslager die

versteckte Matrix des biopolitischen Paradigmas sei, ist vorderhand weder leicht zu schlucken noch überhaupt zu verstehen. Aber essayistische Übertreibung verdient dialektische Entschärfung – auch im Falle von „homo sacer“. Nicht nur das verbindet Agambens oeuvre mit der „Dialektik der Aufklärung“, mit der er auch den kantigen Sprachgestus und den exkur-sorischen Umgang mit philosophischen und kulturellen Traditionen teilt.

Als Theorie des Politischen ist „homo sacer“ zunächst eine Studie zum Begriff der Souveränität und zu den definitiven und exklusiven Gewaltakten, die sich mit ihm verbinden. Agamben identifiziert den Souverän im Sinne Carl Schmitts als denjenigen, der über den Ausnahmezustand entscheidet und damit die Bestimmung von Innen und Außen festlegt. Außen, im Sinne der abendländischen Trennung von Politik und Leben, steht dabei zunächst das „nackte Leben“, die bloß leibliche Existenz. Sie lässt sich jedoch nicht substantiell, sondern eben nur souverän bestimmen. Agamben schreibt: „Die Produktion des nackten Lebens ist [...] die ursprüngliche Leistung der Souveränität.“ (HS 93)

Mit Jean-Luc Nancy beschreibt Agamben eine „Bann“-Beziehung zwischen dem nackten Leben und der Entscheidung des Souveräns. Es steht *unter dem Bann*, im Sinne von: unter der definitiven und Befehlsgewalt, und ist zugleich aus dem politischen Feld *verbannt*. Es bildet die Ausnahme des Politischen. Die Logik der Ausnahme nun, durch die das nackte Leben in das politische Feld

* Bankverbindung: INKRIT, Konto No. 1735768400 bei der SEB, Berlin, BLZ 10010111, (pro Seite 75 EUR).

eingegliedert wird, ist für Agamben die eines versteckten Zentrums - die Ausnahme nur das immanente Andere der Regel. Wie das nicht repräsentierbare Singuläre in der Philosophie Alain Badiou's sei sie nur dadurch eingeschlossen, dass sie ausgeschlossen ist. Oder, mit Carl Schmitt gesprochen: „die Einnahme des Außen heißt Ausnahme.“

Das rechtlose, weil außerhalb des Rechts stehende, „nackte Leben“ bleibe als solches auch schutzlos und ist im besagten Ausnahmefall quälbares und vor allem tötbares bloßes Leben unter dem Blick des Souveräns. So öffnen sich an der Grenze zum scheinbar entpolitisierten nackten Leben die Pforten zum Konzentrationslager, weil die souveräne Konstruktion des Politischen den Ausnahmefall „nackten Lebens“ zur logischen Voraussetzung hat und ihn zugleich als Grenzfall mit sich führt. Der Flüchtling im Abschiebegefängnis und das nackte, entrechtete Leben des Lagerinsassen, die sich jenseits der politisch-rechtlichen Festlegungen bewegen, sind die Allegorien solch „nackten Lebens“, die Agamben's Essays den nötigen Nachdruck verleihen.

In der modernen Biopolitik werde der Ausnahmezustand zum Regelfall der Politik und das „nackte Leben“ vollständig politisch. Traditionelle und vor allem liberalistische Kategorien des Politischen, die Politik in einer öffentlichen Sphäre, jenseits des „nackten Lebens“ beginnen lassen, werden damit aus den Angeln gehoben. Insofern schreibt Agamben die Geschichte ihres Scheiterns - von der antiken Trennung von *zoé* (kreatürliches Leben) bis hin und *bios* (ge-

meinschaftliches Leben) bis hin zur bürgerlichen Unterscheidung von *homme* und *citoyen*, die Marx-Lesern aus dem Aufsatz „Zur Judenfrage“ wohl vertraut sein sollte.

Agamben's Kritik und seine Ansätze einer politischen Theorie sind der Marx'schen Kritik strukturell nicht unähnlich, wenn sie etwa zeigen, wie die Dislokation von nacktem Leben dessen politische Hypostase zur Folge hat, insofern jene Ausgrenzung und Tabuierung im politischen Feld zugleich in der (bio-)politischen Praxis unterlaufen wird. Exklusion und Inklusion, Regel und Ausnahme greifen auch bei Agamben ineinander und lassen die Fassade über dem verborgenen Grund des Politischen zur Ideologie werden. Zuletzt bleibt vor diesem Hintergrund auch kein Platz für die gemüthliche Antithese von Liberalismus und Totalitarismus. Das Konzentrationslager sei das „biopolitische Paradigma der Moderne“, gerade weil die traditionellen politischen Kategorien den Blick vor der Politizität des „nackten Lebens“ verschließen. Die heute populäre Trennung von Humanitärem und Politischem schreibe diese Geschichte fort.

Die schillernde Stellung des „nackten Lebens“ illustriert Agamben mit der antiken Rechtskategorie des „*homo sacer*“. Er kann, so der *refrain*, getötet aber nicht geopfert werden. Seine Ermordung eignet sich nicht zum rituellen Opfer, weil er sich jenseits des Feldes politischer Thematisierung und Valorisierung befindet. Daher ist er zugleich auch rechtlos, kann straflos getötet und gequält werden. Mit dieser Akzentuierung geht Agamben nicht zuletzt

gegen die Rationalisierung des nationalsozialistischen Massenmords als „Holocaust“ an, der ja buchstäblich und etymologisch nichts anderes als ein Opferritual bezeichnet. „Die Dimension,“ schreibt Agamben, „in der die Vernichtung stattgefunden hat, ist weder die Religion, noch das Recht, sondern die Biopolitik.“ (HS 124) Und erst die Schärfung der politischen Aufmerksamkeit auf die Politisierung des nackten Lebens im Zeitalter der Biopolitik lässt das hervortreten. Es ist nicht das geringste Verdienst von Agamben, darauf hinzuweisen.

Ein weiteres Kernelement seiner Bestimmung der Souveränität betrifft die Beziehung von Gewalt und Recht, von materialer politischer Energie bzw. der historischen Gewalt politischer Kräfte und bloßer juristischer Form. Toni Negri hat darauf hingewiesen, dass die konstituierende Gewalt sich auf keinerlei Form der konstituierten beschränken lässt. Für Agamben bildet die Entscheidungsmacht des Souveräns das Scharnier zwischen Gewalt und Recht. Anhand des Souveränitätsbegriffs ist er um eine Reformulierung des Rechts bemüht, die der Dialektik von Form und Inhalt Rechnung trägt, um einem Umschlag von formalem Recht in Willkür entgegendenken zu können. Mit Hinweis auf den Bauern in Kafkas „Vor dem Gesetz“ skizziert er die Orientierungslosigkeit, die aus juristischer „Geltung ohne Bedeutung“ folgt. Auch hier spricht Agamben von Bann, allerdings von Bann im Sinne eines Gebannt-Seins durch Verlassenheit (*être abandonné*) von konkreten Gesetzesdispositionen. Eine Überpräsenz des Formalen -

Agamben argumentiert hier strukturell etwa im Sinne dessen, was Heidegger „Seinsverlassenheit“ nannte - wird sinnlos und unberechenbar. „Eine reine Gesetzesform ist lediglich die leere Form der Beziehung; doch die leere Form der Beziehung ist kein Gesetz mehr, sondern bezeichnet die Zone der Unentscheidbarkeit zwischen Gesetz und Leben, ein Ausnahmezustand.“ (HS 70) Und da der Souverän die flottierende Grenze zwischen Gesetz und Leben fixiere, gelte es, die Spur der Gewalt im formalen Recht zu denken, um das Ausgeliefertsein an das Gesetz, Verlassenheit und Bann zu überschreiten. In „Mittel ohne Zweck“ geht diese kritische Analyse zusammen mit der Ortsbestimmung der Polizei, die als Instrument der Souveränität immer an der Schwelle zum Ausnahmezustand, im Grenzbereich von Gewalt und Recht operiere.

Mit der Erinnerung an die materialen Voraussetzungen des formalen Rechts verweist Agamben insgeheim auf Fragen der Hegemonie, insofern er an lebendige politische Kräfte und damit die sozialen Akteure politischer Gewalt als Funktionsbedingung des formalen Rechts erinnert. Überhaupt lassen sich von Agamben's Theorie leicht Anschlüsse zur zeitgenössischen Hegemonietheorie finden. Das historisch kontingente Feld des Politischen wird hinsichtlich seiner historischen Bestimmungen befragt, und es wird aufgezeigt, in welcher Form die Begriffsmacht des Souveräns zu materieller Gewalt wird. Und, insofern die Trennung von *politisch* und *nicht politisch* der ursprüngliche Akt der Hegemonie ist, - die Politik ist, wie es bei ihm heißt,

„buchstäblich die Entscheidung über das Unpolitische“ (HS 182) – dreht Agamben die Erfahrungen des biopolitischen Zeitalters gegen die hegemonialen Formen des Politischen. Immerhin geht es ihm darum, der Entwicklung des Staates zum „Kapital-Parlamentarismus“ (Badiou) nicht das letzte Wort zu überlassen.

Das betrifft nicht nur die Bestimmung des „nackten Lebens“, sondern auch die des Kollektivs überhaupt. In einem Lehrbeispiel postmarxistischer Theoriebildung diskutiert Agamben den Begriff des Volkes, indem er an die Unhintergebarkeit der Konfliktualität in dessen Bestimmung erinnert. Biopolitische Konstruktionen eines „Volkskörpers“ erzeugen immer und notwendig auch Freaks und Außenseiter und die Nation ist immer durch soziale Klassen zerrissen. Kritischer Sinn des Marxismus war nicht zuletzt, mit Blick auf Klassegegensätze der Benennung von politischer Homogenität zu misstrauen. Agamben steht in dieser Tradition, ohne zugleich neue homogene Einheiten zu postulieren. Kein Kollektiv, kein Volk sei denkbar ohne die Erzeugung eines immanenten Anderen und damit ohne die Fortschreibung einer Zerrissenheit und eines politischen Konfliktes. Gerade die Bestimmung von Kollektiven eröffnet das Feld des Politischen als agonales. Das Volk bleibt zerrissen. Und nur die Perspektive einer Gemeinschaft von staatlich „Unrepräsentierbarem“ weise über diesen „Bürgerkrieg“ hinaus.

Agambens emanzipatorische Perspektive, die sich der heimlichen Beziehung der politischen Spaltung des

Menschen durch den Akt der Souveränität mit seiner Entrechtung im Ausnahmezustand des Lagers widersetzt, ist jedoch vor allem in „Mittel ohne Zweck“ versteckt. Sein Projekt ist insgesamt, wie darin deutlich wird, ein Plädoyer für eine Politik, die dem Menschen auf den Leib geschrieben steht, die hinter die Teilung in qualifiziertes politisches Leben und bloßes Leben, die die Grundlage der Souveränität bildet, zurückgeht. Agamben ist es um eine nicht-staatliche Politik zu tun, eine Konkretion des Politischen, die auch dessen Wiederaneignung erst ermöglichen würde. „Ein politisches Leben [...] ist allein ausgehend von der Emanzipation von dieser Spaltung, von der unwiderruflichen Abwendung von jeder Souveränität denkbar.“ (MoZ 17) „Politik als Lebens-Form“ ist das Motto, das die Erfahrungen des biopolitischen Zeitalters in den Akt bewusster Inbesitznahme der eigenen politischen und biologischen Existenz umzudrehen sucht. Politik müsse Lebens-Form werden, um den Grund der souveränen Macht zu unterlaufen. Auf die „Unterschiedslosigkeit“, heißt es dort, „von Öffentlichem und Privatem, von biologischem und politischen Körper, von *zoé* und *bios* würde ich aus keinem Grund verzichten wollen. [...] Nur eine Politik, die von diesem Bewusstsein ihren Ausgang nimmt, kann mich etwas angehen.“ (MoZ 129)

In Anlehnung an den französischen Situationisten Guy Debord, dessen Andenken „Mittel ohne Zweck“ gewidmet ist, konstatiert er für die gegenwärtige „Gesellschaft des Spektakels“ die Enteignung des menschli-

chen Ausdrucksvermögens, die Enteignung von Sprache und Kommunikation. Agamben hält mit Debord fest, „dass der Kapitalismus [...] nicht nur auf die Enteignung der produktiven Tätigkeit ausgerichtet war, sondern auch und vor allem auf die Entfremdung der Sprache selbst, der kommunikativen Natur des Menschen.“ (MoZ 93) Im Zusammenhang seiner eigenen politischen Theorie verweist diese Diagnose der Enteignung der Kommunikation auf souveräne Konstitution der Politik, die ein qualifiziertes gesellschaftliches Leben abstrahiert. Die Abstraktion des politischen Lebens erscheint als Enteignung des öffentlichen Ausdrucks und damit auch als Enteignung von Sprache und Kommunikation: Sprache wird zur Sprache des Spektakels und subversiver Ausdruck disqualifiziert. Dem hält „Mittel ohne Zweck“ eine performative Politik der Geste entgegen. Eine Politik der Geste, die Performanz der praktischen Einheit von Körper, Denken und Lebens-Form, wird als Ausweg aus der repressiven Konstitution der qualifizierten politischen Form gewiesen. Sie sei „reine Praxis“ (MoZ 78). Die Einheit von Leben und politischer Form in der politischen Lebensform dreht sich ihrer eigenen biopolitischen Spaltung entgegen und aus der Konstitution durch die souveräne Macht heraus: Sie ist sub-versiv.

Agambens sperriges Projekt einer politischen Philosophie überzeugt durch seine umfassende politisch-philosophische Perspektive und die eigensinnige Aneignung von Theoriesträngen, die gerade weil sie wehtun, den Nerv treffen. Theoriepolitisch ist Agamben ein Fuchs, der li-

stig kombiniert, was unabgegolten ist und Ressourcen der Mobilisierung bereithält. Er wird gelesen werden und gelesen werden müssen, weil man, wie er selbst mit Blick auf Guy Debord formuliert, „seine Bücher als Manuale oder Werkzeuge für den Widerstand oder den Exodus gebrauchen [kann].“ (MoZ 73) Seine Analysen bieten für eine postmarxistische Kritik des Staates und für linke Einmischungen sowohl in geschichts- und gesundheitspolitische Debatten wichtige Hinweise und stellen wohl den interessantesten Versuch einer Reformulierung Foucaultscher Ideen zur Biopolitik dar. Und das Programm einer „kommenden Politik“, die über die politischen Realabstraktionen hinausgreift und *uns angeht*, kann für die Mobilisierung politischer Gegenkräfte kaum wichtig genug genommen werden.

Johan Frederik Hartle
politischer Gegenkräfte kaum wichtig genug genommen werden.

Johan Frederik Hartle

Autorinnen und Autoren

- Dr. Friedrich-Martin Balzer** – Marburg, Zeithistoriker, Studiendirektor i.P.i.R.
Bernd Belina – Bremen, Dipl.-Geograph, wiss. Mitarbeiter an der Universität Bremen
Fausto Bertinotti – Rom, Vorsitzender des Partito Rifondazione Comunista
Prof. Dr. Gretchen Binus – Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin
Prof. Dr. Christoph Butterwegge – Köln, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer
Christian Christen – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Publizist
Kai Eicker-Wolf – Marburg, Politikwissenschaftler
Prof. Dr. Ludwig Elm – Jena, Historiker, Hochschullehrer
Prof. Dr. Wolfgang Förster – Berlin, Philosophiehistoriker
Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/Main, Wirtschaftswissenschaftler
Martin Hantke – Berlin, Politikwissenschaftler, wiss. Mitarbeiter im PDS-Europabüro
Johan Frederik Hartle – Köln, Doktorand der Philosophie
Dr. Hans G Helms – Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker
René Karpantschov – Kopenhagen, Soziologe
Dirk Krüger – Köln, Politikwissenschaftler, Journalist
Prof. Dr. Reinhard Kühnl – Marburg, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer
Prof. Dr. Hans Luft – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler
Herbert Münchow – Leipzig, Dipl.-Philosoph
Prof. Dr. Ekkehard Lieberam – Leipzig, Politikwissenschaftler
Tobias Pflüger – Tübingen, Sozialwissenschaftler, Informationsstelle Militarisierung
Victor Rego Diaz – Hamburg, Dipl.-Sozialökonom, Doktorand, Dozent an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik
Dr. Arnold Schölzel – Berlin, Philosoph, Chefredakteur der „Jungen Welt“
Guido Speckmann – Marburg, Politikwissenschaftler
Dr. Robert Steigerwald – Eschborn/Ts., Philosoph, Mitherausgeber der Marxistischen Blätter
Prof. Dr. Helmut Steiner – Berlin, Soziologe
Dr. Peter Strutynski – Kassel, Sozialwissenschaftler, Mitglied des Bundesausschusses Friedensratschlag
Prof. Dr. Bernhard H. F. Taureck – Braunschweig, Philosoph, Hochschullehrer an der TU Braunschweig
Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden – Kassel, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer
Dr. Karl Unger – Köln, Journalist
Prof. Dr. Manfred Weißbecker – Jena, Historiker, Hochschullehrer
Dr. Gerd Wiegel – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Redakteur



Rückenschmerzen?

**Aufrecht gehen
und nicht
verbiegen lassen!**

Linke Standpunkte zu Politik, Wirtschaft
und Kultur, Berichte aus den neuen
Bundesländern, Ratgeber, Leserreisen,
Bücher- und Videoservice

Neues Deutschland

Neues Deutschland, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin
Im Probeabo 3 Wochen kostenlos!
Abo-Service (030) 293 90-800, www.nd-online.de

www.sozialismus.de

Sozialismus 2002

Antiamerikanismus?

Tobin-Steuer

Zukunft der politischen Bildung

Was brachte der Streik?

Gewissenssicherheit: Egon Bahr zum 80.

Frankreich - Finnland - Indonesien

Juni 2002

Einzelheft A 6,20

ITALIEN ALLEANZA NAZIONALE



ÖSTERREICH FPÖ



CONTRA RECHTSPOPULISMUS



FRANKREICH FRONT NATIONAL



HOLLAND LISTE PIM FORTUYN



DÄNEMARK DANSK FOLKEPARTI



Kehrbaum: Ergebnisse der IG Metall Jugend-Studie; Brigitte Kurzer/Manfred Scherbaum/Andreas Tiedemann: Krise, Krisenerfahrungen und Bildungsarbeit in der IG Metall; Kay Beiderwieden: Schöngerechnet: Berufsbildungsbericht 2002

Bernhard Sander: Frankreich vor den Wahlen zur Nationalversammlung; Pertti Hynynen: Finnland – die Regenbogen-Koalition und die NATO-Frage; Theodor Bergmann: US-Imperialismus – ohne Grenzen? Rainer Werning: Krisenkaleidoskop Indonesien; Dieter S. Lutz: Egon Bahr zum 80. Geburtstag; Dieter Prokop: Stichwort – Gewalt in den Medien

Supplement: Hansgeorg Conert, Das amerikanische Imperium
Der »Krieg« gegen den Terrorismus als Etappe der neuen Weltordnung

Einzelheft: € 6,20; Abo: € 62,-, Probeheft: Redaktion Sozialismus
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg, Fax 040/280 505 68
e-mail: redaktion@sozialismus.de

Redaktion Sozialismus: Anti-Amerikanismus? Joachim Bischoff/Bernhard Müller: Europa auf dem Weg nach rechts? Mathias Brodkorb: NPD = NSDAP? Klaus Bullan: Erfurt – was sind die Folgen?

Michael Wendt: USA: Kritik des Frühjahrsgutachtens 2002 der deutschen Wirtschaftsforschungsinstitute; Fritz Fiehler: Zur Machbarkeit einer Devisentransaktionssteuer (Tobin-Tax)

Richard Detje/Dieter Knauß/Otto König: Was brachte der Streik? Martin Allespach/Tom



Solidaritätsveranstaltung

22. Juni 2002, 13 Uhr, Audimax, Humboldt Universität zu Berlin

mit:

Carlos A. Lozano, Direktor der Wochenzeitung VOZ
Luz Perly Córdoba, Vereinigung der Kokabauern
Olger Santodomingo, Gewerkschaft USO

Veranstaltet bzw. unterstützt u. a. von:

Linke Liste an der Humboldt-Universität, Arbeitskreis Lateinamerika in der PDS, Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika (FDCL), Gruppe Colombia-Berlin, Gruppe Nueva Colombia
Tageszeitung *junge Welt*

www.jungewelt.de

10-Wochen-Probeabo: 0 30/53 63 55-45

Die Tageszeitung
jungeWelt